This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Geistesströmungen

H. M. Richter.

EG2646

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an Herrn Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin zu richten, oder durch eine der Buchhandlungen seines Wohnorts dem Genannten zu übermitteln.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R.W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.*). Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken, wie zunächst bei Mirza-Schaffy, wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Die Jahresserien beginnen und schliessen in der Regel am 1. December. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Genossen und Förderer des Vereins beigefügt werden.

---

* In *Oesterreich-Ungarn* nach Cours; in der *Schweiz* 40 Frcs.; in *Italien* 40 Lire Gold; in *England* 1 Pfd. 15 sh.; in *Holland* 20 Gulden; in *Frankreich* und *Belgien* 40 Frcs.; in *Russland* 15 Rubel; in *Amerika, Afrika* und *Australien* 15 Dollar.

Beitritts-Erklärungen, Zuschriften und Cassa-Sendungen sind zu adressiren: „An Herrn Verlagsbuchhändler A. Hofmann, Berlin W., Kronenstrasse 17."

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen ebenfalls Beitritts-Erklärungen entgegen.

Die bis jetzt gewonnenen Autoren sind:

Auerbach, Dr. Berthold.
De Bary, Prof. Dr. A.
Bartsch Prof. Dr. K.
Bluntschli, Prof. Dr. J.C.
Bodenstedt, Prof. F.
Büchner, Dr. Louis.
Carrière, Prof. Dr. M.
Cohn, Prof. Dr. Ferd.
Droysen, Prof. G.
Ebers, Prof. Dr. G.
Ecker, Prof. Dr. J. A.
von Eye, Dr. A.
Falke, Prof. Jacob.
Falke, Dr. J.
Fischer, Prof. Dr. Kuno.
Fontane, Th.
Frenzel, Dr. Carl.
Funke, Prof. Dr. Otto.
Gneist, Prof. Dr. R.
v. Giesebrecht, Prof. Dr. W.
Goldbaum, Dr. W.
Gutzkow, Dr. Carl.
Gosche, Prof. Dr. Rich.
Gerock, Dr. Carl.
Göll, Dr. Herm.
Häckel, Prof. Dr. E.
Hanslick, Prof. Dr. E.
Hassel, Prof. Dr. Carl.
Henne am Rhyn, Dr.
Hering, Prof. Dr. E.
Hermann, Dr. Emanuel.
Heyse, Dr. Paul.
v. Hochstetter, Prof. Dr. F.
Huber, Prof. Dr. Joh.
Justi, Prof. Dr. C.
Keller, Gottfried.
Laas, Prof. Dr. E.
Lammers, A.
v. Lasaulx, Dr. A.
Laube, Dr. Heinrich.
Lindau, Dr. Paul.
Laur, Dr. Eugen.
Lauser, Dr. W.
Lehmann, Dr. Max.
Lemke, Prof. Dr. Carl.
Lippert, Dr. J.
v. Löher, Prof. Dr. Franz.
v. Lützow, Prof. Carl.
Meissner, A.
Noë, H.
Osenbrüggen, Prof. Dr. E.
von Osten.
Pisco, Prof. Dr.
Reitlinger, Prof. Edm.
Richter, Prof. Dr. H. M.
Rogge, Dr. W.
Rosegger, P. K.
Rodenberg, Dr. J.
v. Sybel, Prof. Dr. H.
Scheerer, Prof. Dr. W.
Schmidt, Prof. Dr. A.
Schmidt, Prof. Dr. O.
Spielhagen, F.
v. Schack.
Sterne, Carus.
Steub, L.
Strodtmann, A.
Stieler, Dr. Carl.
Sanders, Dr. Daniel.
Vambéry, Prof. H.
Vogt, Carl.
v. Weber, M.
Woltmann, Prof. A.
Ziegler.
Zittel, Prof. Dr. C.

Wir glauben für unsere zweite Serie, welche für das Vereinsjahr 1875 wiederum sieben Werke bieten wird, literarische Erscheinungen gewonnen zu haben, die der Zustimmung jedes gebildeten Literaturfreundes gewiss sind. Als den Inhalt der zweiten Serie kündigen wir an:

BERTHOLD AUERBACH:
Tausenderlei Gedanken des Collaborators.

CARL GUTZKOW:
Rückblicke auf mein Leben.

CARUS STERNE:
Zur Geschichte der Schöpfung.

H. M. RICHTER:
Aus der Zeit der Aufklärung.

PAUL HEYSE:
Giuseppe Giusti, sein Leben u. seine Dichtungen.

F. BODENSTEDT:
Shakespeare's Frauengestalten.

CARL FRENZEL:
Renaissance- und Rococo-Studien.

Obigen Werken werden sich je nach Fertigstellung anschliessen:

PAUL LINDAU:
Beaumarchais.

H. NOË:
Lebensbilder aus Italiens Inselwelt.

MAX LEHMANN:
Scharnhorst ein Lebensbild.

R. GOSCHE:
Jonathan Swift, ein Zeitbild a. d. XVIII. Jahrh.

JUL. RODENBERG:
Elsässer Geschichtsbilder.

LOUIS BÜCHNER:
Aus dem Geistesleben der Thiere.

J. C. BLUNTSCHLI:
Kirchen- u. Staatsmänner seit der Reformation.

J. LIPPERT:
Böhmische Dörfer.

Das Curatorium:

Dr. R. Gneist
Ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath und General-Intendant der Königlichen Museen zu Berlin.

C. v. Dachröden
Königl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen
Stadtrath.

Geschäftsführende Leitung: **A. Hofmann**, Verlagsbuchhändler in Berlin.

Dr. L. Lenz, Schriftführer.

Geistesströmungen

von

H. M. Richter.

I. Theil: Deutsches Geistesleben in Oesterreich.

II. Theil: Aus dem Zeitalter der Aufklärung.

Berlin 1875.

A. Hofmann & Comp.

Special-Agent für die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika:
E. STEIGER, 22 & 24 FRANKFORT STREET, NEW-YORK.

DB30
R5

Vorwort.

Das Buch, welches ich der deutschen Lesewelt übergebe, stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, wie die Strömungen, welche ihren Quell in dem deutschen Volksgeiste haben, in Oesterreich Eingang gefunden und wiederum Gegenströmungen hervorgerufen haben; welche Gewalten sich ihnen entgegenstellten, wie das deutsche Volk in Oesterreich in jeder geschichtlichen Epoche gedacht und gefühlt hat. Die Ostmark hat in den älteren Zeiten deutscher Geschichte dem Leben und Bewegen deutschen Geistes manchen Anstoß gegeben, in der neueren Geschichte jedoch fast nur solchen empfangen. Der einstige Geber war in der Folge ein Empfänger und zu Zeiten nicht einmal ein dankbarer. Als den eigentlichen Scheidepunct der bis dahin gemeinsamen Geistes-Entwickelung von Deutschland und Oesterreich darf man die Reformation betrachten. Ihr mußte deshalb eine eingehende Darstellung gewidmet werden. Sie kann in diesem Buche, das Politisches meidet, unmöglich erschöpfend sein; allein eine Verarbeitung der vielen in neuester Zeit (seitdem der Bann, welcher früher auf dieser Geschichtsepoche lastete, gehoben ist) in Programmen und in Publicationen provinzieller Geschichtsvereine niedergelegten Forschungen ist in den betreffenden

Capiteln versucht worden. Der Antheil an dem gegenwärtigen, großen, weltbewegenden Kampfe zwischen Staat und Kirche kommt dem Interesse an der geschichtlichen Darstellung von Reformation und Gegenreformation zu Gute.

Indem ich die wechselvollen Schicksale des deutschen Geisteslebens bis zu dem Tode des letzten Habsburgers zusammenhängend erzählt habe, bin ich mit dieser Erzählung nicht blos an einen von der politischen Geschichte gesetzten Markstein gelangt; ich habe dadurch auch den Skizzen, welche unter dem Titel: „Aus dem Zeitalter der Aufklärung" erscheinen, gewissermaßen eine Einleitung gegeben und so dem Ganzen gleichsam den Charakter einer von den ältesten Zeiten bis in den Beginn der „neuesten Zeit" (1815) reichenden Culturgeschichte verleihen können. Es waren aber auch andere Gründe entscheidend, die pragmatische Darstellung mit dem Tode Karls VI. zu verlassen. Mit ihm sinkt der mittelalterliche, österreichische Feudalstaat in das Grab. Nach ihm beginnt das Streben, einen modernen Staat in Oesterreich zu begründen. Das Geistesleben manifestirt sich fortan auf den verschiedenen Gebieten namentlich der Politik und in kirchenpolitischen Strebungen, und zwar selbstständig neben dem deutschen. Dies darzustellen lag jedoch nicht im Plane meiner Arbeit.

Ich wollte eben so wenig eine österreichische Geschichte überhaupt schreiben als eine Geschichte des theresianisch-josephinischen Zeitalters. Mir war es vielmehr darum zu thun, zu zeigen, wie man in Oesterreich bemüht war, die verschütteten Verbindungswege, welche nach Deutschland führten, wiederherzustellen; wie nach einer langen Ebbe ein voller Strom deutschen Geistes in das Donauthal aus Deutschland eindrang, wie an diesem österreichischen Seitenaltare der Cultus des Schönen betrieben wurde und welche Wirkungen die große

literarische Bewegung des 18. Jahrhunderts, welche für Deutschland die Arbeit der französischen Revolution verrichtete, auf das deutsch-österreichische Volk ausübte. Ich durfte gewiß sein, daß es mehr Werth habe, Ergänzungen zur Geschichte des Lebens und Wirkens der hervorragendsten deutschen Geistesheroen, wie Lessing und Kant, aus Oesterreich beizubringen, als etwa in Denis den Nachahmer Klopstock's, in Alxinger den Nachahmer Wieland's eingehend zu würdigen. — Einzelne dieser Aufsätze sind früher schon in der „Oesterreichischen Revue" und im Feuilleton der „Neuen freien Presse" erschienen. Handschriftliches Material und seltene alte Drucke kamen in diesen Abhandlungen zur Verwendung, in welchen man eine nicht unwillkommene Ergänzung zur Literatur überhaupt, zu der über Lessing und Kant insbesondere finden dürfte. Der innere Zusammenhang dieser Abhandlungen wird von Jedermann erkannt werden.

Es hätte mir nicht an Materialien über andere Gegenstände gefehlt, wodurch ich den Stoff hätte abwechslungsreicher machen können. Wer wüßte nicht, daß namentlich Wieland, wie Goethe bezeugt, von tiefgehendstem Einflusse auf die Oesterreicher gewesen? Allein nur an Lessing und an Kant, in denen der freie Gedanke in den kühnsten Formen auftrat, war es möglich, den Anfang und das Ende des Aufklärungs-Zeitalters zu zeigen. In der Frage der Anerkennung oder Nichtanerkennung Kant's lag die Losung für das Geistesleben des Volkes. Denn er bedeutete die Offenbarung des neuen Zeitgeistes. Aber „Kant's Werke waren Contrebande" und in dem Briefe Sonnenfels', des Mannes, der Anfang und Ende der Aufklärungszeit in Oesterreich erlebt, mit welchem mein Buch schließt, liegt die volle Resignation des Schmerzes darüber, daß Oesterreich sich der Resultate der großen Revolution

des Kritizismus damals nicht erfreuen sollte, welche Hegel so schön bezeichnet: „So lange die Sonne am Firmamente stand und so lange die Planeten sich um die Sonne drehten, war es nicht erlebt worden, daß der Mensch sich auf den reinen Gedanken gestellt, man könnte sagen sich auf den Kopf gestellt und versucht hätte, die ganze Wirklichkeit nach seinem Kopfe umzubilden und aufzubauen. Alle früheren Revolutionen hatten lokale Zwecke gehabt, erst diese wollte die Menschheit umschaffen".

Wien, am 3. Februar 1875.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorwort III

I. Deutſches Geiſtesleben in Oeſterreich.

I. In der Oſtmark 3
II. Die Babenberger 10
III. Singen und Sagen 15
IV. Von Chroniken und alten Spielen 25
V. Forſchung und Wiſſenſchaft 32
VI. Der letzte Ritter und ſeine Zeit 43
VII. Am Scheidewege 59
VIII. Böhmen und die deutſche Reformation 66
IX. In den Alpen 69
X. Jeſuiten-Einflüſſe 75
XI. Die Entſcheidung 83
XII. Allgemeine Cultur-Verhältniſſe im 17. Jahrhundert . . . 90
XIII. Fremde Künſtler und Gelehrte 103
XIV. Die Anzeichen der Befreiung 115

II. Aus dem Zeitalter der Aufklärung.

I. Gellert im Karlsbade. — Gellert und London 123
II. Wien in der Leſſing-Epoche 141
III. Klopſtock, Leſſing und Joſeph II. 155
IV. Die Wiener Literaten und die Klotz'ſchen Händel 167
V. Leſſing's zweite Berufung nach Wien 187
VI. Joſeph II. und die deutſche Bühne 224

Seite

VII. Leſſing's Jugendliebe 231
VIII. Miß Sarah Sampſon 240
IX. Minna von Barnhelm 250
X. Emilia Galotti 256
XI. Die Wiener literariſchen Zeitſchriften der thereſianiſch-joſephiniſchen Epoche 264
XII. Reinhold der Jeſuitenzögling 290
XIII. Aus dem Stammbuche eines Studenten 298
XIV. Kantianer in Oeſterreich 307
XV. C. L. Fernow's Briefe aus Wien 317
XVI. Aus der öſterreichiſchen Adelsgeſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts 327
XVII. Ein Brief aus dem Jahre 1809 337
XVIII. Aus Sonnenfels' letzten Lebensjahren 342

I.

Deutſches Geiſtesleben in Oeſterreich.

1.

In der Ostmark.

Aus alter Germanenzeit. — Anfänge christlich-deutscher Cultur. — Die Klöster als Verbreiter der Gesittung.

Im Südosten deutschen Landes suchen wir die Spuren einer uralten germanischen Cultur. Im Donauthale saß, lange bevor die Römer vom Süden und Westen ihres Weltreiches ihre Niederlassungen an dem großen Strome gründeten, welchen schon Sallust für den gewaltigsten und erhabensten nächst dem geheiligten Nil preist, ein aus Asien nach Europa eingewanderter Keltenstamm, die Bojer. In den Alpen von Steiermark, Kärnten und Salzburg hieß er der Tauriskerstamm und später der der Noriker. Verloren ist jedoch die Spur des keltischen Daseins bis auf den Namen Vindomina. Die römische Cultur vernichtete all' diese Erinnerungen, als sie die Herrschaft im Donauthale erworben hatte. Der philosophische Marc Aurel hingegen hinterließ daselbst ein geschichtliches Andenken. Die sinkende Römermacht konnte jedoch nicht verhindern, daß kraftvolle germanische Schaaren in dem gesegneten Flußthale sich niederließen und der Imperator Probus vollführte das Werk der ersten, festen Colonisirung deutscher Stämme auf dem Boden des heutigen Wien. Wilde Stürme brachen herein, Hunnen und Ostgothen zogen an den Mauern des römischen Castells vorüber, brandschatzten das Municipium und stürzten die christlichen Altäre der Römer. In Wäldern und an Quellen wurden die Asen gefeiert, germanischen Gottheiten Opfer dargebracht, besonders dem allwaltenden Wuotan, von dem es in der Edda heißt: „Er giebt

Sieg den Söhnen, giebt Anderen Sold, Worte dem Fürsten, Witz den Mannen, Fahrwind den Schiffern, Lieder den Skalden, Mannheit und Muth dem heiteren Mann." Noch lebt die Erinnerung an die wilde Jagd dieses Gottes in den Sagen vom Hermanskogel bei Wien, die von einem Schimmelreiter und dem Spuke auf der Jägerwiese erzählen. Noch nennt das Volk in Oesterreich den Tag der heiligen drei Könige den Perchtentag, nach Perchta, der Göttermutter, gleichbedeutend mit Nerthus, Hertha. Die Sage vom Hörselberge bei Eisenach hat ihre Analogie in der vom Sieveringerbrünn'l nächst Wien, nur daß Frau Venus hier Frau Agnes heißt.

Vergebens kämpfte das christlich-römische Culturprincip gegen das barbarische Germanenthum; der heilige Severinus war sein letzter Vertreter. Mit seinem Tode geht auch der Rest christlich-römischer höherer Cultur in Ufernoricum verloren. Avaren, ein militärisch organisirtes asiatisches Reitervolk, überflutheten das Land und geboten in demselben. Unter ihrem Schutze kamen die Slaven: Slovenen, Serben, Croaten, Tschechen. Die Baiern kämpften damals gegen Slaven und Avaren um die Eroberung des Ostens für das Germanenthum, zugleich das Christenthum verbreitend. Die Stunde der Befreiung aus den Fesseln der Barbarei hatte geschlagen, da Karl der Große am Donauufer die Verschanzungen der Avaren erstürmte. Denn nun wurde das Land von der Raab bis zur Ens, mithin auch Wien, karolingisch und war so der christlich-germanischen Cultur gewonnen. Herein strömten bairische Ansiedler, und die Slaven wurden nun tiefer ins Land gedrängt. Von Salzburg wurde die christliche Lehre in die Ostmark getragen, woselbst karolingische Markgrafen regierten. In Tulln, das schon die Römer zum Hauptsitze gewählt hatten, wo in der Folge häufig Landtage gehalten wurden, manch Gebäude heute an altdeutsche Art und Kunst gemahnt, residirte des großen christlichen Kaisers Markgraf. Die Colonisation hatte von hier bis Enns rüstige Arbeit zu thun, sie breitete sich jedoch auch bis ins Steirische aus. Im Urwalde erklang die Axt, Mönche von Passau gesandt, rodeten die Bäume der Wildniß aus, wüste Länderstrecken wurden angebaut. Aus den bischöflichen Diplomen ist ersichtlich, daß die Bischöfe von

Passau Klöster stifteten und sie reichlich mit Gütern und Einkünften bedachten. Im Traungau, im Innviertel, im Attergau, in der ganzen Gegend, welche das heutige Salzkammergut, dieses Juwel der ostdeutschen Gebirgswelt bildet, waltete der Krummstab des Oberhirten von Passau. All' die Klöster und Stifter betrieben den Weinbau und sammelten um sich zahlreiche leibeigene Familien. Von Kaiser Ludwig dem Frommen und seinem Sohne Lothar wissen wir, daß sie Kremsmünster mit reichen Besitzungen ausgestattet, Ludwig der Deutsche schenkte dem Kloster Niederaltaich die Wachau bei Krems am linken Donauufer. Doch die magyarischen Raubzüge verheerten die zarten Keime der Cultur. Erst der welthistorische Sieg Otto's I. auf dem Lechfelde (955) eröffnete den östlichen deutschen Gauen eine bessere Zukunft, wurde entscheidend für ihre dauernde Verbindung mit dem deutschen Reiche.

Unter den Ottonen wurde die Ostmark erneuert und das ritterliche Geschlecht der Babenberger, treu dem Kaiser und Reich, schlug daselbst seinen Herrschersitz auf. Sie kamen aus Franken, woselbst nahe dem Erguß der Regnitz in den Main sich ihre Stammburg, Babenberg, erhob. Kühn und ausdauernd war ihr Kampf gegen Magyaren und Slaven, energisch ihr Vorgehen in der Sicherung und Erweiterung der Grenzen der Ostmark des deutschen Reiches, zahlreiche Städte wurden von ihnen angelegt, die Gehöfte mehrten sich in den Niederungen und auf den Höhen erhoben sich zahlreiche Stifter und Klöster, Pflegestätten des Glaubens und der Bildung. Die uralten Klöster St. Florian, Kremsmünster und St. Pölten wurden von den Markgrafen reichlich beschenkt. Das erste der genannten Klöster, über der Grabstätte des heiligen Florian erbaut, war wohl das älteste Heiligthum der Christen im heutigen Oesterreich. Die Verheerungen der wilden Avaren und Magyaren legten es wiederholt in Schutt und Trümmer, allein das Kloster erhob sich immer wieder und seinem Namen entsprechend blühte es fort durch die Jahrhunderte. Frühzeitig war hier in den Zellen der Mönche wissenschaftliches Leben heimisch; der bairische Geschichtschreiber Aventin sah zu Münchmünster einen Codex, welcher im Jahre 819 „im Kloster St. Florian" vollendet worden war. Der gottbegeisterte Bischof Altmann, welcher 1065

den Stuhl von Passau bestieg, übergab die erneuerte, um reichen Landbesitz vermehrte Stiftung den regulirten Chorherren vom heiligen Augustin. Die Klosterschule war weit und breit berühmt und blieb es durch ganze Jahrhunderte. Zahlreiche kostbare Handschriften wurden daselbst gesammelt und wohl verwahrt, in der Folge große Büchereien aufgestellt und mancher Geschichtsforscher, den die Wissenschaft heute noch mit Ehren nennt, ging aus diesem Kloster hervor, das von der südlichen Halde eines Hügels westlich von Enns in das freundliche oberösterreichische Land hinabblickt und den Gelehrten, Numismatiker oder Kunstfreund zum Eintritt in seine gastlichen Hallen ladet.

Altmann von Passau wird auch als Stifter von Göttweih bezeichnet. Auf einem 700' hohen Berge, sichtbar für den Donaufahrer, steht heute noch die Abtei, die im Jahre 1072 gegründet wurde. Zahlreiche Incunabeln und Handschriften, Alterthümer, Handzeichnungen weisen auf die Pflege von Wissenschaft und Kunst hin, welche hier emsig betrieben wurde. Da lebte ein Laienbruder Heinrich, an der Wende des 11. und 12. Jahrhunderts, bekannt als Verfasser zweier politischer Dichtungen. Das Gedicht „vom gemeinen (d. i. „Laien-) Leben und von des Todes Gehugde" (d. h. Erinnerung) geißelt die Fehler und Schwächen der Weltlichen und Geistlichen, der Priester, die freventlich mit geistlichem Gute Handel treiben, und der Ritter und Frauen.

Dicht an dem Donaustrome erhebt sich das berühmte Melk, von dem alte Urkunden und Gedichte erzählen, auf einem Felsen thronend. Eine alte babenbergische Stiftung, wahrscheinlich noch von Leopold's I. Tagen. Doch erst im Jahre 1089, am Tage des Festes des Ordensstifters, zogen Benedictiner daselbst ein. Lange Zeit war Melk der Sitz der Markgrafen, bis Leopold der Heilige auf den Kahlenberg, oberhalb Wien, zog; denn von dieser Höhe überblickte der streitbare Fürst das dies- und jenseitige Donauufer. Doch kehrte der gottesfürchtige Mann gerne und oft in der stillen Abtei ein, zu geistlichen Uebungen und zum Gebete. Reichlich beschenkte er das Stift und blieb den Priestern seines Heimatsortes auch dann noch wohlgewogen, als er, dicht neben seiner Burg, an der Donau Klosterneuburg erbaut und dort regulirte Chor-

herren seßhaft gemacht hatte. Melk aber blieb stets seinem Berufe getreu, eine Pflegestätte der Bildung und Gesittung zu sein. In Melk entstand das schöne Marienlied, die Hymne auf den heiligen Geist und die Sequenz auf die Jungfrau Maria. In demselben Kloster schrieb der Abt Erchenfried (um 1125) die Lebensgeschichte des daselbst bestatteten Märtyrers Coloman und legte die ältesten Klosterannalen an. So ist Melk innig mit der Geschichte des deutschen Geisteslebens verknüpft, wie es allen Freunden alter Dichtung wohlbekannt ist als der Ort, von welchem Kriemhilde zu den Hunnen fuhr,

— — — uf Handen wart getragen
vil manich golt vazriche, darinne braht man win
Den gesten zu der Straze: si musen willechomen sin
ein wirt was da gesezzun, Astolt, was der genannt etc.

Wie Klosterneuburg reich ist an Schätzen aller Sprache und Kunst, so auch Seitenstetten, die Stiftung Udalschalk's (zu Ehren der heiligen Jungfrau), dessen Bruder, Bischof Ulrich von Passau, sie auf römisch-classischem Boden weihte (1116), so Lambach, in lieblicher Gegend, welches der letzte der Grafen dieses Namens gegründet. An den Namen Leopold's des Heiligen knüpft sich noch eine andere Stiftung dieser Art: Heiligenkreuz. Der dritte Sohn des Markgrafen, der gelehrte Otto, war dem geistlichen Stande gewidmet. Heimgekehrt von der hohen Schule zu Paris, brachte er die Regel der Cistercienser mit. Der Vater aber gründete daselbst die Abtei, in deren herrlicher altdeutscher Kirche der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, ruht. Zur Zeit des Todes dieses Fürsten zählte man 20 Regularklöster in Oesterreich unter der Enns, darunter in Wien das der „Schotten", von Heinrich Jasomirgott für irische Mönche eingerichtet, die sich des Unterrichtes der Jugend gewissenhaft annahmen.

Nicht blos in Oesterreich, auch in Steiermark und Kärnten gab es fromme Stiftungen, zur Hebung der materiellen und geistigen Cultur in jenen Tagen einer dunklen Vergangenheit. Das Beispiel, welches die babenbergischen Fürsten durch die zwei Jahrhunderte der Cultivirung des Südostens gaben, fand vielfältige Nachahmung. Viele Adelige opferten ihre Güter für geistliche

Stiftungen. Die fromme Gräfin Hemma von Friesach gab den größten Theil ihres allodialen Landes im romantischen Ennslande der oberen Steiermark, zur Bestiftung einer Colonie St. Benedicts; und in einer von mächtigen Bergen umschlossenen Hochebene erhob sich Stift Admont (ad montes). Das Wirken der Admonter war segensreich in die Ferne der Zeiten. Der strahlende Hohenstaufe Friedrich II. stattete es bei seinem Besuche mit Privilegien aus.

In 800 wechselvollen Jahren hat dieses Ordenshaus für die Cultur des Landes vieles geübt, was werth ist der geschichtlichen Erinnerung. Neben dem Manneskloster blühte ein Nonnenkloster; daselbst schrieben Irmingard und Regilinde mächtige Pergamentbände, wie zu Götterweih die Klausnerin Ava abgeschieden von der Welt lebte, eine Dichterin, die uns ein „Leben Jesu" hinterließ. In all' diesen Ordenshäusern herrscht geistiges Leben. Einzelne Aebte oder ihre Capitularen erscheinen am Hofe der babenbergischen Fürsten als Capläne und erwerben Kenntniß von der Welt Händeln, viele sind uns als Chronisten, selten zuverlässige Geschichtsschreiber, vertraut, andere begleiten die zeitgenössischen Dinge in ihren Denkwürdigkeiten, die sie niederschreiben, mit belehrenden Glossen. Wieder andere verfassen Andachtsbücher, die sie mit Miniaturen ausstatten, malen Bilder auf Goldgrund, arbeiten mühsam an Copien von Handschriften. Altdeutsche Gedichte haben uns ihre Mitbrüder in großer Zahl hinterlassen, nicht werthvoll durch poetischen Gehalt, doch wohl geeignet, aus ihnen die geschichtliche Entwickelung unserer Sprache und des deutschen Schriftthums daraus kennen zu lernen. Ob wir die schönen Glasmalereien an Fenstern der Kirchen und Capellen, oder die überaus schön und kunstvoll geschriebenen Breviere betrachten, ob wir die Heiligenleben, die Martyrologien, theils zierlich abgeschrieben, theils mit vielem Fleiß verfaßt, lesen: immer erhalten wir den Eindruck des gewissenhaftesten, selbstvergessenen Strebens, das sich am glänzendsten darin manifestirt, daß wir nur zu oft nach dem Namen des Schreibers oder Verfassers vergebens suchen, einer Hingebung an die Sache dessen, was jener Zeit Wissenschaft hieß, und einer Uebereinstimmung mit Gedanken und Empfindungen des

deutschen Volksthums, die in unseren Tagen in Klostermauern nicht wieder vorkommen.

Während der ganzen Zeit der fränkischen Kaiser blieb Wissenschaft, Kunst und alle Bildung der ausschließliche Besitz des geistlichen Standes. Die neue von Frankreich ausgehende Wissenschaft drang alsbald nach Deutschland vor und fand ihren Hauptsitz in Oesterreich. Eine ganze Reihe geistlicher Dichtungen, die wir seit dem 12. Jahrhunderte in Oesterreich vorfinden, zeigt uns, daß die Ostmark und Kärnten die Zufluchtsstätte deutschen Geisteslebens geworden sind. Das Lied von Ezzo, dem scholasticus, bezeichnet Gervinus als „ein vereinzeltes aus der untergehenden Dichtung im inneren Deutschland verwehtes Samenkorn, aus dem in Oesterreich eine ganze Saat für unbestellte Felder gewonnen ward". Eine ganz autochthone geistlich-literarische Bewegung in Kärnten wird in den Büchern der Geschichte deutscher Dichtung verzeichnet. Viele von den österreichischen Dichtungen nahmen ihren Weg über die Grenze und befruchteten auch die rheinische Poesie.

II.

Die Babenberger.

Die Babenberger. — Wien als Mittelpunkt des Herzogthums. — Stadtrecht und Fürstengewalt. — Babenberger und Hohenstaufen.

Das größte Verdienst an dem geistigen Erblühen des Landes hatten die Babenberger. Von Leopold I., dem Erlauchten, angefangen bis zum Jahre 1156 erhielten von den deutschen Kaisern das Amt des Markgrafen von Oesterreich ununterbrochen die Babenberger übertragen, so daß die Söhne den Vätern, nicht wie Reichsbeamten, sondern wie erbliche Fürsten folgten. Sie waren Stützen der deutschen Kaiser in deren Kämpfen für die Kräftigung und Sicherung des deutschen Reiches gegen die Magyaren und andere Feinde. Die beiden Leopolde (III. und IV.) waren tief in die inneren Kämpfe Deutschlands zur Zeit Heinrichs IV. verwickelt. Leopold IV. hob die Macht seines Hauses vornehmlich dadurch, daß er die Schwester des Kaisers, Agnes heiratete. Als der fromme und freigebige Markgraf starb (1136), verlieh Kaiser Lothar II. die Mark des Verstorbenen jüngerem Sohne, Leopold V. Dieser sah seinen Stiefbruder Konrad, aus dem Geschlechte der Staufen, nach Lothar's Tod zum deutschen Könige erhoben.

Aus dem Kampfe der Staufen und Welfen ging das babenbergische Haus nur mit erhöhter Macht hervor. Als Heinrich II. (Jasomirgott) Baiern an die Welfen zurückgeben mußte, erhielt er sein Markgrafenthum als „Herzogthum für immerwährende Zeiten" aus den Händen des Kaisers Friedrich des Rothbarts, vergrößert durch drei oberösterreichische Gaue, mit dem Vorrechte

der weiblichen Erbfolge, mit ausschließlicher landesfürstlicher Jurisdiction. Das alte Abhängigkeitsverhältniß Oesterreichs zu Baiern hörte auf und das neue Herzogthum nahm nun selbstständige Wege der Entwickelung seiner Macht. So begünstigten auch politische Verhältnisse die geistige Entwickelung.

Dieser erste österreichische Herzog, Gemahl einer griechischen kaiserlichen Prinzessin, wählte nun zu seiner Residenz das bis dahin unansehnliche Wien, und gab damit seinen Nachfolgern in die Jahrhunderte Ziel und Richtung. Wir stehen an einem Wendepunkte der gesammten Volksgeschichte Deutschlands, indem wir bei dieser Thatsache angelangt sind. Gewiß hat bei dieser Ortswahl der Hauptstadt des Herzogthums ihre Verkehrslage entschieden. Und diese Verkehrslage bedingte wiederum die Expansion der dort residirenden Macht über Böhmen, Ungarn und Italien in späterer Folge. Für alle diejenigen Länder, welche die heutige österreichische Monarchie bilden, ist Wien die natürliche Hauptstadt. „Fächerförmig öffnen sich die meisten Kronländer auf Wien zu, so daß von einem Kronlande zum anderen oft der kürzeste, noch öfter der bequemste Weg über Wien führt. Alles, was aus dem Süden, aus den weiten ungarischen Ebenen der mittleren Donau selbst und aus der Hämus-Halbinsel heranzog, oder was über die bequeme Einsenkung der Karpathen, das heute sogenannte Karpathische Waldgebirge im Quellgebiet der Theiß, an diesem Flusse der Donau zuwanderte, oder was durch die mährische Pforte von der Weichsel und Oder her an der March die Donau erreichte — es drängte sich in das weite Flußthal bei Wien, d. h. in das Wiener Donaubecken und dann weiter an dem Strome hinauf in das Herz Deutschlands." Gothische, vandalische und suevische Völker, Attila's Hunnen, Heruler und Rugier, dann Slaven und Avaren, Magyaren, in neuerer Zeit die Türken zogen diesem Eingange zu. Deshalb suchten der große Karl und der große Sachsenkaiser Otto denselben durch Gründung der Ostmark an der Donau und durch feste Plätze zu verschließen. Lorch, Pöchlan und Melk waren bis in das 12. Jahrhundert die Sitze der Schützer deutscher Cultur. Nun ward es Wien, den Rücken des deutschen Volkes sichernd, ein Keil in die Gebiete der Slaven im Norden und Süden. Es hielt die Stürme

der Mongolen und Osmanen auf. Es ward zu einem Centralpunkte geistigen deutschen Lebens. Seine Lage an einem Hauptstrome, auf der rechten Seite das Aufhören der hohen Alpen, auf der linken Seite die tiefe Einsenkung des Marchthals, die bis in die Nähe des großen Völkerthores Krakau führt, begünstigte den Hauptort des Herzogthums, der allmälig zur Hauptstadt eines großen Donaureiches emporgewachsen ist. Selbst der böhmische König Ottokar, als er während des deutschen Interregnums von Böhmen aus das heutige Deutsch-Oesterreich zu einem Staate zu machen strebte, wollte Wien zu dessen Hauptstadt erheben. Freilich ist es die Kehrseite von dieser Gunst der Lage, daß in der Nähe von Wien gegen 70 Schlachten geliefert worden sind, und die häufige Gefahr, in welcher die Residenz späterer deutscher Kaisermacht schwebte, verhinderte nur allzuoft nachdrückliches Auftreten gegen den westlichen Reichsfeind.

Als treue Lehensleute folgen die Babenberger den staufischen Kaisern auf ihren Kriegszügen nach Italien und in das heilige Land. Daheim erwarben sie die Steiermark und waren hoch angesehen in deutschen Landen. Leopold VI., der Tugendhafte, galt für den Stolz und die Blume des Ritterthums, Gönner, Freund und Liebling der Dichter, sein zweiter Nachfolger, Leopold VII., der Glorreiche, war der Schirm und Hort eines kraftvoll aufstrebenden Bürgerthums. Er that es nicht blos allen deutschen Reichsfürsten gleich an kriegerischer Tapferkeit, er sorgte für das Innere seines Landes durch weise Gesetze. Unter ihrem Schutze wuchs Wien zu immer höherem Glanze empor. Die Kreuzzüge verhalfen der jungen deutschen Städtepflanzung zu rascher Blüthe. Der Zug der Kreuzfahrer ging durch Oesterreich auf der Donau und zu Lande in der Nähe Wiens nach Ungarn. In jedem Frühjahre zogen Pilgerschaaren die Donau hinab, sie genossen freien Durchzug in Oesterreich und fanden in Wien gastlichen Empfang. Die Bürger und Schottenmönche sorgten für deren Unterkommen in Herbergen vor den Stadtthoren. Jubelnd begrüßten die Wiener den Kaiser Barbarossa, als er an der Spitze des Kreuzheeres nach dem heiligen Lande zog. Der Schiffbau und die Beischaffung von Lebensmitteln aller Art gaben reiche Mittel des Erwerbs, schaarenweise zogen

Ansiedler herbei und schufen bald eine Wechselwirkung des Handels anderer deutscher Städte mit Wien, dessen Lage derart war, daß ihm der Verkehr mit der Levante und Constantinopel zufallen mußte. Leopold VII. gab der Stadt das Stapelrecht und den Kaufleuten 30,000 Mark als Darlehen. Am wesentlichsten nützte er dem Handel durch das nach seiner Rückkehr von der Kreuzfahrt verliehene Stadtrecht. Er verlegte den Markt von Hainburg nach Wien und bestätigte den grundbesitzenden Bürgern ihre Rechte.

Als Mutterrecht für alle späteren Stadtrechte ist das Stadtrecht Herzog Leopolds für die Stadt Enns zu betrachten. Die Gerichtsbarkeit übt der Stadtrichter. Die Gemeindebehörde bilden die sechs Geschworenen, die zunächst über den Markt und zum Nutzen und Frommen der Stadt Beschlüsse zu fassen haben. Die Bürger haben das Recht, frei über ihr Erbe zu verfügen, zu Gunsten von Weib und Kind. Fest gesichert erscheint das Hausrecht: „Wir bestimmen, einem jeden Bürger sei sein Haus eine Festung, desgleichen seinen Mitbewohnern und Jedem, der in das Haus eintritt oder flüchtet." Die strengste Strafe wird dem Störer des Hausfriedens. Ein solches Stadtrecht erhielt 1221 auch Wien. Diesem wurden die Stadtrechte an vielen Orten Deutschlands nachgebildet. Unter dem Schutze der Stadtrechte blühte Handel und Gewerbe und die Zwettler Reimchronik preist das Land ob seines Wohlstandes unter den Babenbergern:

„Das Land hat Ueberfluß genug an Vieh, Wein, Korn und andrer Frucht
Und was man braucht zu Leibesnot; Wildpret und Fisch und edles Brot
Das hat es wohl der Fülle gar, dazu die Donau, das Wasser klar,
Die in dem Lande rinnt zu Thal, die ziert die Landschaft überall;
Städt', Burgen, Dörfer noch dabei, macht sie so manches Mangel frei,
Und trägt dem Lande immer zu, zu beiden Zeiten, spat und früh
Das, was es selbst nicht haben mag, ohn' Unterlaß bei Nacht und Tag."

Tage der Unruhe verlebte das deutsche Herzogthum unter dem letzten Babenberger, Friedrich dem Streitbaren. Kurz war die Zeit seines Waltens und von Kriegen erfüllt. Er kämpfte gegen Ungarn und Böhmen, erwarb Krain, wich aber auch von der Politik seiner Ahnen, indem er sich von dem staufischen Kaiser Friedrich II. trennte. Darob verfiel er in die Reichsacht und

mehrere deutsche Fürsten drangen in Oesterreich als Executoren ein. Wien hielt zum Kaiser und verweigerte seinem Herzoge den Aufenthalt. Er hatte die Bürger mit Steuern gedrückt und durch Verführung einer ehrsamen Bürgersfrau den Wiener Bürgern Schande angethan. Was Wunder, daß die Wiener den großen Kaiser aus schwäbischem Geschlechte, der ihre Stadt zur deutschen Reichsstadt erhob, mit Jubel aufnahmen und ihn bei fröhlichen Festen feierten? Kehrte auch die Stadt unter des Streitbaren landesfürstliche Hoheit zurück, nimmer erwarb sich Friedrich die Liebe des Volkes, das seine Ahnherrn so sehr verehrt hatte. Im Kampfe mit den Ungarn fiel er, der letzte Sproße des babenbergischen Mannsstammes. Während der Böhmenkönig Ottokar die österreichischen Länder erwarb, endete der letzte männliche Sproße des Heldengeschlechtes auf dem Marktplatz zu Neapel, Friedrich, auf dem Schaffotte, an einem Tage der letzte Babenberger mit dem letzten Staufen! Ihre Freundschaft, ihr gemeinsames Ringen und ihr gemeinsames Ende illustrirte die Beziehung der beiden Geschlechter und den Zusammenhang der Ostmark mit dem deutschen Reiche.

III.

Singen und Sagen.

Die Spuren dichterischer Volkssage. — Das Nibelungenlied und sein Dichter. — Oesterreich, die hohe Schule des Gesanges. — Walther von der Vogelweide. — Werner, Tanhuser, Niedhart. — Deutsche Dichtung in Steiermark. — Höfische Dichtungen in Tirol.

Wie die Spuren geistlicher deutscher Dichtung, so suchen wir die dichterische Volkssage sowohl in Bezug auf den Schauplatz ihrer Handlung, als auch, wenn wir nach ihrem Bearbeiter fragen — in den Ostmarken deutschen Landes. In die Veste Pechlarn an der Donau verlegt das Nibelungenlied den Sitz von Wuotans treuem Begleiter; dort hauft der sagenhafte Markgraf Rüdiger von Pechlarn. An vielen Stellen wird Wiens Erwähnung gethan, am ausführlichsten in der XII. Aventure: „Wie Etzel mit Kriemhilde brûte." Aus Niederland stammte der gehörnte Siegfried, aus dem Norden ward der verhängnißvolle Hort geholt, in Worms am Rhein liebten und beriethen die Nibelungen, im Odenwald geschah die grause That an Siegfried; aber in Wien ist eitel Freude und Fröhlichkeit; denn hier ist hochzeitliches Gelage. Etzel, der Hunnenkönig, sandte den Markgrafen Rüdiger von Pechlarn an den Burgunderhof, die schöne Kriemhilde zu freien. Zu Tulln erwarten König Etzel und seine aus fernen Landen geladenen Gäste die mit reichen Schätzen nach Ostarrichi gekommene Braut, von wo sie der König am nächsten Morgen nach Wien zu führen gedachte, um hier das königliche Beilager zu feiern. Etzels Mannen reiten durch Oesterreich, die Braut einzuholen und die

Straße stäubt vier Tage lang, als ob es brenne. Zur Pfingstzeit ist's, als König Etzel zu Wien das Beilager hält und siebzehn Tage währt das Fest. Und nicht blos der Schauplatz eines Theiles der herrlichen Dichtung ist die Ostmark: das Gedicht ist in Oesterreich gewachsen." Daß das Nibelungenlied an der Donau, in Oesterreich ist verfaßt worden, haben gründliche Untersuchungen (Spaun, Holtzmann und Zarncke) längst außer allen Zweifel gesetzt. Daß es in der Strophe des ältesten Minnesingers, des Kürnberger's, abgefaßt ist, dessen Stammschloß auf der Kürenberger Höhe oberhalb Linz bei Wilhering gestanden, ist männiglich bekannt. Ob nun dieser älteste Liederdichter, von dessen Liedern, die zu den frischesten und volksmäßigsten der älteren Lyrik gehören, nur Weniges auf uns gelangt ist, auch der Verfasser des Nibelungenliedes ist — wie Pfeiffer meint — ist fraglich und ist der Gegenstand des Streites. Gleich viel, das Nibelungenlied ist in Oesterreich gemacht und die Gegner der Ansicht von der Autorschaft des Kürnberger sagen: „Der wunderbar poetische Blumenwuchs, der in den adeligen Kreisen von Oesterreich emporsproßte, umrankte auch die alten nibelungischen Steinsäulen. In derselben aristokratischen Gesellschaft, in welcher die Minnelieder entstanden, wurden auch neue Lieder von den Nibelungen gedichtet." Zu Wien halten die babenbergischen Fürsten glänzenden Hof. Ein reicher und mächtiger Adel haust auf seinen Burgen zerstreut über das Land. Und in diesen höchsten Ständen herrschte ein bemerkenswerthes Interesse nicht blos für die Pflege der Poesie, sondern der lebhafteste Drang selbst Poesie zu machen. Auch die „Gudrun", die Odyssee neben der Iliade, stammt, wie das Nibelungenlied, von unbekanntem Verfasser aus der Ostmark, wie auch die einzige Handschrift, welche von der „Gudrun" übrig geblieben ist, im Auftrage des Kaisers Maximilian I. angefertigt und in der Ambraser Sammlung zu Wien sich befindet. Wie von Oesterreich im elften Jahrhunderte die Wiedererweckung der geistlichen Dichtung, von hier im zwölften das weltliche, volksmäßige Epos ausgegangen und auf diesem Boden seine reichsten und schönsten Blüthen getrieben hat, so ist auch hier die Wiege und Heimat der Lyrik. Oesterreich galt zur Zeit der Babenberger als die hohe Schule des Gesanges. Dorthin schickten

Franken und das Rheinland ihre Sänger, zu lernen: singen und sagen. Noch mehr: die Bildung der mittelhochdeutschen, höfischen Sprache ist mindestens eben so sehr das Werk Oesterreichs als Schwabens.

Die ältesten Minnesänger der von Kürenberg (1120—40) und Herr Dietmar von Aist ließen sich in Oesterreich vernehmen. Der Letztere, urkundlich nachgewiesen in dem Zeitraume von 1143—71, ist ein Oberösterreicher, dessen Burg zwischen Ried und Wartberg lag. Die eigentliche lyrische Kunst des Mittelalters feiert jedoch ihren höchsten Triumph in Walther von der Vogelweide. Sein Geburtsort lag im Eisackthale in Tirol. Schon in grauer Vorzeit finden wir eine frische Strömung deutschen Geistes in den Thälern der Tiroler Alpen. Der Name des gewaltigen sagenhaften Dietrich von Bern ist auch in den Bergen von Tirol erklungen. Deutsche Dichtung hatte die Heldengestalt des großen Gothenkönigs Theodorich mit Drachenhelm und geflochtenem Ringpanzer, thorflügelbreitem Holzschild und Riesenschwert bewehrt, in den letzten grausigen Kampf der Nibelungen an Etzels Hof im Ungarlande verflochten; deutsche Kunst die rauhen Alpen mit dem Rosengarten und der Krystallburg König Laurins geschmückt, die schöpferische Phantasie belebte die Thäler mit „Saligen fräulein' und die Höhlen und Schluchten der Gebirge mit Riesen und Zwergen. Dort stand die Wiege Walthers.

Die Babenberger hatten das Wiener Leben mit edlen Sitten überkleidet. Dorthin zog es den edlen Mann schon in jungen Jahren; dort lernte er singen und sagen, nach seinem eigenen Geständniß: „Ze Osterrîche lernt ich singen unde sagen." Denn der babenbergische Hof zu Wien wetteiferte in der Begünstigung des Sanges mit dem des Landgrafen in Thüringen. Da gab es glänzende Feste, Turniere der Ritter und Sängerkampf zwischen Minnesängern. Den Mittelpunkt dieses höfischen Lebens bildete Herzog Leopold VI., der Tugendsame, Jasomirgotts älterer Sohn, derselbe, der ins heilige Land gezogen war und später König Richard Löwenherz auf Dürrenstein gefangen hielt. Zu Graz ritt er bei einem Turniere in die Schranken und erlitt am Weihnachtsfeiertage eine Verwundung, an deren Folgen er starb. „Was bedarf ich der

Sonnenwonne", sang Reinmar, die Nachtigall von Hagenau, „seit aller Freuden Herre Liupold in der Erde liegt, den ich nicht einen Tag traurig sah. Es hat die Welt an ihm verloren, daß ihr nie an einem Manne solcher Schade geschah. Sei ihm gnädig Herre Gott, denn ein tugendhafterer Gast kam in dein Ingesinde nicht." Hatte dieser so sehr betrauerte Fürst eine Reihe von Sängern an den Wiener Hof gezogen, so war dessen Sohn, Friedrich der Katholische, nicht minder ein Freund der Musen und vor Allem ein Gönner Walthers. Aus dessen Gedichte ersehen wir, daß der Dichter während der kurzen Regierung dieses Fürsten ein gar herrlich Leben am Wiener Hofe genossen hat. Diesem Herren zu Ehren erfand er den „Wiener Hofton", in welchem seine Sprüche gedichtet sind, die Denkmale seiner nationalen Gesinnung. In einem Gedichte „An Friedrich von Oesterreich" („Mir ist versperret des Glückes Thor ꝛc.") feiert Walther seinen Gönner. Bald war sein Gönner Friedrich, heimgekehrt aus dem heiligen Lande, am 16. April 1198 gestorben und sein Nachfolger Leopold VII. entzog dem Dichter seine Huld. Dem Geschiedenen widmet der Sänger den rührendsten Nachruf:

„Gelehrter Fürsten Krone, mit auserwählter Tugend,
Mit Zucht, mit Kunst, mit Güte, hat Gott zu sich genommen.
Er lebte tadelsohne mit alter Kunst in Jugend,
Nach Preis stand sein Gemüthe; sein Name war gekommen
Zu hohen Ehren: Friedrich, der nach dem Himmel warb.
Gott geb ihm ew'gen Segen, den Wunsch soll jeder hegen,
Da edler Fürsten, die ihm gleich, noch selten einer starb.

Nicht beachtet von dem neuen Fürsten, verleiht er seiner gedrückten Stimmung Ausdruck. Walther! so läßt er den Wiener Hof sich anreden, Walther! Ich sollte Dir lieb und angenehm sein und nun bin ich Dir zuwider: daß sich Gott erbarme! Einmal war ich groß und nur des Königs Artus Hof war meinesgleichen; jetzt ist es öde und leer und Niemand empfindet Liebe zu mir. Früher war ich so freigebig, jetzt habe ich weder Kranz noch Schleier, noch Frauen zu einem Tanz. — Als fahrender Sänger mußte er hinausziehen auf eine lange Wanderschaft. In trübster Stimmung wendet er Oesterreich, der „Heimat", den Rücken. Zu Philipp von

Schwaben, für den er, ein „politischer Dichter", Partei genommen hatte, zieht er, mit Jubel verkündet er, ein Augenzeuge, die Krönung des staufischen Fürsten. Als Gast finden wir Walther wieder in Wien bei Gelegenheit der Schwertleite Leopold's VII. (1200 am 28. Mai). Er rühmt die Freigebigkeit des Fürsten, der da mit vollen Händen Gold, Silber und Gewänder gab, als wär's gefunden und Pferde, als ob es Lämmer wären, an die begehrenden Gäste verschenkte und den Sängern die Schulden in den Herbergen zahlte. Damals trug er, an diesem Feste, sein herrliches nationales Lied vor: „Deutschland über Alles." Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er nach Wien zurück, mit der alten Anhänglichkeit an die zweite Heimat. Wie ein fahrender Sänger, bedingt er sich, bevor er die Mähre bringet, von dem, was er gesehen, den Willkommgruß der schönen Frauen. — Andere Berichte lassen ihn 1203 bei Gelegenheit von Herzog Leopold's Vermälung und an der Seite König Philipp's in Wien erscheinen. — Der Glanz des Wiener Hoflebens, die edlen deutschen Sitten in Ritter- und Bürgerkreisen erwecken in dem Sänger die Sehnsucht in Wien verbleiben zu können. Seine ganze Sorge, sagt Walther, drehe sich um gotes hulde, um die Liebe seiner Frau und den Hof zu Wien, der sich seiner „erwert unrehte manegen tac", öfters ruft er die herzogliche Milde an. Ihm blieb „verspart der saelden tor." Er setzte sein fahrendes Leben fort, bis er auf seinem Lehen in Franken in der Nähe Würzburgs Ruhe findet. Im Mai 1216 traf er auf dem Würzburger Hoftage mit Herzog Leopold von Oesterreich zusammen und wieder erwacht, nach vielen Jahren, die nimmer ruhende Sehnsucht nach Wien, wo er einst eine glückliche Jugend verlebt hatte, nach dem babenbergischen Hofe, der immer und überall das Ziel seiner Wünsche geblieben war.

„Das ist der wonnigliche Hof zu Wiene:
Ich ruhe nimmer, bis ich den verdiene,
Da er so mancher Tugend mit so stäter Treue pflog."

Wohl dürfte ihn der Herzog an den Hof geladen haben; denn wir finden den Dichter 1217 wieder in Wien. Er kehrte ein bei des Herzogs Oheim Heinrich am Hofe zu Mödling, beim Patriarchen von Aquileja und beim Herzoge Bernhard von Kärnten in

Villach oder St. Veit. In dem Gedicht „Drei Höfe" preist Walther den Patriarchen Berthold von Andechs, den Wiener Hof des Herzogs Leopold von Oesterreich und Steiermark und den Hof des Herzogs Heinrich in Mödling. Im Jahre 1219 kehrte Leopold VII. aus dem heiligen Lande von der Kreuzfahrt zurück und Walther begrüßt ihn in dem schönen Gedichte: „Herzog aus Oesterreich, es ist euch wohl ergangen" ꝛc. Im Frühjahre 1220 scheint Walther wieder aus Wien zurückgekommen zu sein, begab sich auf die Fahrt nach Palästina und starb zu Würzburg 1230.

Reinmar der Alte, von Gottfried von Straßburg so sehr gefeiert, „die Leitfrau des Nachtigallenheeres" aus Hagenau, lebte, wie schon erwähnt am Hofe der Babenberger zu Wien. Tiefgehend war sein Einfluß auf die anderen Sänger, wie auch auf Walther, doch ist es auch nur zu wahrscheinlich, daß er es war, der Walther'n vom Wiener Hofe verscheuchte. Unbestritten war sein Rang unter dem älteren Herzog Leopold, dessen Hinscheiden ihm die oben citirte Klage abringt, und mit seinem Ansehen wirkte er auch am Hofe des jüngeren Leopold's. Dieser, Leopold VII., der Glorreiche, galt im Volksmunde als Dichter und auch der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, dichtete Minnelieder. Diesen pries der Tanhuser in einem schönen Liede, ihm widmet der Sänger die rührende Klage, da der Streitbare gefallen war. Und mit allem Grunde; denn der sangesfreudige und freigebige Herzog hatte ihn vom „Gast" zum „Wirthe" gemacht und ihm Hof zu Wien und Haus zu Himberg geschenkt. Am Wiener Hofe fanden Pfeffel und Bruder Wernher Gunst und Brot. Reichlich bedacht wurde vor Allem Nidhart von Reuenthal, ein Rittersmann und Dichter, der aus Baierland gezogen kam. Ihm schenkte nach Wunsch der Herzog Friedrich ein Häuschen am Lengebach (Neulengbach). Da lebt er froh und freudig, besucht die ländlichen Feste der Bauersleute, die er bei Ballspiel und Tanz beobachtet und uns sie in gar köstlichem, launigem, volksthümlichem Tone abschildert. Auf dem Tullnerboden treibt er sich umher, in Königstätten, Moosbirbaum, Atzenbruck. Wir lernen durch ihn wohllebigen Mittelstand und reiche Bauern kennen, Gemüthlichkeit und Wohlbehagen, wie selten in Zeiten der Feudalität zu finden war. Solch ein Volk verdient seinen Poeten

und der höfische Dorfpoet ward wiederum im besten Sinne des Wortes populär. Daß er die „Dörperheit" (Tölpelhaftigkeit) der Bauern verspottete, hinderte nicht, daß das Volksgemüth dankbar sein Andenken als den Poeten der Gedrückten treu bewahrte und noch Jahrhunderte später erzählte man vielerlei Abenteuer von ihm; ja die Sage machte ihn zum Hofnarren Herzog Otto des Fröhlichen († 1339). Man dichtete Lieder in seiner Manier und verbreitete sie unter seinem Namen; und die erſten Lieder der Minnesänger, die im 15. Jahrhunderte durch den Druck vervielfältigt wurden, waren die des lustigen Nidhart oder Neithart von Reuenthal. Die Verwilderung der Sitten, die Kehrseite des ländlichen Lebens, schildert uns das Gedicht Meier Helmbrechts, ein echtes Bild deutscher Vergangenheit — deshalb von Freytag wieder erzählt — zugleich eine Dichtung, wie das deutsche Mittelalter keine zweite besitzt, die dieser frischen, lebensvollen und ergreifenden Schilderung aus dem Volksleben an die Seite gesetzt werden könnte. Sie ist in Oesterreich von Wernher den Gärtner verfaßt und ihr Schauplatz liegt auf österreichischem Boden, nahe dem Innflusse. Dort ist der Helmbrechtshof nachgewiesen.

Allein nicht nur im Herzogthum Oesterreich blühte die Kunst des Gesanges. Der Same der Dichtkunst wurde auch in die grüne Steiermark hinüber getragen. Auch dort giebt es der Sänger eine ganze Reihe bis hinab zum Zachäus von Himmelberg, Rudolf von Stadeck und Herrand von Wildon, die Genossen Ulrich's von Lichtenstein. Dieser Letztere bezeichnet den Verfall der Kunst und der edlen ritterlichen Sitte. Im oberen Murthale bei Judenburg stand seine Stammburg; noch ragt eine Ruine von derselben in die Lüfte. In früher Jugend kam er an den Babenberger Hof und wohnte zwanzig Jahre nach Walther's letzter Anwesenheit in Wien der Vermälung von Leopold's VII., des Glorreichen, Tochter Agnes mit Bernhard von Sachsen bei. Anderthalbhundert junge Edelleute empfingen damals den Ritterschlag; an tausend Grafen und Dienstmannen gab der Herzog Gold, Silber, Pferde und Kleider, wie damals, als er die Schwertleite empfing und von Walther ob der fürstlichen Freigebigkeit gepriesen wurde. An tausend Ritter saßen an der gastlichen Tafel, nahmen an den

Tänzen und Ritterspielen Theil. Bei Herzog Friedrich dem Streitbaren, dessen Truchseß Ulrich war, erschien er oft und dichtete daselbst seinen „Frauendienst." Er trieb den abgeschmacktesten und ekelerregenden Minnecultus, der uns am deutlichsten den argen Verfall des Ritter- und Sängerwesens kennen lehrt; er leitet hinüber in die „kaiserlose, die schreckliche Zeit." Als schmachtender Knabe, wie als Ritter ist er eine gleich widerliche Erscheinung. Der „Don Quixote" des Mittelalters. Im langen weißen Frauenhemde, einen perlengestickten Hut auf zwei dichten Zöpfen als Frau Venus in Wien einreitend, von einer Schaar Ritter begleitet, die ihm auf der Fahrt durch Kärnten, Steiermark und Oesterreich folgen, damit sie von Frau Venus die Minne lernen, oder als König Artus durch das Land ziehend — ist er das Zerrbild des keuschen Minnesängerthums. Im Sommer zieht er im Dienste seiner Herrin von Turnier zu Turnier; im Winter sitzt er daheim und schreibt — doch nein, er kann nicht lesen und schreiben — dichtet sein Büchlein. Im österreichischen Lande aber zeigt man allüberall — von Katzelsdorf bei Wiener-Neustadt angefangen, wo er auf der berühmten Venusfahrt Turnier hielt und Frohsdorf, wo er mit Hermann dem Krotendorfer turnierte, — bis tief hinein in die Alpen die Spuren seiner Abenteuer.

So gehören Anfang, Blüthe und Ende des Minnesanges Oesterreich und dem babenbergischen Hofe an. Das Heitere und Behagliche artet aus in das Burleske und Schlüpferige. Die Berührung der höfischen und bäuerlichen Kreise, in den Tagen Leopold's VII. und Friedrich II., welche Fürsten es nicht verschmähten, bei ländlichen Festen Tanzlieder zu singen, verschlechterte beide Stände. Bei Steinmar aus Thurgau, der bei Rudolf's von Habsburg Heerzug gen Ottokar gewesen, ist der Minnedienst schon ganz ins Bäuerische hinabgezogen. Gemeine Dirnen, die ins Krautfeld gehen, sind seine Huldinnen und ihre Gunst wird mit ein Paar Schuhen erworben.

Am Längsten erhielt sich höfische Kunst in ihrer Reinheit in Tirol, der Heimat Walther's von der Vogelweide. Als die Lieder der Minnesinger in deutschen Gauen widerhallten, ertönte an den Ufern des Eisack die Harfe Leuthold's von Siben, eines

Zeitgenossen Walther's, mit dessen Liedern die seinigen so verwandt sind, daß sie zum Theile mit einander gemischt vorkommen. Zart, herzlich und anmuthig sind Leuthold's Lieder, kernig und sinnvoll seine Sprüche. Neben Sängern untergeordneten Ranges (Geltar, Neune, Waltram von Gresten) ragt der Ritter Rüdiger von Rubein hervor, welcher den Zauber der Liebe preist, einer der lieblichsten, innigsten und heitersten Dichter seiner Zeit. Noch steht bei Meran an der Völkerscheide zwischen Deutschland und Italien Schloß Rubein, an einen edlen Sänger mahnend. Der Burggraf von Lienz sang Tageweisen oder Wächterlieder, Ritter Hawart aus Antholz beklagt die Zerrüttung des deutschen Reiches in der Zeit des Interregnums, und daß das heilige Land noch im Besitze der Ungläubigen. Zahlreich sind die Lieder des Walter von Metz vom rechten Etschufer; durch frischen Ton zeichnet sich, am Ausgange des 13. Jahrhunderts, Hartmann von Starkenberg aus. In würdevollen Tönen, abgewendet von weltlicher Liebeslust, betrachtet Meister Friedrich von Sonnenburg die Dinge der Zeit, ein weltläufiger Mann, der Rudolf von Habsburg zu Frankfurt gewählt, zu Aachen gekrönt sah, ein weihevoller Sänger, der einen hohen Begriff von seiner Kunst hatte.

Nach ihm versiegt der Quell des Gesanges in Tirol auf lange Zeit. Allein wie in den anderen habsburgischen Landen einzelne späte Nachklänge des Minnegesangs sich vernehmen lassen — Graf Johann von Habsburg, der von den Zürichern drei Jahre gefangen gehalten wurde und Hugo von Montfort (Vorarlberg) — so auch in Tirol. Oswald von Wolkenstein ist ein ritterlicher, vielgereister Sänger († 1445). Reise- und Sangeslust bilden zwei energische Triebe seines bewegten Lebens. Schon als Knabe von 10 Jahren nahm er an einer Preußenfahrt Theil. Er blieb in Preußen zurück und lernte dort slavische Sprachen. Es trieb ihn weiter nach Lithauen, Polen, Rußland, an die Ostsee, in die Hansestädte, nach dem britischen Reiche, und nach dem schwarzen Meere bis nach Armenien und Persien. Allüberall nahm er an Kämpfen Theil. Mit fünfundzwanzig Jahren kehrte er, doch mit ergrautem Haar, zu den Seinen in den tirolischen Bergen wieder. Auf seiner fünfzehnjährigen Wanderung hatte er die Kenntniß

von 10 Sprachen erworben. Seine Liederkunst, seine musikalischen Kenntnisse machten überall Eindruck. In diese Zeit fällt sein Bekanntwerden mit dem Edelfräulein Sabina Jäger von Tisens, die sein ganzes Leben beunruhigte. Diese hieß ihn abermals in ferne Lande ziehen, das heilige Grab aufsuchen. Als er 1400 nach Tirol zurückkam, fand er die Angebetete mit dem alten Hausmann in Hall verheiratet. Mit König Ruprecht von der Pfalz zog er nun nach Italien und verblieb dort mehrere Jahre. Später schloß er sich in der Heimat dem Adelsbunde gegen Herzog Friedel an. Bald hochgeehrt als Freund des Kaisers und von Königinnen ausgezeichnet, bald eingekerkert, hat er des Lebens wechselvollste Geschicke erfahren, bis er auf seiner Burg Hauenstein 1445 die letzte große Reise antrat in jenes Land, aus welchem noch keinem Sterblichen Rückkehr gegönnt war. In keiner Art der Dichtung ließ er es unversucht, das leichte, süßliche Minnelied, das ernste didactische Gedicht, das religiöse Lied, das heitere Jahrzeitlied — Alles ist bei ihm vertreten. Noch einmal drangen schöne Melodien in Jubel und Klage durch das Waffengeklirre streitender Parteien, als Ritter Oswald von Wolkenstein mit Schwert und Harfe einsam aus dem grünen Tann von Hauenstein hervortrat — der letzte Minnesinger.

IV.

Von Chroniken und alten Spielen.

Chroniken. — Prosa. — Spruchdichter. — Verfall der Ritterſitte. — Die Preußenfahrten. — Heitere Spiele in Städten. — Chriſtliches Drama. — Das Drama in Tirol. — Volksthümlicher Charakter der Dichtung. — Die Gegenſätze Oeſterreich und Thüringen.

Inzwiſchen war die Zeit der Chroniken gekommen, der Mittelglieder zwiſchen Poeſie und Proſa, die letztere einleitend. Wie Rudolf von Ems eine Weltchronik begonnen, ſo hat Jans der Enenkel aus Wien um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine ſolche verfaßt, als Einleitung zu ſeinem „Fürſtenbuch aus Oeſterreich und Steier", welches die glanzvolle Geſchichte des Landes unter den Babenbergern erzählt. Ottokar von Hornek ſchildert lebensvoll den Kampf Rudolf's von Habsburg mit König Ottokar von Böhmen und iſt eine Quelle für Geſchichtsforſchung und Dichtung geworden. Nicht mit Unrecht giebt ihm Grillparzer in „König Ottokar's Glück und Ende" einen Platz in ſeiner Dichtung und läßt dem Habsburger durch den Mund des Chroniſten das Land preiſen, deſſen Beſitz ihm durch das Glück der Waffen zufällt. Auf dem prächtigen Schloß Runglſtein bei Bozen dichtete (1394) Sendlinger, ein Münchener Meiſterſänger, ſeine Weltchronik, die Gaſtfreundſchaft des kunſtfreundlichen Beſitzers Nicolaus von Vintler genießend, deſſen Hauscaplan, Poet und Abſchreiber er wurde. Dort fand er den Conrad Vintler, den Verfaſſer des „Tugendbuches", der die Blume der Tugend gemalt und mit holzſchnittartigen Umriſſen ein ſeltſames Charakter-

gemälde des tirolischen Adels entworfen hat, der wohl die Armen und Schwachen unterdrücke, statt sie zu schirmen, aber wie die Fledermaus davonschwirre, wenn er das Land vertheidigen und Steuern zahlen solle, der das Geld ehre und die Tugend verspotte, Uebermuth und Bosheit treibe, um in des Fürsten Rath zu kommen und sich mit Narrenplunder schmücke, um höfisch zu erscheinen. In dem sinnigen Spruche: „Wo der Ritter Bücher schwingt und der Mönch den Harnisch trägt, wo die Jungfrau zu Roß den Schützen spielt und Nonnen zu Hofe fahren, wo Männer spinnen und Kinder Bären schießen, da ist Alles verkehrt" — hat der lehrhafte Dichter die Thorheiten und Verirrungen seiner Zeit mit wenigen Strichen gezeichnet.

Früher noch als dieser lehrhafte Tiroler schrieben Oesterreicher Didaktisches in Fabeln und Parabeln. Die bîspel (Beispiele) des berühmtesten Dichters dieser Art, des Oesterreichers Stricker, waren allgemein beliebt. Der fruchtbarste Spruchdichter des 14. Jahrhunderts war Heinrich der Teichner. Ueber ganz Deutschland berühmt der ausgezeichnetste Vertreter der Heroldsdichtung, welche Turniere schilderte, die Bilder und Farben der fürstlichen und städtischen Wappen erklärte und dabei Zeitereignisse darstellte, war: Peter Suchenwirth aus Oesterreich. Dabei war die geistliche Lehrdichtung nicht verstummt, ein Beweis dafür ist Heinrich von Neuenstadt (Wiener Neustadt) mit seinem Gedicht „Von Gottes Zukunft" (Ankunft), welches die Erlösung der Welt durch Christum darstellt. Man kann nicht der Wiener Spruchdichter gedenken, ohne sich dankbar der vielen in ihren Sprüchen enthaltenen Andeutungen zur Sittengeschichte ihres Zeitalters zu erinnern. In einem der Spruchgedichte des Teichners findet sich (um 1360) folgende Vergleichung der Weise früherer Zeiten und des damaligen Jahrhunderts:

„El do pflag man mangerlay Schlacht
Yedermann, als in behagt;
Einer las, der ander sagt,
Etlich sungen neuen sang;
So hat einer den gedank,
Wie er ein guter ritter wär;

So was einer ein tichter
Guter buch und meisterhaft;
So chert einer sinn und chraft
Wie er chlöster und chirchen nert
Das ist alles nu verchert."

Wer nach ſolchen Dingen jetzt ſtrebte, ſagt der Dichter, den hielte man für einen „verdorbenen man".

Anderſeits iſt uns der Teichner ein Zeugniß für den Eifer der Oeſterreicher und Steirer an den Preußenfahrten. Seitdem Acre oder Ptolemais, der letzte Felſen, auf dem das Chriſtenthum in Paläſtina fußte, brach, wandte die mit dem Kreuzſchwerte bewaffnete Hand ſich gegen die Mauren auf der iberiſchen Halbinſel und nach dem Nordoſten von Europa gegen Livländer, Eſthen, Letten und Preußen. Durch faſt anderthalb Jahrhunderte zogen Oeſterreicher nach jenen Gebieten und ließen zu Tauſenden ihr Leben für die Chriſtianiſirung und Germaniſirung jener Lande. Nächſtdem, daß man ſich von dieſen Kreuzfahrten denſelben Segen erwartete, welchen ein Zug nach dem heiligen Lande brachte, gehörte es in den Zeiten des ſinkenden Mittelalters zum guten Tone gegen die Preußen gezogen zu ſein. Weltbekannt ſind die Züge König Ottokar's von Böhmen, in deſſen Heere die Edelſten von Oeſterreich und Steiermark ſtanden; aber auch die folgenden Jahrzehnte ſahen Schaaren öſterreichiſcher Ritter nach Preußen ziehen. Damen geboten den Rittern dieſe Gottesreiſe, manches fromme Gelübde ward auf dieſe Weiſe gelöſet. Religionseifer vereinigte ſich mit Ruhmſucht und Abenteurerluſt. Heinrich der Teichner geißelt die „Wiener Meerfahrer", nicht minder Peter Suchenwirt, der lange vergeſſen von Gottſche als Poet und Hiſtoriker wieder in die Erinnerung gebracht wurde. Suchenwirt urtheilte jedoch milder über den Verfall des Ritterweſens und der guten Sitten, als der Teichner, wenn er auch die Raubſucht der Ritter, ihr weichliches Hinleben tadelt. Wenn der Teichner die Preußenfahrten der öſterreichiſchen Ritterſchaft mit den ſchärfſten Worten geißelt, ſo feiert Suchenwirt in ſeiner poetiſchen Klage die unbedeutende und mit übertriebenem Prachtaufwand unternommene Kreuzfahrt Albrecht's III. mit dem Zopf. Schon früher hatte ein öſterreichiſcher Ritter, dem

man irrig den Namen Seifried Helbling gegeben, die bitterſten Klagen über den Zuſtand der öſterreichiſchen Lande erhoben und hier iſt es, wo wir zum erſten Male das Eindringen fremder Sitten in Wien, neben der zunehmenden Rohheit unter den Rittern und am Hofe, hervorgehoben finden. In Kleidung und Manieren ahme das Wiener Volk Böhmen und Ungarn nach und am Hofe werde während der Tafel von Kühen und gutem Wein geſprochen.

Die Leier der Sänger war verſtummt, Rudolf von Habsburg ſchaffte die läſtigen Hoffänger ab und zog den herzhaften Spaß des Hofnarren, der nun zu einer Art Inſtitution wurde — man denke an Kunz von der Roſen, den Hofnarren des luſtigen Kaiſers Max I. — den Bänkelſängereien vor. Die Tyrannei der Ritter war gebrochen, aus den Ruinen zertrümmerter Burgen erwuchſen die Rechte und Freiheiten des Volkes und in den Städten entfalteten das luſtige Schauſpiel und die ernſte Paſſion farbige Blüthen. Die erſten Habsburger, Friedrich der Schöne, Leopold II. der Glorreiche, Albrecht II. der Weiſe, Heinrich der Freundliche, Otto der Fröhliche — waren alleſammt heitere Geſellen. Freudige Faſtnächte, Maien- und Veilchen-Feſte und Weinleſen brachten Luſtigkeit. Der alte Nithard erſteht wieder als Ritter Neidhard Fuchs mit „wunderbarlichen Gedichten und Hiſtorien". Der „Pfaffe Amis" vom Stricker, die Geſchichte des weiſen engliſchen Prieſters, der von einem harten Biſchofe arg gedrückt wird, iſt in Oeſterreich entſtanden. Dieſe Art Schwänke reicht bis ins 14. Jahrhundert, wo Philipp Frankfurter zu Wien, der „Pfaff vom Kahlenberge", der einmal bei einer Proceſſion ſtatt einer Kirchenfahne ſeine Beinkleider an einer Stange trägt, die Bauern prellt, die Geiſtlichen verhöhnt und auch den Fürſten foppt, dem Volkshumor den Stempel des Cynismus und der Unfläthigkeit aufdrückt.

Der frohgemuthe Sinn des Wiener Bürgerthums ſpricht ſich in allen Dingen aus. Enea Silvio da Piccolomini ſchildert ſpäter die Wohnungen der Wiener als behaglich eingerichtet und mit koſtbaren Hausgeräthen ausgeſtattet. Die meiſten Häuſer waren an der Façade bemalt. Urkundliche Nachrichten bezeugen, daß um die Mitte

des 14. Jahrhunderts eine Malergilde in Wien bestand. Ein heiteres, frohes Genußleben war die Eigenthümlichkeit Wiens zu allen Zeiten. Die ersten Habsburger gaben fröhliche Hoffeste. Die Bürger vergnügten sich auf ihre Weise. Zu Zeiten der Jahrmärkte kamen Spielleute, Sänger und Tänzer. Am Christi Himmelfahrtstage und am St. Kathrinentage gab es Scharlachrennen (Pferderennen), an welchem die Bürgerjugend, die Armbrust- und Büchsenschützen, Bürgermeister und Rathsherren fröhlichen Antheil nahmen. Das Bürgerstechen (auf der Brandstätte) am Faschings-Dienstage, zu welchem der Stadtrath Preise widmete; die Veilchenfeste, öffentliche Volksbelustigungen im Freien, bei welchen gespielt, gesungen und getanzt wurde und das schönste und tugendhafteste Bürgermädchen das erste Veilchen pflücken durfte, die Umzüge in der Fastnachtszeit, in älterer Zeit die Sonnenwendfeier, wobei die Johannisfeuer angezündet wurden, versammelten eine frohgestimmte Menge. In solchen Kreisen gedieh das Volkslied in allen seinen vielfältigen Arten, das Gesellschaftslied, Handwerkerlied, Jägerlied ꝛc.

In den Städten all' jener Länder, welche das heutige Deutsch-Oesterreich bilden, bis nach Ungarn hinab, wurden geistliche Spiele — Weihnachts- und Osterspiele — aufgeführt. Wie in Wien auf dem St. Stephans-Friedhofe die Schüler der Bürgerschule, so veranstalteten an anderen Orten die Bürger geistliche Aufführungen zu den sogenannten heiligen Zeiten. Die ehrsamen Bürger der alten Städte betheiligten sich selbst an der Aufführung, die fast wie bei den Hellenen die Bedeutung eines religiösen Festes hatte. Insbesondere ist die Theilnahme Tirols an dem Drama des Mittelalters größer als die irgend eines österreichischen oder deutschen Landes. In dem lustigen Hall, welches Sigmund der Münzreiche so gerne besuchte, um dort mit den Frauen zu tanzen und zu scherzen, hat die gelehrte Forschung die Spuren des deutschen mittelalterlichen Drama's gefunden.

Die Raitbücher dieser Stadt erzählen, daß heitere Spiele, Tänze auf dem Rathhause, die jährlich wiederkehrende Frühlingsfeier die Bürger erlustigten und die würdigen Räthe der Stadt die Frauen mit Wein ehrten. So wurde auch im Stadtgarten in der Charwoche die

Bühne errichtet, zur Darstellung der Passion Christi. Der ehrsame Rath der Stadt sorgte selbst für Bärte und Perrücken, und in der Woche St. Jörgen, wo die Bühne wieder abgebrochen wurde, wurde den Spielern von Seiten der Stadt eine „Ehrung" gemacht. Stadträthe und Stadtrichter, wie z. B. der würdige Acathius Heuberger, verschmähten es nicht, Leiter der Spiele zu sein. Die Reformation machte in der Fortführung dieser Spiele keinerlei Störung, vielmehr wurden gedruckte Comödien verwendet und bis tief ins 18. Jahrhundert hinein wurden die Passionsspiele aufgeführt. Nicht blos in Hall, auch in Kufstein und Meran und vor Allem in Sterzing, einem Hauptorte des Handels über den Brenner, blühte die Passion, nicht minder in Brixen, der Bischofsstadt. Später ging die Darstellung der Passion von den Bürgern auf die Bauern über.

So blühte deutsche Art und Kunst in den österreichischen Landen. Eine frische, treibende, schaffende Volkskraft, verbunden mit deutscher Denkart und Gesinnung, schufen Oesterreichs ruhmvollen Antheil an der Nationalliteratur. In allen Phasen mittelalterlicher Dichtung blieb die Poesie in ihren ostdeutschen Producten stets volksthümlich. Von den Einflüssen der romanischen Lyrik, die in den Liedern der rheinischen, mitteldeutschen und schwäbischen Sänger so sichtbar hervortreten, blieb die osterländische Liederdichtung vollkommen unberührt. Ebensowenig haben die aus Frankreich eingeführten epischen Stoffe, jene faden Erzeugnisse einer matten, krankhaften Einbildungskraft, die „zucht- und poesielosen" Artusromane in Oesterreich jemals Wurzel gefaßt: sie fanden kaum vorübergehende Aufmerksamkeit, während die Liebe zu den heimischen Sagenstoffen bis zu Ende des 15. Jahrhunderts fort und fort in ungeschwächter Kraft lebendig blieb. Die Lyrik ist in Oesterreich bis zu ihrem Ausgange gepflegt, die höfische Spruchdichtung findet hier wirksame Vertreter, die Schwänke selbst suchen im Osten ihre lustigen Urheber und das Drama in seinem religiösen Ursprung läßt uns nicht vergessen, daß hier, wo die Wiedererweckung des geistlichen und im 12. Jahrhundert das weltliche volksmäßige Epos ausgegangen, wo inmitten eines sangreichen Landes die höfische Lyrik reiche und schöne Blüthen getrieben, das Volksgemüth auch in

dieser letzten Kunstgattung schöpferisch gewesen. Die Sage, welche Anlaß gab zu dem dramatischen Gedichte des 14. Jahrhunderts, der „Sängerkrieg auf der Wartburg", wäre im Stande, uns im Sinnbilde zu zeigen die Schicksale des deutschen Geistes-lebens und den Gegensatz, in welchen Oesterreich zu Deutschland trat. Die Sage erzählt, daß an dem Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen die sechs Meistersänger der Zeit um den Vorrang ihrer Herren poetisch gestritten haben. Da habe Heinrich von Ofterdingen den Herzog von Oesterreich der Sonne verglichen, die fünf anderen aber den Landgrafen dem hellen Tage. Endlich wurde zum Schiedsrichter Meister Klingsor aus Siebenbürgen berufen, ein Mann vertraut mit der schwarzen Kunst. Die Süßigkeit des göttlichen Wortes im Munde Wolfram's besiegte den Bösen selbst.

Es gab eine Zeit, wo Oesterreich sich mit der Wartburg messen konnte. In jenen Tagen aber, da von der Wartburg aus ein neuer Geist, in neuer Sprache, zu Beginn einer neuen Zeit redete, hörte zu eigenem und zu Deutschlands unersetzlichem Nachtheil die geistige und literarische Regsamkeit in Oesterreich auf, und nur höchst untergeordnet ist der Antheil, den Oesterreich an der Literatur des 16. und 17. und an dem neuen Aufschwung der deutschen Poesie im vorigen Jahrhundert genommen hat.

V.

Forschung und Wissenschaft.

Bildung und Unterricht. — Rudolph der Stifter. — Die Wiener Universität. — Herrschaft des Scholasticismus. — Beginn der Naturforschung.

Mit dem Emporblühen der Städte steigerte sich das Bildungs-Bedürfniß des Bürgerstandes. Die Rohheit des Ritterthums, das Sinken des geistlichen Standes läßt die Laien des bürgerlichen Standes Unterricht und Wissenschaft suchen innerhalb der Städtemauern. Die Klosterschulen, ehemals die einzigen Pflegestätten der Gesittung, treten zurück vor den Bürgerschulen der Städte. Wien besaß eine solche an seiner ersten Pfarre, zu St. Stephan. Schon in dem großen Freiheitsbriefe Kaiser Friedrichs II. für Wien wird dieser Schule Erwähnung gethan, deren Einrichtung in späterer Zeit das Fortschreiten vom niederen Unterrichte zum gelehrten gestattete. Eine hohe Blüthe hatte diese Schule schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts erreicht unter „Meister Ulrich", einem weit über die österreichischen Grenzen angesehenen Manne. In einem lateinischen Gedichte wird er gefeiert, worin es heißt: „Edle treffliche Hauptstadt von Oesterreich, großes Wien, das du in deinem Schooße einen zahlreichen Klerus birgst, der dort von den verschiedenen Weltgegenden zusammenkommt und Dich, Ulrich, sucht, wie der Hirsch die Wasserquelle." Die Zahl der Schulen mehrte sich in Wien und im Lande, der Scholasticus, der Schulmeister war bald in allen Städten zu finden. Grammatik, Rhetorik und Vorbereitung in freien Künsten sollten die Vorstufe für Diejenigen bilden,

welche sich nach Bologna, Padua, Paris begaben, um daselbst die Studien der hohen Schule zu treiben, bis Herzog Rudolph IV. der Stifter, angetrieben von dem Beispiele seines Schwiegervaters Karl IV., der in Prag die erste deutsche Universität (1348) gegründet hatte, am 12. März 1365 den Stiftungsbrief für die Wiener Universität ausfertigte.

Es verlohnt sich, einen Augenblick bei dieser fürstlichen Erscheinung zu verweilen, in welcher sich noch einmal das Streben darstellt, Wien zum geistigen Mittelpunkte des deutschen Reiches zu machen.

Wie alle Habsburger auf die Vergrößerung der Hausmacht bedacht, durch Familienverbindungen und Erbverträge — mit Böhmen, Ungarn — und die Erwerbung Tirols, so waren anderseits seine Worte, die er in einer Privilegiums-Bestätigung niederlegte, „daß aller Ruhm und alle Macht des Fürstenthums in dem festbegründeten Glücke der Unterthanen beruhe", kein leerer Schall. Wie er den Bürgern von Wien Freizügigkeit gewährte, so hat er durch den Bau des Stephans-Domes und die Stiftung der Wiener Universität zwei Denkmale für deutsche Kunst und Wissenschaft hingestellt, die seinen Namen ehrten und ehren für alle Zeit.

In Prag hatte er den mächtigen Einfluß der Universität auf das Leben des Staates und der Gesellschaft kennen gelernt und dies trieb ihn, den Ehrgeizigen, an, wie wohl nicht Kaiser, noch König, wie in einem Riesenbau die Metropolitankirche zu St. Veit auf dem Hradschin von Prag, so die Universität der böhmischen Königsstadt in seinem Herzogssitze zu übertreffen. Nannte er doch in seinem Wahlspruch Oesterreich „Schild und Herz des römischen Reiches!" Den ausgezeichneten aristotelischen Dialektiker Albert von Sachsen, der in Prag studiert hatte, in Paris Magister der freien Künste geworden war und sogar das Rectorat der Pariser Universität 1353 bekleidet hatte, betraute der Herzog mit der Ausarbeitung des Entwurfes. Es sollte die Wiener Universität nach dem Muster der Pariser eingerichtet werden, die von Königen und Päpsten geschützt und begünstigt war. Doch nicht arm wie die Pariser, sollte die Wiener hohe Schule sein. Neben der herzoglichen Burg erhielt sie einen abgesonderten Stadttheil, mit mancherlei

Vorrechten und die Steuerfreiheit für ihre Angehörigen. Umsonst bemühte sich Karl IV. in Avignon beim Papste die Bestätigung des Stiftungsbriefes zu hintertreiben. Rudolph's Nachfolger, Albrecht, gelang es, den Wortführer deutscher Wissenschaft in Paris, den Magister Heinrich von Langenstein aus Hessen für Wien zu gewinnen. Mit diesem kamen der Friese Heinrich von Oyta, der niederrheinische Gelehrte Gerhard von Kalker, ausgezeichnete Theologen, der Kölner Heinrich von Odendorp, der Hesse Conrad von Schiverstadt, Juristen, die Aerzte Johannes Gallici aus Breslau, Herrmann Lurz aus Nürnberg und Hermann von Treysa aus Hessen, mit ihnen artistische Magister aus allen deutschen Gauen. Die vier Nationen waren: die österreichische, rheinische, sächsische und ungarische. Scholaren, Baccalarien, Licentiaten, Magister, Doctoren, nebst dem Notarius, Syndicus, Subjudex und den Pedellen gehörten zur Körperschaft. An diese reihten sich die Bücherschreiber und Büchermaler, die Buchhändler und Buchbinder, Apotheker und Bader und Verfertiger von mathematischen, astronomischen und chirurgischen Instrumenten. Neben den Scholaren drängten sich in die Hörsäle Weltgeistliche und Ordenspriester, niedere und hohe Adlige und Patrizier der städtischen Gemeinden. Zahlreich besuchte namentlich der deutsche und österreichische Adel die Stätte hoher Bildung. Die Liechtenstein, Starhemberg, Stubenberg, Schwarzenberg, Schaumburg, Greiffenberg, Pappenheim, Schlick, Anhalt saßen auf den Schulbänken. Der größte Zufluß der Studenten kam meist aus Oberdeutschland, aus Baiern und Schwaben, aber auch aus den Rheinlanden kamen zahlreiche Scholaren gezogen. Ungarn, Böhmen und andere slavische Länder erhielten ihre Bildungsströmung von dieser Quelle. Die Universität zählte gewöhnlich fünf bis siebentausend Studierende, über 150 active Licentiaten, Magister und Doctoren und außerdem noch einige hundert Baccalarien. So wurde diese deutsche Universität wichtig und wohlthätig für das deutsche Reich und weckte den Wetteifer in der Stiftung von Universitäten in Deutschland. Bald nach der Errichtung der Wiener Universität wurde die Hochschule zu Heidelberg gestiftet; es verflossen nur wenige Jahre und man errichtete eine neue zu Köln. Sie alle wurden nach dem Muster der Prager und der Wiener Lehranstalt einge-

richtet. Groß war das Ansehen unserer hohen Schule, sie trat als Vermittlerin in der Streitsache zwischen dem Herzog Friedrich von Tirol und dem Bischof von Trient, wie zwischen den streitenden Fürsten Ernst und Leopold des habsburgischen Hauses und bei Bischofswahlen auf. In äußerlichen Dingen wurde ihr kein Tribut der Achtung ihres hohen Berufes versagt, ihre Doctores hatten die Ehrenplätze in der Metropolitan-Kirche zu St. Stephan. Sie nahm Theil an den großen Kirchenversammlungen zu Pisa, Constanz und Basel und sprach ein gewichtiges Wort in den Fragen der Kirchenreform.

Gleichwohl konnte echtes, wissenschaftliches Leben nicht gedeihen. Es waren unruhige Zeiten über das Land gekommen, die habsburgischen Fürsten bekämpften einander in arger Fehde, der Bürgerkrieg verhinderte die Pflege der Wissenschaften, Böhmen und Ungarn, unter nationalen Königen, überzogen das Land zu öfteren Malen mit Krieg; endlich hatten die Reibungen zwischen Studenten und Bürgerschaft häufige und blutige Raufhändel zur Folge. In den Burſen der Studenten ging es lärmend her, an Festtagen, wo der Wein die Köpfe erhitzt hatte, kam es fast regelmäßig zu Straßenkämpfen, so daß die Bürgerschaft, unvermögend die communale Autorität auf die durch Privilegien in ihrer Autonomie geschützte Universität anzuwenden, keinen sehnlicheren Wunsch hegte, als daß die Wiener Universität aufgehoben werde.

Und wie diese äußeren Umstände, so waren es auch tiefer liegende, innere Gründe, welche der Befruchtung des deutschen Geisteslebens von Seite der hohen Schule im Wege standen. Längst war die Zeit der sinkenden Scholastik eingetreten, der Artistenfacultät fehlte der rechte Stoff, die juristische konnte sich wenig entwickeln.

Das Uebergewicht hing jener Zeit an der theologischen Facultät, die selbst nur aufblühen konnte, wenn die traurigen, verworrenen Zustände der Kirche sich besserten. Indem die Concilien die Aufgabe der Kirchenreform nicht lösten, hatten zugleich die hohen Schulen eine schwere Niederlage erlitten, die nicht blos in der leiblichen Verbrennung des Magisters der Prager Universität, Johannes Huß, dargestellt ist.

Unter diesen Verhältnissen litt auch die Hochschule in Wien.

Zäh hielt die artistische Facultät an der alten scholastischen Methode fest, in Inhalt und Form ohne Fortschritt. Die Quelle der Weisheit, die Alten, wurden gemieden, das Hauptthema der spitzfindigen Disputationen und Grübeleien bildete Aristoteles, den man gleichwohl nur in schlechten lateinischen Uebertragungen benutzte. Einzelne Oppositionsversuche gegen den Scholasticismus, wie beispielsweise der des Magister Christian von Traunstein, wurden mit der despotischen Unduldsamkeit der herrschenden Meinung niedergedrückt. Der Magister hatte es gewagt, bei einem feierlichen Schulactus zu sagen, die Disputationen de quolibet nützten nichts dem Leben und der Wissenschaft, sie seien nur fruchtlose Phantastereien und Spiegelfechtereien. Vor dem versammelten Collegio mußte er ein reumüthiges Bekenntniß ablegen, demüthig um Verzeihung bitten; dann erst nahm ihn die Alma mater wieder in ihren Schooß auf. Allein während die Scholastik sich so verzweifelt wehrte gegen den Geist wahrer Wissenschaftlichkeit, erwachte dieser an einer anderen Stelle derselben hohen Schule. Während man in ganz Deutschland es nicht wagte, der Natur ins Auge zu blicken, ihre den geistig beschränkten Mann niederdrückenden Erscheinungen zu erklären, allenthalben Aberglaube herrschte und Tyrannei der Priester, da begannen Wiener Universitätslehrer die Natur zu betrachten und suchten sie in ihrem Schaffen zu erforschen. An ihre Brust warf sich der Denkende, um zu erfahren, was er bisher weder wissen noch glauben konnte.

Die medicinische Facultät zeigte eine größere Bewegung und einen wesentlicheren Fortschritt im wissenschaftlichen Leben, als irgendwo in der Welt. Man weiß, wie mühsam sich die Kenntniß der organischen Natur dem düsteren Pfuhle der Alchymie, Kabbalistik und Magie entrang. Die Aerzte des 15. Jahrhunderts waren durchweg Astrologen, Marktschreier, Quacksalber. Selbst die größten deutschen Aerzte des 16. Jahrhunderts waren noch im Wunderglauben befangen.

An allen Universitäten fehlte der Medicin ihre Grundlage — die Anatomie. Montini Luzzi in Bologna öffnete 1306 einen menschlichen Leichnam, trotzdem dauerte es noch zwei Jahrhunderte, bis die Sectionen gestattet wurden. Der große André Vesal, welcher

1543 seine corporis humani fabrica erscheinen ließ, wurde ein Opfer der Inquisition. Erst um 1550 beginnt man zu Wittenberg mit anatomischen Sectionen, erst 1569 wurde allgemein gestattet, Hingerichtete zu seciren. Man vergleiche damit die historisch beglaubigten, von der jüngsten Forschung zu Tage geförderten Thatsachen von der hohen Schule zu Wien. Herzog Albrecht IV. berief den Paduaner Arzt Galeazzo de S. Sofia nach Wien und dieser begann, im Anfang der Fasten von 1404, im städtischen Hospitale acht Tage hindurch anatomische Demonstrationen. Damit war die Secirkunst zuerst auf eine deutsche Universität gebracht. Diese Secirübungen wurden nun häufig wiederholt, bis die Anatomie nach wenigen Jahrzehnten zu den regelmäßigen Disciplinen der medicinischen Schule gezählt ward. Seit 1433 finden wir Leichname als Objecte der Demonstrationen bei den täglichen Vorlesungen. Am 17. März 1440 wurde der Körper eines mit dem Strange hingerichteten Diebes zur anatomischen Demonstration der Facultät überliefert. Als man die Section vornehmen wollte, bemerkte man, daß noch nicht alles Leben im Körper erloschen war. Man stellte daher Wiederbelebungsversuche mit Ueberschütten von Wasser an und es gelang, den scheintodten Verbrecher ins Leben zurückzurufen, der mit landesfürstlicher Genehmigung seine Freiheit erhielt, weil er, wenn auch unwillkürlich, die Universität betreten und somit von dem Asylrecht der hohen Schule Nutzen ziehen konnte. Im Jahre 1452 geschah sogar das Unerhörte, indem der Universität gestattet wurde, auch Frauenleichen zu seciren. Am frühesten in Deutschland erhielt die Chirurgie eine Lehrkanzel an der Wiener Universität und sorgfältige Pflege.

Den größten Triumph aber bereitete die Wiener hohe Schule dem deutschen Geistesleben durch das Dreigestirn Johann von Gmunden, Georg von Peuerbach und Johann Regiomontanus, (Müller von Königsberg), drei geniale Denker, die in der wissenschaftlichen Welt des 15. Jahrhunderts ohne gleichen und würdige Vorläufer jenes Gewaltigen gewesen sind, der das neue Weltsystem geschaffen und unserer Weltanschauung die neue, seither nicht wieder verlassene Bahn eröffnet hat. Wer das Wirken von Nicolaus Copernicus ganz verstehen will, der wird seinen Zusammenhang mit den drei

Wiener Gelehrten des 15. Jahrhunderts aufsuchen, die vor Demjenigen, der das uralte Ptolemäische Weltsystem stürzte, die Räthsel des Sternenhimmels zu lösen versuchten. Noch lebt in der Geschichte der Mathematik der Algorismus des Johann von Gmunden († 1442), immer wird man ihn als Bahnbrecher in der Wissenschaft der Sternkunde nennen. Im Jahre 1422 dictirten die Baccalarien den Schülern seine astronomischen Tafeln, in seiner Studierstube erklärte der kränkliche Mann, der Vater der mathematischen und astronomischen Wissenschaften in Deutschland, den Scholarien die Tafeln und die Bewegung der Planeten, wie auch Einrichtung und Gebrauch des Astrolabiums. Dort verfertigte er auch Instrumente für seine Wissenschaft, die er mit einem auf mehrere Jahre brauchbaren Kalender, mit Tafeln und Erklärungen versehen, bereichert hat. Oft wurde das Kalendarium in der Folge abgeschrieben und in der ersten Zeit der Buchdruckerkunst wird es durch die Presse vervielfältigt. Sein Ruhm blieb, daß er der erste Berechner der Ephemeriden gewesen; denn vor ihm hat kein Mathematiker Aehnliches geleistet.

Durch Johann von Gmunden angeregt, durch dessen Schriften belehrt, die zur Einsicht und Benutzung aufgestellt waren, begann Georg von Peuerbach († 1461), ein Oberösterreicher, wie sein Vorgänger, seine die Wissenschaft umgestaltende Thätigkeit. Auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien hatte sich sein Horizont erweitert. Vielfach hatte er Verbindungen in jenen Ländern angeknüpft, die auf seinen Geist wohlthätig wirkten. Mit dem gelehrten Nicolaus von Cusa unterhielt er in Rom regen wissenschaftlichen Verkehr, nicht minder mit Johann Blanchinus in Ferrara aus Bologna, dem gefeiertesten Astronomen. Dort, wie in Padua und Bologna suchte man den jungen deutschen Gelehrten aus Oesterreich für eine Lehrkanzel zu gewinnen; allein Peuerbach folgte dem Drange nach seiner Heimath. In den Jahren 1454—60 hielt er an der Wiener Universität Vorlesungen, welche die Erklärung der römischen Classiker zum Gegenstande nahmen. Es war dies schon eine Wirkung des Humanismus, der in Italien ihn mächtig angeregt hatte. Eine lernbegierige, studierende Jugend schaarte sich um ihn, reiche Mittel standen seiner Forschung zu Gebote, die

habsburgischen Fürsten, Kaiser Friedrich III., König Ladislaus und Herzog Sigmund von Tirol setzten ihm bedeutende Jahrgehalte aus. Kein Wunder, daß er die vielfachen Berufungen, welche ihm sein Weltruf eintrug, ablehnte und in Wien verblieb. Ein begeisterter und hochbegabter Schüler, bald auch College und Freund, Johann von Königsberg (Regiomontanus), unterstützte ihn in seinen tiefsinnigen und den höchsten Problemen der Wissenschaft zugewandten Arbeiten.

Es galt vor Allem in den Text des Ptolemäischen Almagest, der die Grundlage zu dem ganzen damals herrschenden astronomischen Systeme bildete, einzudringen und ihn zu verbessern. Das Ptolemäische Werk lag dem Georg Peuerbach nur in einer schlechten lateinischen Uebersetzung aus dem Arabischen vor, welche vor 200 Jahren der staufische Kaiser Friedrich II. hatte machen lassen. Auch dieser Text war nach einer syrischen Uebersetzung hergestellt. Dem Peuerbach blieb nichts übrig als dem ägyptisch-griechischen Gelehrten aus der Zeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung selbst nachdenkend zu folgen und aus dem System heraus den Text richtig zu stellen. Mitten in der großen Arbeit, welche der gelehrte Cardinal Bessarion, der sich jener Zeit in Wien aufhielt, mit seiner Kenntniß des Griechischen und Königsberg (Regiomontanus) mit allem Fleiße unterstützten, raffte der Tod den Georg Peuerbach im Alter von 38 Lebensjahren dahin. Der Sterbende ließ sich von Königsberg (Regiomontanus) feierlich das Versprechen geben, das begonnene Werk zur Vollendung zu bringen. Peuerbach hatte die Welt nicht verlassen, ohne ihr ein und das andere theure Vermächtniß in seinen Schriften zu hinterlassen. Neben seinen Arbeiten über Arithmetik, von denen eine durch Philipp Melanchthon herausgegeben wurde, verzeichnen die Annalen der Wissenschaft astronomische Werke über das neue Planeten-System und über Sonnen- und Mondesfinsternisse, die ihre ungewöhnlich große Bedeutung im Fache der Sternenkunde behauptet haben und ihren Urheber als eine erste wissenschaftliche Größe seiner Zeit erscheinen lassen. Niemals vergißt man daran zu erinnern, daß Peuerbach seine großen Entdeckungen auf rein wissenschaftlichem Wege gemacht hat, noch nicht

durch den Gebrauch von Fernröhren, Mikrometern, Pendeln unterstützt war und die unvollkommenen Instrumente seiner Arbeit sich erst aussinnen und mechanisch selbst anfertigen mußte. Das erste der genannten astronomischen Werke, welches ein neues System von den Planeten, ihren Sphären und Bewegungen aufstellte und die schwierigsten Materien mit ungemeiner Kenntniß und Klarheit behandelte, erschien im Laufe des 16. Jahrhunderts in vielen Drucken als Hauptlehrbuch der Astronomie in der Reformationszeit. Die hervorragendsten Gelehrten versahen es mit Commentarien. Den ersten lieferte der Magister Albert de Brudzewo in Krakau, der Lehrer des Nicolaus Copernicus. Copernicus, der in Krakau Medicin studierte, erhielt aus dem Studium des Peuerbach'schen Werkes, in welches er sich, unter Anleitung des Brudzewo, des Peuerbach-Commentators vertiefte, die Anregung zu seinen weltbewegenden Forschungen, die ihn erst allmälig von dem Ptolemäisch-Peuerbach'schen System entfernten. Die allerdings nicht vollendeten „tabulae aequationum motuum planetarum novae" sind der Beweis dafür, daß Peuerbach nicht auf dem gewonnenen Standpunkte stehen geblieben, vielmehr kühn forschend weiter vordrang, so zu sagen bis an die Schwelle des später von Copernicus aufgerichteten Weltsystems, und man bezeichnet deshalb dieses Werk als den unmittelbaren Vorläufer des Copernicanischen. Epochemachend war das Werk über die Finsternisse, welches Buch zu den seltensten Incunabeln zählt. Es wurde von Peuerbach's Schüler, Johann Müller von Königsberg (Regiomontanus, † 1476), herausgegeben.

Das Wort, das dieser dem sterbenden Meister Peuerbach gegeben, hat er eingelöst. Sie Beide nennt man die „Wiederbegründer einer selbstständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur." Von ferne kam er gezogen, ein geborener Franke, der in Leipzig seine Studien begonnen hatte, nach Wien, mit 21 Jahren schon Magister artium. Die innigste Verehrung fesselte ihn an Peuerbach, der mit väterlicher Liebe seine ersten Schritte auf der Bahn der Wissenschaft lenkte. Gemeinsam arbeiteten Beide an dem wichtigsten Werke, und als der Meister dem frühen Tode erlag, bewahrte Regiomontanus das kostbare Vermächtniß des theuren Ge-

schiedenen und mehrte es reichlich. Die Werke Peuerbach's der Welt bekannt zu machen, war die erste Aufgabe. Noch gab es in Wien keine Buchdrucker-Presse, wie deren in Italien schon viele aufgestellt waren. Auch mußte die Kenntniß des Griechischen erworben werden, um das an Peuerbach gemachte Gelöbniß zu erfüllen. So zog denn Regiomontanus kurz nach dem Tode Peuerbach's von Wien nach Italien.

Die glänzendsten Anerbietungen des Königs Mathias Corvinus von Ungarn, den er an dem Hoflager zu Raab besuchte, konnten ihn nicht diesseits der Alpen zurückhalten. In Rom, Padua, Venedig, Ferrara und Viterbo, wo er, im innigsten Verkehr mit den Humanisten, sich im Griechischen vervollkommnete, brachte er den Ruf deutscher Gelehrsamkeit und speciell der Wiener astronomischen Schule zur Geltung. Ueberall suchte er die Werke der griechischen und römischen Classiker auf und brachte, wie Melanchthon berichtet, eine von ihm selbst gefertigte Abschrift des neuen Testamentes in griechischer Originalsprache nach Deutschland. Frei von allem Aberglauben, verleugnete er die Afterwissenschaft der Astronomie, die Astrologie. Er kehrte 1468 mit seiner ansehnlichen Handschriften-Sammlung nach Wien zurück, bestieg aber nimmermehr die Lehrkanzel der Universität. Oefters kehrte er von Ofen, wo er am Hofe Königs Mathias eine Zeit lang weilte, in Wien ein, bis er nach Nürnberg, der durch Handel und Gewerbfleiß und ein gebildetes humanistisches Patrizierthum blühenden Reichsstadt, zog. Dort erbaute er eine Sternwarte, die erste in Deutschland, und „bestimmte zuerst von allen abendländischen Astronomen die Entfernung, Größe und Umlaufszeit der Cometen", zugleich der Erste, welcher 60 Jahre vor Copernicus die Erdbewegung behauptet hat. Mit Hülfe seines reichen Freundes Bernard Walter, errichtete Müller von Königsberg (Regiomontanus) in Nürnberg eine Buchdruckerei, aus welcher die Werke seines Wiener Meisters, Peuerbach's, hervorgingen. Er hielt populäre Vorträge, stellte Preisfragen und gab der Physik, Mathematik und Astronomie mächtigen Anstoß. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts blühte die Wiener Schule in bedeutenden Mathematikern und Astronomen fort. Die drei Größen, Johann von Gmunden, Peuerbach und Regiomonta-

nus, hatten in die größten Fernen und in späte Geschlechter gewirkt und sind nicht blos nach ihrem localen Wirken bedeutsam geworden. Alexander von Humboldt bemerkt darüber im Kosmos: „So wie Georg Peuerbach und Regiomontanus wohlthätig einwirken auf Copernicus und seine Schüler Rhäticus, Reinhold und Möstlin, so wirken diese, wenngleich der Zeit nach getrennter, auf die Arbeiten von Kepler, Galilei und Newton."

VI.

Der letzte Ritter und seine Zeit.

Der letzte Ritter und seine Zeit. — Deutscher Humanismus. — Maximilian I. und Ulrich von Hutten. — Hutten in Wien. — Bücherdruck. — Antheil am Kampfe Reuchlins. — Wiener Leben. —

Die geistige Erhebung und Bewegung, welche man mit einem Worte den Humanismus nennt, hatte nicht blos die Reichsstädte Nürnberg und Augsburg ergriffen, sie zog vor Allem auch Wien und die Erblande des Kaisers in ihren Kreis. Maximilian I. war ein gar frohgemuther Herr, in Fertigkeiten, Künsten und Wissenschaften wohl erfahren, einem Scherz in Gesellschaft seines lustigen Rathes oder Hofnarren, Kunz von der Rosen, nicht abgeneigt. Deutsch nach Art und Sinn blieb er sein Lebelang eine kerngesunde heitere Natur, verlachte er noch, ein Greis, vor seinem Tode, die Kunst der Aerzte und die Arzneien, gewohnt seinen Körper mit Jagd und Leibesübung abzuhärten.

„Ich bin ein Mann, wie ein anderer Mann, nur daß mir Gott die Ehre gann", lautet sein Ausspruch. Mit einem schlagfertigen Witz getröstete sich Kaiser Max über die Unbotmäßigkeit der deutschen Reichsfürsten. So sagt er einmal: „Der König von Spanien ist ein König der Menschen, weil die Spanier ihm nur in vernünftigen und billigen Dingen gehorchen; der König von England ist ein König der Engel, die alles Gebotene willig verrichten; der König von Frankreich ein König der Esel, die alles ihnen Auferlegte tragen; der deutsche König ein König der Könige, die ihm nur gehorchen, soweit es ihnen gefällt". Ein Verächter des fran-

zösischen Wesens sagt er ein andermal von den Franzosen: „Sie singen höher als genotirt ist, sie lesen anders als geschrieben ist, sie reden anders als ihnen im Herzen ist."

Das deutsche Volk erkor sich ihn deshalb zum Liebling. Man jubelte ihm entgegen, als er (1495) auf der Wormser Stechbahn den französischen Raufbold „de Barre" ritterlich in den Sand warf. Die Sympathie begleitete ihn auf allen seinen Jagd- und Kriegs-Abenteuern, die Bürgersleute freuten sich seiner leutseligen Art, wenn der Kaiser mit den Bürgersfrauen wacker tanzte und bei Volksfesten ein und das andere Mal mit der hörnernen Armbrust oder mit dem stählernen Handbogen nach dem Vogel oder nach der Scheibe sicher treffend schoß. Denn er verstand es gar meisterlich zu Fuß und zu Roß, auf deutsch, welsch, ungarisch und böhmisch zu fechten und zu stechen, in den Ritterspielen that es dem Kaiser selten Einer gleich. Und erst im Jagen! Sowohl bei der Falkenbeize, als bei der Gemsen-, Steinbock-, Hirsch- und Schweinsjagd wird er von keinem Jagdgenossen übertroffen. Und nicht blos in jeder Art ritterlicher Kunst ist er wohl bewandert, auch mit allerlei Handwerk hat er sich befaßt. Er hat das Maurer- und Zimmermanns-Handwerk, die „Plätnerei", die Harnischschmiedekunst, die Fertigung und Behandlung der Geschütze in jungen Jahren gar wohl erlernt. Die neuen Donnerbüchsen bekommen von ihm derbcharakteristische Namen von echt volksthümlichem Klange: Die „Purlerin", die „Humserin", die „wunderliche Dirn", die „Grimme Godl"; Georg von Frundsberg, der tapfere Hauptmann, ist ihm „der liebe Vater der Landsknechte". Die Landsknechte bedienen unter den Augen des scherzenden Kaisers die ungethümartigen Geschütze, die „Hauptschlangen", den „Weckauf" und den „Purlepauz", von denen es im Liede heißt:

„Ein Büchsen thut man nennen
Weckauf von Oesterreich,
Die Mauern kann sie trennen,
Man findt nit ihr Geleich;
Von der Andern will ich sagen,
Die heißt der Burlebaus;
Wenn ihr ist voll der Kragen,
So kehrt sie unsauber aus."

Gar manch ein Spottliedlein auf die Gegner, gegen welche er zu Felde zieht, dichtet der Kaiser im Feldlager der Fußknechte, das geht von Mund zu Mund. Und wie freundlich versteht er zu sprechen, der schlechte Zahler, der geldentblößte Kaiser! In Italien, da wollen die Soldtruppen nicht mehr dienen. Vergebens stellt er sich mit dem Spieße in der Hand in die erste Reihe, vergebens redet er sie an, um den guten Geist zurückzurufen: „Höret mich Ihr lieben erkannten, Ihr vertrauten Lanzknecht", spricht er zu ihnen, „verlieret nicht Euer herrlich Lob, das da schwebt in Asia und Afrika, an mir, Eurem Herrn. Wollt Ihr mein nicht schonen, so denkt an die Ehre der deutschen Nation! Ihr seid ja deutsch, es habe Euch denn die Luft allhier in der Zeit der fünf Jahre, so Ihr hier seid, welsche Herzen und Gemüther bescheert." So spricht deutsche Gesinnung allüberall aus des Kaisers Worten. Wohl möchte er die Kaisermacht erhöhen, sie befestigen in Deutschland und Italien, allein zu schwach ist solche Riesenaufgabe für den Mann, der aus dem Mittelalter heraus das alte Kaiserthum wieder errichten möchte. Wie wenig erfolgreich die vielen Kämpfe, welche der abenteuernde Kaiser in allen Ländern focht, sein mögen, wir verdanken seiner Ruhmbegier, dem Verlangen sich verherrlicht zu sehen, die schönsten Hervorbringungen deutscher Kunst. Mehrere Jahre arbeitete Albrecht Dürer an den Zeichnungen für die „Ehrenpforte" Maximilian's. Die köstlichen Darstellungen voll derben Humors in dem „Gebetbuch", das sich der lustige Max bestellt hatte und der „Triumphwagen" des großen Meisters danken ihre Entstehung dem Kaiser, der gerne einkehrte in Nürnberg, dem deutschen Florenz und dort in der Werkstatt des Formstechers in langem kunstverständigem Gespräche verweilte, wie in Augsburg beim Reichstage, wo er mit Meister Dürer in freundlichster Weise verkehrte. Wer je in Innsbruck gewesen, hat gewiß das Grabmal Maximilian's I. aufgesucht, das sich inmitten der dortigen Hofkirche erhebt. Der Kaiser selbst hat mit seinem gelehrten Freunde Peutinger in Augsburg den Plan dazu entworfen und Peter Vischer in Nürnberg, der größte Erzgießer seiner Zeit, erhielt den Haupttheil der Arbeit zugewiesen.

Ein begeisterter Freund der schönen Künste, war Kaiser Max

der unermüdliche Förderer derselben und hob deutsche Kunst auch in seinen Erblanden. Innsbruck wurde zu einer Pflegestätte deutscher Kunst. In Mühlau errichtete er eine berühmte Erzgießerei. Ausgezeichnete Künstler aus Nürnberg und München wurden nach Innsbruck gerufen. Dort schuf Peter Vischer jene großartigen Standbilder, die noch heute die Bewunderung der Welt erregen, dort arbeiteten die Meister Gilg Seßschreiber und Stephan Godl, des Ersteren Sohn Christoph und Schwiegersohn Sebastian Aeußerer hatten dort ihre Werkstätte. Das deutsche Kunsthandwerk schlug daselbst seinen Sitz auf. Die schönsten Harnische und Helme wurden in Innsbruck gefertigt, so daß die Könige von England und Spanien daselbst Bestellungen machten. Zahlreiche Bildhauer und Maler siedelten sich daselbst an und man nennt als bedeutend: Sebastian Schöl, Degen Pirger, Jörg Kölderer, Hans Knoderer, Tiefbrunner u. A. m. Meister Christof Geiger schuf die schönen Grabmäler des Leonhard von Görz und der Freifrau Barbara von Wolkenstein. Die Baukunst bekam vielfache Beschäftigung an der Burg in Innsbruck, an Thürmen und Kirchen.

Der erhabensten aller Künste, der Poesie, huldigte der Kaiser von ganzem Herzen. Sein Interesse für die Dichtung war eng verwandt mit seinem Ehrgeize und diesen Motiven entstammt das berühmte allegorische Epos, der „Theuerdank", welches in der Weise der alten Heldenbücher die Thaten des Kaisers besingt, dessen Einkleidung und Erfindung von Maximilian selbst herrühren, das sein Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausführte. Und auch ein prosaisches Seitenstück hinterließ der Kaiser im „Weißkunig", den er seinem Kanzler Treitzsauerwein in die Feder dictirte. Noch einmal erscheint Oesterreich in der nationalen Dichtung, ohne sie jedoch neu befruchten zu können. War auch die ritterliche Dichtung nicht mehr zu beleben, so erweckte Kaiser Max doch das historische Interesse für dieselbe. Sein tirolischer Kammerschreiber Johann Ried erhielt den Auftrag das Heldenbuch abzuschreiben und die unschätzbare Sammlung von 23 Dichtungen aus dem 13. und 14. Jahrhunderte anzulegen, aus welcher uns Kunde wird über die glanzvollste Epoche unserer Nationalliteratur. Endlich hat der Kaiser, in dessen Regierungszeit der Zerfall der politischen Einheit der Nation so ver-

hängnißvolle Fortschritte machte, durch Begründung der neuhochdeutschen Schriftsprache die literarische Einheit des Volkes bewahrt. Die neuhochdeutsche Schriftsprache hat Deutschland durch Vermittlung der kaiserlichen Kanzlei von Oesterreich aus empfangen. Die schriftstellerischen Arbeiten, welche theils aus der eigenen Feder Maximilian's I. geflossen, theils auf Grundlage seiner Aufzeichnungen und Mittheilungen zu Stande gekommen sind, haben, so wenig uns dies auch heute begreiflich sein mag, zwei Jahrhunderte lang die Bewunderung der Welt gebildet. Sie entsprachen eben der damaligen Geschmacksrichtung, welche wir weder zu theilen, noch ästhetisch zu rechtfertigen vermögen.

Der erste Druck des „Theuerdank"-Gedichts in Großfolio ward mit kaiserlicher Pracht ausgestattet, so daß er bis heute zu den bewunderungswürdigsten Werken der Typographie gehört. Die unvergleichschönen Typen sind so kunstvoll mit sogenannten Schreiberzügen verziert, daß mehrfach behauptet worden ist, das ganze Werk sei überhaupt kein Typendruck, sondern gänzlich in Holz geschnitten. Der kaiserliche Secretär Vincenz Rockner hatte die Probe der Schrift gezeichnet, welche vom Kaiser durch ein darunter geschriebenes „Te Deum laudamus" für den Theuerdank approbirt und dann von Hans Schönsperger gegossen ward. Zur bildlichen Ausstattung des Gedichtes wurden 118 vorzüglich schöne Holzschnitte, unter denen 8 das Zeichen Hans Schäufelein's tragen, gleichfalls unter eigener Aufsicht des Kaisers angefertigt. Vierzig Exemplare des kostbaren Druckes erschienen auf Pergament, die anderen auf starkem Papier. Ein zweiter Abzug ward noch im selben Jahre veranstaltet und schon 1519 wurde eine zweite Ausgabe nöthig, in derselben Druckerei und in gleich schöner Ausstattung erschienen. Die Theilnahme, welche das kaiserliche Gedicht erregte, war so groß, daß 1537 eine dritte Ausgabe folgte, in geringerem Drucke, aber mit denselben Holzschnitten geziert. Als dann Burkard Waldis 16 Jahre später wiederum eine neue Ausgabe veranstaltete, war seine Ueberarbeitung, wie wir heute erkennen, nur eine Verschlechterung des Gedichts. Auch sie erschien in drei Folio- und einer Octav-Ausgabe. Lateinische Uebersetzungen, eine französische und eine spanische Uebertragung sprechen ferner für den Weltruf des Gedichts, der

dem anderen Werke, das im bescheidenen Gewande der Prosa auftrat, nicht zu Theil wurde. In Wien, in Neustadt, in Innsbruck dictirte der Kaiser dem Kanzler seine poetischen Schilderungen; mit Sigmund von Ditrichstein, einem der vielen Adeligen in Oesterreich, die von dem Beispiele des Kaisers angelockt, sich lebhaft für deutsche Kunst erwärmten, wechselte er Briefe darüber, Hans Burgmaier, Schäufelein und Jost de Negker lieferten die 237 Holzschnitte, deren Tafeln zu Graz wieder aufgefunden, uns einen kostbaren Schatz der damaligen deutschen Holzschneidekunst bewahren.

Der Kaiser war der Mittelpunkt des Kreises von Humanisten, welche sich um das Wiederaufleben der classischen Sprachen so sehr verdient gemacht haben. In seinem Gefolge finden wir die Humanisten Stab und Spiegel, den gelehrten Grafen Ulrich von Helfenstein, dem Wilibald Pirkheimer eine seiner Uebersetzungen aus dem Plutarch widmete, den Dekan von Trient, Jacob von Bannisis, den vertrautesten Rath Maximilians, Männer, mit welchen wir Hutten in innigem Verkehr wissen. Zu Freunden hatte sich Kaiser Max die Rathsherren Konrad Peutinger von Augsburg und Wilibald Pirkheimer von Nürnberg gewählt, Beide Gönner und Freunde Ulrich's von Hutten, die in Italien sich gelehrte Bildung geholt und vom Kaiser manche wichtige Aufträge zur Ausführung wissenschaftlicher Arbeiten erhalten hatten. Ladislaus Sontheim von Ravensburg, Jacob Manlius von Freiburg wurden vom Kaiser auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien gesandt, um in Klöstern handschriftliche Geschichtsquellen aufzusuchen. Gerne ergötzte er sich an den Gesprächen des vielerfahrenen Senators Pirkheimer, manche Gunst, welche das blühende Nürnberg genoß, hatte es der Hochachtung zu danken, mit welcher Maximilian den gelehrten Rathsherrn auszeichnete. Während des Feldzugs von 1499, in welchem Pirkheimer ein Fähnlein Nürnberger dem Kaiser wider die Schweizer zuführte, geschah es, daß Kaiser Max einmal auf dem Bodensee mit Pirkheimer in demselben Schiffe von Lindau nach Constanz fuhr und ein Stück seiner Denkwürdigkeiten, das er auf dem Schiffe dictirt hatte, demselben vorlesen ließ, mit der Frage, wie ihm das Reiterlatein gefalle?

Das Leben Ulrich's von Hutten hat den innigsten Zusammen-

hang mit Leben und Thaten des Kaisers. Im kaiserlichen Kriegsdienste entstand eines der frischesten und reizendsten Werke: Das Buch Epigramme an den Kaiser Maximilian. Gegen Venetianer und Franzosen nimmt der Dichter die unthätige Kaisermacht in Schutz, in der Fehde wider den Herzog Ulrich ruft er den Kaiser an: „Gib uns Gehör, o Kaiser, gib uns, Beschützer der Unschuld, Erhalter der Gerechtigkeit, der Freiheit Hort, Liebhaber der Frömmigkeit. Gib uns Gehör, du Nachfolger des Augustus, Nebenbuhler des Trajanus, Herr des Erdkreises, Lenker des menschlichen Geschlechts.“ Die römischen Eindrücke lassen Hutten von Neuem den Kaiser aufrufen zur rettenden That wider das päpstliche Rom:

„Oder wird so wie jetzt, dein Deutschland, mächtiger Kaiser,
Immer ein Spott nur sein für das beraubende Rom?“

Und wie als Dichter, so tritt er auch als Ritter und Kriegsmann für den Kaiser ein. Im Jahre 1516, als dieser um den Besitz von Mailand stritt, da traf Hutten auf seinem Ritt nach Viterbo fünf Franzosen, die sich über den Kaiser lustig machten. Hutten nahm sich seines Kaisers an. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten; die Fünfe machten sich über den Einen her, den sein Reisegefährte im Stiche gelassen hatte. Hutten zog vom Leder, stach den nächsten der Ritter nieder, und schlug, wiewohl in die linke Wange verwundet, die übrigen Viere in die Flucht. Er selbst verherrlichte die eigene That durch sechs Epigramme, rühmte sich ihrer dem Kaiser gegenüber und erzählte dieselbe, nach Deutschland zurückgekehrt, seinen humanistischen Freunden. Seine poetische Epistel Italiens sandte er an Maximilian, erinnerte ihn an die alten Großthaten der Deutschen gegen Rom, an die Cimbern und Teutonen, an Arminius, an Karl den Großen und die Ottonen, an den Ruhm des habsburgischen Geschlechts, an die Würde des Reiches. In Augsburg krönte der alte Kaiser in Gegenwart seines Hofstaates den Dichter und Gelehrten und ertheilte ihm „aus eigenem Antriebe, nach gewisser Kundschaft, mit kaiserlicher Machtvollkommenheit den Lorbeerkranz und den goldenen Ring, ernannte ihn zum Dichter und Redner, mit dem Rechte an allen Schulen, insbesondere an Hochschulen, in den Fächern der Dicht- und Redekunst zu lehren.“ Zum besonderen Merkmale der Gnade nahm ihn der Kaiser mit seiner Habe

und seinen Rechten in des Reiches Schutz. Peutinger, Stab und Spiegel suchten den neugekrönten Dichter an den kaiserlichen Hof nach Wien zu ziehen. Doch Hutten konnte sich nicht sogleich entschließen. Noch einmal erhebt er das Wort zu Gunsten der Reichseinheit und läßt für die Kaisermacht seine Türkenrede ergehen, erscheint in Augsburg während des Reichstages. Da sinkt Kaiser Max ins Grab, in einem Augenblicke, da die Saat des Humanismus zur Reformation reifte und Hutten, die literarischen Früchte der Zeit überblickend (darunter des Erasmus neue Ausgabe des neuen Testaments), seinen Mittheilungen über den letzten Reichstag Maximilian's den Triumphruf anfügte: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben, wenn auch noch nicht, sich zur Ruhe zu setzen, mein Wilibald. Es blühen die Studien, die Geister regen sich: Du, nimm den Strick, Barbarei, und mache dich auf Verbannung gefaßt!"

Bei solchem Gemeingeist, bei solcher Solidarität unter den freien und schönen Geistern der Zeit entfaltete auch Oesterreich eine rege wissenschaftliche Thätigkeit. Im Heimatlande des Kaisers Maximilian I. konnte es an humanistischen Bestrebungen am wenigsten fehlen. Der Boden war längst dafür vorbereitet. In den unruhvollen Tagen Kaiser Friedrich's III. lebte eine Leuchte der Gelehrsamkeit, der Cardinal Bessarion in Wien, im regen Verkehr mit den bedeutenden Naturforschern der Wiener Universität, die selbst dem Humanismus ergeben waren; Aeneas Sylvius aus dem vornehmen Geschlechte der Piccolomini (nachmals Papst Pius II.) weilte daselbst als päpstlicher Gesandter, wurde vom Kaiser als Meister der Poesie gekrönt und trat bald darauf in die Dienste des Kaisers. Anregend wirkte der elegante Lateiner auf die gelehrten Kreise. In Tirol finden wir Nicolaus von Cusa, den gelehrten Bischof und Cardinal, einen Mann, seiner Zeit vorauseilend, als Gegner, dortselbst auch den Nürnberger Humanisten Gregor von Heimburg als Freund des Herzogs Sigmund von Tirol. Doch erst der thätige Genius Maximilian's I. weckte Wissenschaften und Künste in Oesterreich zu vollem kräftigen Leben.

Der Humanismus eroberte sich auch in Wien sein Gebiet und bald ward nicht mehr von Oesterreich, Steiermark, Tirol und Un-

garn gesprochen, sondern nur mehr von Noricum, Rätia, Pannonia Dacia; die Verse von Ovid, die Prosa von Cicero wurden nachgeahmt. Die artistische Facultät hatte von neuem den Anstoß der humanistischen Opposition gegen ihre Scholastik gefühlt. Schon im Jahre 1492 stellte Magister Bernhard Perger, welcher früher zu wiederholten Malen humanistische Vorträge gehalten und vom Könige zum Superintendenten bestellt worden war, das dringende Verlangen an die Universität, eine gründliche Reform der Studien vorzunehmen und mit Hinweglassung der scholastischen Glossen sich an den reinen Text der Autoren zu halten, nach dem Muster anderer Universitäten.

Im Jahre 1499 wiederholten die landesfürstlichen Regenten den Auftrag wegen Vornahme einer Reform in demselben Sinne und mit dem bedeutsamen Zusatze, daß die Universität sich nicht einfallen lassen solle, mit den Producten der vulgären Sprache sich zu befassen, in denen doch kein wahres Vorbild zu finden sei. Nur gezwungen wich der Scholasticismus der humanistischen Richtung und am Ausgange des Jahrhunderts konnte der Sieg der neuen Geistesbewegung auch in Oesterreich als entschieden angesehen werden.

Seit dem Jahre 1494 wurde über die Rhetorik und Poetik an der Wiener Universität vorgetragen. Hieronymus Balbi, früher an der Pariser Universität, ein Dichter in Horaz'scher Manier, erscheint im Jahre 1499 in Prag, kam später nach Ungarn und wurde Probst in Preßburg. Der Wiener Universität wurde das Recht der Dichterkrönung eingeräumt und Maximilian I. selbst krönte den Conrad Celtes zum Dichter, der erstgekrönte Dichter in Deutschland.

Die kaiserlichen Räthe, Johann Fuchsmagen und Johann Krachenberger, dürfen als die thätigsten Motoren des Humanismus gelten, welcher jedoch erst recht zur Blüthe kam, als Conrad Celtes vom Kaiser Max als akademischer Lehrer und Vorsteher des von dem Kaiser errichteten Dichter-Collegiums nach Wien berufen wurde. Er hatte großen Ruf in Deutschland, aber auch viele Feinde unter den Scholastikern. In Rom und Florenz hatte er in innigem Verkehr mit Julius Pomponius Lätus und Marsilius Ficinus, wie mit dem gelehrten Herausgeber und Drucker classischer Werke, Aldus

Manutius, in Venedig gestanden. Aus des Kaisers Händen erhielt er im Jahre 1487 auf der Nürnberger-Burg, dem deutschen Capitol, den Dichter-Lorbeer und den philosophischen Doctorhut, womit Kaiser Max der Universität deutlich die Richtung kennzeichnete, welche er zur Herrschaft gebracht wissen wollte. Nachdem er in Krakau humanistische Vorträge gehalten, in poetischen Schilderungen die Salinen von Wieliczka, die Lage Krakau's beschrieben hatte, wandte er sich nach einem mehr als zweijährigen Aufenthalte in der polnischen Königs- und Universitätsstadt der Donau zu. Zunächst zog er nach Ofen, wo um einen die Künste und Wissenschaften pflegenden Herrscher, Mathias Corvinus, gelehrte Männer verschiedener Fächer, Dichter und Künstler sich sammelten und in der königlichen Bibliothek die überall aufgekauften Werke der Griechen und Römer fanden.

Seine Reise ging durch Schlesien, Böhmen, Mähren und Niederösterreich. In Prag hatte er kurze Rast gemacht, um den böhmischen Mäcenas der Humanisten, den einzigen Träger der neuen Geistesrichtung in Böhmen, einen Deutschen, Bohuslaw Lobkowitz von Hassenstein, zu besuchen. Dieser vorzügliche Dichter und Gelehrte, ein äußerst gründlicher Kenner der griechischen und lateinischen Sprache, der in Kommotau eine der reichhaltigsten Büchersammlungen Deutschlands angelegt hatte, war wegen seiner weiten Reisen, auf denen er nicht nur Italien und Griechenland, sondern auch Klein-Asien und Aegypten besucht hatte, unter den Humanisten jener Zeit unter dem Namen Ulysses gekannt. In Mitten der slavischen Bevölkerung war er stolz, ein Deutscher zu sein und schrieb über seine Nationalität an den Freund Adelmann: „Ich gebe mich ohne Anstand als Deutschen aus und bin stolz darauf einer zu sein." Auch in Mähren zu Olmütz verweilte Conrad Celtes, begrüßte daselbst den Probst Augustinus, nach seinem Vaterlande Moravus beigenannt, der als Humanist, Platoniker und Dichter sich ausgezeichnet hatte und vom ungarischen König zu seinem Geheimschreiber erhoben worden war. Die Zeitverhältnisse waren damals in den Donauländern nicht günstig für eine gelehrte Reise. Am 6. April 1490 war der ungarische König Mathias Corvinus in Wien, wo er seit Jahren nach den Siegen über den Kaiser Friedrich III. seine Residenz aufgeschlagen hatte, plötzlich aus dem

Leben geschieden. Ungeachtet der stürmischen Zeitumstände setzte Celtes seine Reise nach Ofen weiter fort. Er wollte daselbst mehrere namhafte Gelehrte persönlich kennen lernen und die Einleitung zur Bildung einer literarischen Donau-Gesellschaft treffen. Das Project kam nicht zu Stande. Celtes begab sich auf die Rückkehr nach der fränkischen Heimath, verweilte jedoch zunächst noch einige Zeit in Wien, mit der Absicht, die dortigen Universitäts-Lehrer für den Humanismus zu gewinnen. Allein an der Universität herrschte noch der Scholasticismus; nur Einzelne wagten es die Dichter Latiums, Cicero und andere römische Prosaiker zu erklären und als mustergültig vorzuführen. Einige Mitglieder der medicinischen Facultät, namentlich Tichtel, Bartholomäus Steber, wie auch der Canonist Johann Purger schlossen sich an Celtes an, der auch an den kaiserlichen Räthen, den Gelehrten Johann Krachenberger und Johann Fuchsmagen aus Hall in Tirol Unterstützung für seine humanistischen Bestrebungen gefunden hatte. Die folgende Zeit weilte Conrad Celtes in Tübingen, wo damals Johann Reuchlin und Heinrich Bebel lebten, verfolgte seine Wanderung dann durch's Neckar-Thal und durch die Rheinpfalz nach Heidelberg, dem Hauptsitze der damals neu eingeführten humanistischen Studien in Deutschland. Dort selbst stiftete man eine literarische rheinische Gesellschaft unter dem Vorsitze des Wormser Bischofs, Johann von Dalberg, welcher auch Willibald Pirkheimer, der Freund des Kaisers, und Johann Stab aus Steier in Oesterreich, Mathematiker, Astronom und Historiker, angehörten.

Nach vielfachen Wanderungen in Nieder-Deutschland ging 1491 der Dichter die Elbe aufwärts durch Sachsen nach Prag, mußte jedoch seinen Aufenthalt daselbst kürzen, da er durch mehrere Spottgedichte und beißende Epigramme gegen die Tschechen, ihre Lebensweise, ihre utraquistischen Tendenzen, wie ihren nationalen Fanatismus, den Zorn des Prager Pöbels hervorgerufen hatte und so das Weite suchen mußte.

Am 7. März 1494 berief ihn Kaiser Max nach Wien, mit einem eigenen Schreiben, welches von der hohen Achtung des Schreibers vor den humanistischen Bestrebungen des Celtes Zeugniß gibt. Celtes folgte dem Rufe. Von nun an blieb das Haupt der Hu-

manisten in Deutschland Conrad Celtes bis zu seinem im Jahre 1508 erfolgten Tode in Wien.

Er stiftete hierselbst die gelehrte Donau-Gesellschaft, welcher die größten Gelehrten, darunter der Administrator des Wiener Bisthums, Johannes Vitez, Cuspinian und Hieronymus Balbi angehörten. Dieser letztere war mit Kaiser Max nach Wien gekommen, und hatte, obgleich erst achtzehnjährig, über den Virgil, Sallust und Horaz Vorträge gehalten; er versah die Lehrkanzel der Rhetorik und übertrug später dieselbe dem Joachim von Watt, der als Vadianus in der Lebensgeschichte seines Freundes Hutten häufig vorkommt. Lange Jahre fungirte Vadianus beim Staatsrathe als kaiserlicher Anwalt, dann, von Magister Bernhard Perger als Superintendenten der Universität ersetzt, trat er für die Verbreitung der humanistischen Richtung nachhaltig ein und in späterer Zeit erscheint er als Anhänger und Freund Zwingli's, als Bürgermeister von St. Gallen.

Mit Celtes war Cuspinian Vorsteher der von Kaiser Max gegründeten Hofbibliothek, die fortan zur Hebung der Studien wesentlich beitrug. Zugleich mit Celtes waren im Jahre 1497 Johannes Ricutius, ein Minorit aus Camerino, und Andreas Stöberl aus Oettingen von Ingolstadt gekommen. Sie alle waren in der Herausgabe von Commentaren der alten Classiker besonders thätig. Der Mathematiker Stephan Rösel, von der Krakauer Universität berufen, der Magister Georg Tannstetter aus Rain in Steiermark waren für den Ruf der Universität von Bedeutung.

Neben der hohen Schule blühte die von Celtes begründete sodalitas danubiana, die literarische Donau-Gesellschaft, deren Vorstand der Administrator des Wiener Bisthums, Johannes Vitez, gewesen. Hier finden wir die kaiserlichen Räthe Fuchsmagen und Krachenberger, Celtes und Cuspinian, Stiborius, Rösel, den Geschichtsforscher Ladislaus Sontheim, den Gabriel Gutrather, später Bürgermeister von Wien, den Johann Stab, den Kaiser Max zu seinem Secretair und Historiographen ernannte, wie den kaiserlichen Secretair Just Gründeck als Mitglieder. In freier Hausgenossenschaft lebten die Anhänger der neuen Richtung zusammen, mit Zwanglosigkeit wissenschaftliche Bestrebungen unterstützend. Zu diesen ständigen Mit-

gliedern kamen auch noch Vorübergehende, welche auf ihrer Durchreise Wien berührten, mit denen die Mitglieder der literarischen Donau-Gesellschaft in wissenschaftlicher Correspondenz standen.

In diesen Kreis trat auch Ulrich von Hutten, der kühne Vorkämpfer der Geistesfreiheit. Er fand gute Aufnahme in der Hausgenossenschaft, welche damals den Joachim von Watt (Vadianus), einen gewissen Marius (Meier) und den Erfurter Peter Eberbach verband. Schon am ersten Abende erzählte er ihnen von den Abenteuern und Unfällen seiner Reise, wie er im Februar von Wittenberg aufgebrochen, auf der Landstraße im kläglichsten Aufzuge und in der äußersten Dürftigkeit durch Böhmen und Mähren nach Wien gezogen; wie er beim gelehrten Probst Augustinus, der schon des Conrad Celtes Freund gewesen war, gute Aufnahme gefunden und bei dem trefflichen Bischofe Stanislaus Thurzo in Olmütz eingeführt wurde. Dieser, gleich seinem Bruder Johann, dem Bischofe von Breslau, ein Förderer der aufleben den Wissenschaften, nahm den irrenden Ritter des Humanismus gastfreundlich in seinem Palaste auf und beschenkte ihn beim Abschiede mit einem Pferde nebst Reisegeld, das bis Wien vorhielt, wozu der Probst einen goldenen Ring mit einem kostbaren Edelstein fügte. Mit Theilnahme und Bewunderung hörten die Wiener Humanisten zu und glaubten einen anderen Dulder oder Odysseus vor sich zu sehen.

Unter solchen Gesprächen griff Hutten in den Busen und zog etliche Blätter heraus, die mit Versen beschrieben waren; es sei ein Gedicht auf den Kaiser Max, das er während seiner Reise inmitten von Beschwerlichkeiten geschrieben habe, sie mögen urtheilen, was daran sei. Den Freunden, wie sie es von „sibyllinischen" Blättern zusammen lasen, gefiel die Erfindung so gut, daß sie eine Abschrift nahmen und diese zu einem Buche zusammenbinden ließen, bis nach Hutten's Abreise zu Anfang des folgenden Jahres (1512) Vadian sich entschloß, dasselbe in Druck zu geben. Er widmete es dem Georg Collimitius (Tannstetter), Professor der Mathematik und Medicin und Kanzler der Wiener Universität, der dem jungen Dichter während seines Aufenthaltes in Wien viel Wohlwollen bewiesen hatte. Das Gedicht war das bekannte Aufmahnungsgedicht an den Kaiser Max zum Kriege gegen die Venetianer, welches einen

wichtigen Punct in Hutten's Entwicklung bezeichnet. Darin preist Hutten die Deutschen, welche zwei Erfindungen gemacht haben, welchen weder das Alterthum, noch das jetzige Italien etwas an die Seite zu stellen vermag: „die des Schießpulvers und die des Buchdruckes". Der Wiener Gelehrte Badian hatte dem Aufmahnungsgedichte an Max noch ein Kleines hinzugefügt: „Hutten's Gruß an Wien" bei seinem Eintritte in diese Stadt. Daß er, nachdem er unter mancherlei Gefahren beinahe ganz Deutschland durchwanderte, erst jetzt nach Wien komme, möge ihm diese Stadt verzeihen; hätte es von ihm abgehangen, würde er gewiß vor allen Wien besucht haben; allein das Schicksal, dessen Ruf er folgen muß, habe ihn zum Wandern bestimmt. Um so wohler wird ihm jetzt die Erholung in Wien thun, wo er endlich Ruhe und gute Tage zu finden hofft.

In den Briefen der Dunkelmänner erinnert sich der Magister Johann Krabacius aus Nürnberg des Poeten, dessen Lectionen zu besuchen der Rector Heckmann in Wien den Studenten verboten habe. Auch hier ersehen wir, daß Hutten viele Freunde in Wien gehabt, die ihn allerdings nicht vermögen konnten zu bleiben, und die ihn im Spätherbste 1511 aus Wien nach Italien ziehen lassen mußten.

Eine weitere Förderung der Wissenschaften lag in dem Aufblühen der Buchdruckerkunst in Oesterreich. Die herrlichste Schöpfung des deutschen Erfindungs-Geistes, die Buchdruckerkunst, hatte sich bereits in den meisten deutschen Städten niedergelassen, ehe sie sich in Wien einfand. Wohl wandte ihr bald nach ihrem Entstehen Kaiser Friedrich III. seine Gunst zu, die Buchdrucker wurden in gesellschaftlicher Rangordnung den Adeligen und Gelehrten nahe gestellt, er erlaubte ihnen Gold zu tragen, gab den Schriftsetzern einen Adler, den Druckern einen Greif mit den Druckballen, die sie in einem Wappen unter offenem Helm führen sollten; allein in den Erblanden des deutschen Reiches ließ sich die neue Kunst nicht blicken in der langen und unruhigen Regierungszeit Friedrich's III. Nicht blos siedelten sich fremde Künstler in so trüber Zeit in Wien nicht an, selbst die einheimischen, welche diese Kunst erlernt hatten, suchten andere Länder auf.

Ulrich Han aus Ingolstadt, ein Wiener Bürger, der vermuthlich in Faust's und Schöffer's Officin gelernt hatte, ist in Rom thätig gewesen, sein Bruder Wolfgang folgte ihm dahin nach.

In einem im Jahre 1468 erschienenen Druckwerke nennt sich Ulrich Han einen Wiener Bürger. Im Jahre 1476 druckte Johann Wiener aus Wien in Vicenza den Virgil und kehrte später nach Augsburg zurück, wo er die Kunst fortübte.

Stephan Koblinger aus Wien druckte gleichfalls 1479 in Vicenza. Die Wiener Gelehrten waren demnach genöthigt, ihre Werke außerhalb Oesterreichs drucken zu lassen, z. B. Georg Peuerbach, Regio-Montanus, der Geschichtsschreiber und Platoniker Thomas Ebendorfer von Haselbach und mehrere Andere.

Erst im Jahre 1492, also erst zu Beginn der Regierung des Kaisers Max, haben sich Buchdrucker in Wien niedergelassen. Von jetzt faßte diese Kunst dauernde Wurzeln und nennt als den ältesten bekannten Buchdrucker Wiens Johannes Winterburger, gebürtig von Winterburg unweit Kreuznach, der die Kunst in Mainz erlernt hatte. Nunmehr erschienen die Werke des Georg Peuerbach. Diese Officin ist reichlich mit großen und kleinen, griechischen und lateinischen guten Schriften, auch mit musikalischen Choralnoten versehen gewesen.

Das Kirchenrecht wurde immer und mehr bei Seite geschoben, die Universität begann sich zu säcularisiren. Schon im Jahre 1497 wollte Kaiser Max die Lehrkanzel des Kirchenrechtes aufheben. Die Humanisten geriethen mehr und mehr in Opposition gegen die Theologen, die Unabhängigkeit der Wissenschaft von der Kirche ringt nach Ausdruck; in demselben Jahre, in welchem Hutten in Wien weilte, erklärte die Universität die Aufforderung, eine Kirchenversammlung zu beschicken, als eine unzeitgemäße Zumuthung. Die Wiener Gelehrten verfehlten auch nicht für Reuchlin, in seinem Streite mit der theologischen Facultät zu Köln, betreffend die Verbrennung hebräischer Schriften, eine Streitfrage, die zum erstenmale auch Luther Partei ergreifen läßt, einzutreten, wie die Apologie Reuchlin's beweist, und Cuspinian und Vadian stehen ganz und gar auf der Seite Reuchlin's. Die Vertreter der Wissenschaft in Wien schickten sich somit an, das Verhältniß der Dienstbarkeit, in welchem

sie zur Kirche standen, zu lösen; ein Bestreben, in welchem sie von Kaiser Maximilian I. begünstigt worden sind. Sowohl was die Frequenz der Schüler, als das Ansehn betrifft, durfte die Wiener Universität zu den ersten gezählt werden; sie nahm im Zeitalter des Kaisers Max eine Stellung ein, die sie niemals wieder später in der Geschichte des deutschen Geisteslebens aufweisen kann. Sie hatte die Universitäten Italiens in Bezug auf die Frequenz, die zwischen 5—6000 schwankte, weit übertroffen, der Ruf ihrer Lehrer war ein wohlgegründeter; die Stadt selbst war wohl geeignet, den Blick zu erweitern, das geistige Leben Deutschlands in sich zu concentriren und an dem Sitze der deutschen Kaisermacht die geistige Führung zu erhalten. Es ist ein vielfach bewegtes Leben, welches sich hier kund gibt, und so sagt auch Wolfgang Schmelzel, ein in Nord-Deutschland gebildeter Mann, in seinem „Reime" auf Oesterreich von der Wiener Stadt:

„Hier seind viel Singer, Saitenspiel,
Allerlei Gesellschaft, Freuden viel;
Mehr Musicos und Instrument
Find't man gewiß an keinem Endt.
An das Lugeck kam ich ongefähr,
Da traten Kaufleut hin und her,
Alle Nacion in ihrer Klaidung;
Da wird gehört manch Sprach und Zung.
Ich dacht' ich wer gen Babel thumen,
Wo alle Sprach' ein Anfang genumen."

VII.

Am Scheidewege.

Am Scheidewege. — Die Anfänge des Protestantismus in Wien. — Der niederösterreichische Adel protestantisch. — Die Landstädte. — Der Protestantismus in Steiermark. — Die Grazer Stiftschule. — Protestantismus in Kärnten. — Krain. — Oberösterreich. — Tirol.

Der Ruf Ulrichs von Hutten nach politischer Reform war verhallt, auch auf dem Wege kirchlicher Reform war der altersschwache Kaiser stehen geblieben. Als Luther zu Wittenberg 1517 auftrat, schrieb Kaiser Maximilian an den Kurfürsten Friedrich den Weisen, „man möge den Mönch fleißig bewahren, man könnte ihn noch brauchen." Als jedoch der Kaiser seinem Enkel, dem spanischen Karl, den Thron Deutschland's sichern wollte, näherte er sich den Geistlichen. Maximilian I. starb plötzlich. Der deutsche Kaiserthron blieb längere Zeit unbesetzt — ein Glück für Luther und die Reformation. Die spanischen Familienverbindungen des habsburgischen Hauses trugen nicht wenig dazu bei, das Band zu lockern, welches die österreichischen Länder mit dem deutschen Reiche geistig verknüpfte. Denn gelang es auch Karl V. nicht, in Deutschland den Protestantismus zu vernichten, in Oesterreich, wo die Habsburger die unmittelbare Herrschaft hatten, konnten sie es mit um so größerem Eifer versuchen und, wenn auch nach langen Kämpfen, mit Erfolg ausführen. Wie der Grundsatz der Landeshoheit in Deutschland dem Protestantismus zu Gute kam, so in Oesterreich dem Katholicismus. In Spanien hatte der Kampf mit den Mauren einen er-

höhten kirchlichen Eifer erzeugt, eine Kreuzzugs-Stimmung in den Herrschern hervorgebracht, und diese römische Gesinnung vererbte sich auf die deutschen Habsburger, die mit ihren spanischen Verwandten eine das katholische Princip vertretende Doppelmacht in Europa bildeten. Spanisch wird die Sitte und Tracht des Wiener Hofes, gar manche Erzherzoge werden in Madrid am Hofe erzogen. Das dem sterbenden Philipp entsunkene Glaubensschwert nimmt in der Folge Ferdinand II. auf, und als nach dreißigjährigen Kriegen in Deutschland auch ihm die Herstellung der Glaubens-Einheit mißlingt, wird die Religionsfreiheit allen deutschen Ländern gewährt, nur den kaiserlichen, den österreichischen nicht. Sie stehen fortan in einem Gegensatze zu Deutschland, eine tiefe Kluft trennt von nun ab die Geister in beiden Reichen. Eine Thatsache von merkwürdiger und verhängnißvoller Bedeutung, um so stärker hervortretend, als Wien noch immer der Sitz der deutschen Kaisermacht, des Reichshofrathes geblieben und die Habsburger deutsche Interessen gegen den „Erbfeind" mehr als je zuvor zu vertheidigen hatten und im Inneren ihrer Länder deutscher Sprache und Bildung unter Magyaren und Slaven die Wege ebneten. Allein diese geistige Trennung Oesterreichs von Deutschland war, soweit das Volk dabei in Frage kam, keineswegs eine freiwillige, sondern vielmehr eine erzwungene.

Die Reformation, welche eine Welt erschütterte, konnte an Oesterreich nicht spurlos vorübergehen. Wie alle deutschen Universitäten von dieser Geistesbewegung ergriffen wurden, so auch die Hochschule zu Wien. Der Humanismus, die Forschung in der Natur hatten das Terrain günstig vorbereitet, einzelne häretische Priester waren gegen Beichte, Ablaß und Reliquien-Verehrung aufgetreten. Kaum daß Luther seine Thesen verkündigte, so trat auch schon die alte Wiener Universität an die Seite der Wittenberger, der jüngsten hohen Schule des Reiches. Die Aufforderung Eck's aus Ingolstadt, die päpstliche Verdammungs-Bulle an allen öffentlichen Orten bekannt zu machen, die Angehörigen der Universität vor Luther's Lehrsätzen zu warnen, die lutherischen Schriften einzufordern und zu vernichten, begegnete selbst bei der theologischen Facultät keinerlei Bereitwilligkeit. Der Bischof Slatkonia von Wien blieb unschlüssig, die landesfürstlichen Behörden bekannten sich offen als Anhänger Luther's und

Widersacher des Papstes. Am 10. December 1520 überreichte der Rector der Universität sogar eine feierliche Verwahrung gegen die Promulgation der Bulle. Die weltlichen Facultäten verhehlten ihre Gesinnung nicht, die theologische, angeeifert von einem neuen eifervollen Bischofe, blieb ohne jegliche Unterstützung, als sie dem landesfürstlichen Gebote Folge leisten sollte, gegen die Ketzerei einzuschreiten. Sie hatte ihr Ansehen bald ganz verloren und sank so sehr herab, daß, von 1529 angefangen, durch mehrere Jahrzehnte ihr ganzes Collegium nur aus zwei Doctoren bestand und sie seit 1549 zeitweise völlig aufgelöst erschien. Das Verfahren gegen die Ketzer wurde lediglich durch den Landesfürsten, im Vereine mit den Bischöfen der Erblande, geführt.

Die neue Lehre hatte indeß auch außerhalb der Universität allenthalben feste Wurzel gefaßt. Viele Mitglieder der Regierung hingen ihr an, in der Burgkapelle selbst wurden ketzerische Predigen gehalten. Die Mönche zeigten einen besonderen Eifer, die Klöster zu verlassen; im Stadtrathe war eine große Anzahl der Mitglieder lutherisch geworden. Fruchtlos waren auch die scharfen Mandate der Jahre 1527 und 1528 gegen die Ketzer und die drakonischen Edicte gegen die „Buchdrucker und Buchführer der sectischen und verbotenen Bücher." Sie sollten als „Hauptverführer und Vergifter aller Länder ohne alle Gnade stracks am Leben mit dem Wasser gestraft, ihre verbotene Waare mit Feuer verbrannt" werden. Gleichwohl breitete sich die neue Lehre mit sieghafter Gewalt aus und Ferdinand I. sah sich gezwungen, stillschweigend die Ausübung des neuen Bekenntnisses zu dulden. Junge wißbegierige Leute zogen schaarenweise nach Wittenberg, Söhne der ersten Wiener Bürgerfamilien und des hohen Adels, die Jörger, Teufenbach, Windischgräz, Ungnad, Starhemberg, Lamberg, Auersperg, Lobkowitz, Sprinzenstein, Waldstein, Kolowrat u. s. w. Eine Verordnung, welche vor Zulassung an die Wiener Universität die Ablegung eines katholischen Glaubenseides verfügte, mußte zurückgenommen werden. Im niederösterreichischen Landtage saßen nur mehr fünf Katholische vom Herrenstande. Im Landhause der Stände predigten protestantische Geistliche. Die Glaubensbewegung hatte sich schon über das flache Land verbreitet, in den Städten an der Donau gewann die neue Lehre Tau-

sende von Bekennern, in Krems fand sie eine Pflegestätte an einer humanistischen Lehranstalt.

Frühzeitig drang die lutherische Lehre in Steiermark ein, sie kam aus dem Salzburgischen, das Ennsthal durchzogen zahlreiche Prädicanten, die Durchführung des Wormser Edictes erwies sich als unmöglich. Die Adeligen waren auch hier die Stützen der neuen Lehre. Ihre Söhne zogen nach Wittenberg, sie selbst schützten auf ihren Schlössern und Edelsitzen lutherische Prädicanten und benutzten ihre Patronatsrechte dazu, ihnen die besten Pfarrstellen zuzuweisen. Die steirischen Klöster verödeten, gingen unaufhaltsamem Verfalle entgegen. Die von Ferdinand angeordneten Kloster-Visitationen brachten die merkwürdigsten Resultate zu Tage. Mönche waren zahlreich zum Lutherthume übergetreten, Nonnen gestanden, daß sie „lutherische Büchel und Tractatel" gelesen, viele Capläne waren in den ehelichen Stand getreten und predigten von den Kanzeln die neue Lehre. Im Vereine mit den Bischöfen ließ Ferdinand Kirchen-Visitationen vornehmen, eine Landescommission bereisete die Alpenländer und hatte die Aufgabe, die Geistlichen, Richter, Amtsleute und Zechmeister vorzuladen und ihr Bekenntniß zu prüfen. Trotzdem wurden auf den Jahrmärkten lutherische Bücher feil geboten und bis in die verborgensten Alpenthäler drang das „lautere Evangelium." Die Processionen wurden verspottet und hörten allgemach überall auf. In Graz, der Landeshauptstadt, war der Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein, der Bürgermeister Simon Arbatter, der Altbürgermeister und die große Mehrzahl der Stadträthe lutherisch. Sie waren „in die luthrische Lehr ganz vergifft." Ausgaben reformatorischer Schriften wurden veranstaltet, die Schulkinder sangen lutherische Choräle. Die Stände gründeten die landschaftliche Stiftschule, welche ein halbes Jahrhundert für die Protestanten eine Pflanzstätte höherer Bildung blieb, zu großem Rufe gelangte und eine Zeitlang auch den großen Astronomen Johann Kepler zu ihren Lehrern zählte; trotzdem Ferdinand die Jesuiten ins Land rief, die dieser Schule nach Kräften entgegenarbeiteten.

Nach Kärnten drang der Protestantismus schon im Jahre 1520. Bergleute, aus Sachsen eingewandert, brachten ihn dahin. Auch hier war der Adel der Bahnbrecher des neuen Bekenntnisses. Er beein-

flußte die „Unterthanen", besetzte die Stellen der landschaftlichen Regierung mit seinen Glaubensgenossen. Alle Anstrengungen der vereinigten kirchlichen und weltlichen Gewalten erwiesen sich als fruchtlos. Auf das Kaufen und Verkaufen lutherischer Bücher war Todesstrafe gesetzt — vergeblich. Bald wurde der katholische Gottesdienst durch amtliche Verordnung abgeschafft und der protestantische eingeführt. Rathsherren und Bürgerschaft von Klagenfurt unterstützten die Bemühungen des Reformators Martin Knorr auf das Kräftigste.

Im benachbarten Krain hatte der Protestantismus bald Anhänger, die nach Tausenden zählten. Ein Bürger, Mathias Klobner, hatte ursprünglich sein Haus zum Versammlungsorte der Bekenner des Lutherthums gemacht und die Domherren des bischöflichen Capitels, Primus Truber, Paul Wiener und Leonhard Mertlitz, predigten die neue Lehre mit solchem Erfolge, daß die Laibacher Protestanten schon 1532 im Besitze einer eigenen großen Kirche erscheinen und bis 1540 der größte Theil der Stände zur neuen Lehre abgefallen war. Sie errichteten in Laibach eine hohe Schule, welche namentlich in Süddeutschland großen Ruf genoß, mit Tübingen in lebhaftem Verkehre stand und eine Zeitlang Nikodemus Frischlin zu ihrem Lehrer und Leiter hatte.

Als die eigentlich feste Burg des Protestantismus durfte Oberösterreich gelten. Hier hatte der Adel eine eifervolle Gesinnung und eine freigebige Hand gezeigt. An die Landschaftsschule zu Linz, deren materielle Verhältnisse durch die Beiträge und Vermächtnisse der Ständeglieder glänzende genannt werden durften, wurden die hervorragendsten Lehrkräfte von protestantischen Universitäten berufen und ihnen die schönsten Säle im Landhause selbst eingeräumt. Die Söhne der Adeligen setzten im „Reiche" ihre Studien fort und brachten Hofmeister, Lehrer und Erzieher lutherischen Glaubens mit. Häufig finden wir zu Wittenberg, Rostock, Jena, Frankfurt a. O. oberösterreichische Cavaliere, welche an diesen hohen Schulen gebildet waren, als Rectoren und Prorectoren. Den Klosterschulen wurden humanistische Lehranstalten mit protestantischen Lehrern zu Steier, Wels, Braunau gegenüber gestellt.

Die neue Lehre hatte aber auch Tausende und aber Tausende

Anhänger im Bürger- und Bauernstande. Schon im Jahre 1521 verbreitete ein evangelischer Lehrer, Namens Eleutherobius (Freileben), die neue Lehre mit allem Eifer, veröffentlichte Luther's Schriften und übersetzte ein in lateinischer Sprache abgefaßtes Werk des Johann Bugenhagen in's Deutsche. Bald gab es in allen Städten und Märkten protestantische Prediger. Die Lehre von der evangelischen Freiheit fand unter den Bauern freudigste Aufnahme, zumal sie hofften, sich der geistlichen Oberherrschaft und der Lasten und Abgaben, welche ihnen die Klöster auferlegten, entledigen zu können. Es half gar nichts, daß die weltliche Gewalt einzelne übereifrige Prediger dem Feuertode überlieferte.

Selbst in die Tiroler Berge drang der Geist der kirchlichen Revolution. Handelsleute, die von Norden ins Land kamen, Knappen, die von Sachsen und Thüringen einwanderten, Landsknechte, die in den Krieg nach Italien zogen, machten die Tiroler mit Luther's Lehre bekannt. Im Jahre 1521 erschien der erste Verkünder, Dr. Jakob Strauß, ein Mönch aus Berchtesgaden, und begann in Hall zu predigen. Seine Beredsamkeit zündete. Die Bürgerschaft schützte ihn gegen die Angriffe des Bischofs. Der Sendbote Luther's, Urban Rhegius, erregte den Enthusiasmus seiner Zuhörer. Bald fanden sich in Tirol einheimische Lehrer. Die Bischöfe traten mit rücksichtsloser Energie auf und wurden vom Erzherzog Ferdinand wirksam unterstützt. Darob stieg die Erbitterung im Lande, bewaffnete Haufen von Bauern schützten die Mönche, welche zum Lutherthum übergetreten waren, die Leidenschaft trieb jedoch die Bauern gar bald in die Reihen der Wiedertäufer, deren Secte als eine Abart der lutherischen Bewegung feste Wurzel gefaßt hatte. Die radicale Partei fand in Michael Gaißmayr aus Sterzing einen gewandten und unerschrockenen Führer, der eine Bauernrebellion organisirte, die das ganze Land in wilde Aufregung versetzte. Damit war die neue Lehre in Brixen aus der Bahn einer ruhigen Entwickelung getreten und Landesfürst und Stände beeiferten sich, den Aufruhr niederzuschlagen, welcher mit Unrecht nur als Folge demagogischer und politischer Umtriebe und socialer Leidenschaften geschildert wird. Die Priester waren überall der Gegenstand wilder Angriffe, die Klöster und Ordenshäuser wurden zerstört, die Nonnen ausgetrieben, die Pfarrhäuser

verwüstet. An allen Orten loderten Scheiterhaufen, an Bäumen und Pfählen hingen die Leichen der Hingerichteten zum fürchterlichen Exempel, auf allen Marktplätzen vollzog der Henker die Urtheile des strafenden Landesfürsten. Und die Behörden machten keinen Unterschied zwischen Sectirern und Protestanten. Die Letzteren blieben jedoch im Geheimen ihrer Lehre treu, bis die Jesuiten durch ihre Propaganda den letzten Rest der Ketzerei verschwinden machten. So erlag in Tirol der Protestantismus am frühesten, zur Zeit, wo er in den anderen österreichischen Ländern erst recht zur Blüthe gelangen sollte. Tirol wurde das Land der Glaubenseinheit. Abgeschlossen und unzugänglich durch die Natur blieb es der modernen Entwickelung und dem Strom befreiender Ideen fern bis in unsere Tage.

VIII.

Böhmen und die deutsche Reformation.

Der Charakter der slavischen Reformation. — Einfluß der deutschen Reformation auf Böhmen. — Luther's Verhältniß zu Böhmen. — Der deutsche Protestantismus in Böhmen. — Luther und die böhmischen Brüder. — Slavischer Fanatismus.

Keines der Länder, welche unter dem Scepter der Habsburger standen, konnte von der Reformation entscheidender beeinflußt werden, als das seit 1526 mit den kaiserlichen Erblanden vereinigte Böhmen. Von hier aus war, vor einem Jahrhundert, der Anstoß zu einer großen kirchlichen Revolution ausgegangen. Hier lebten Sektirer zu Tausenden. Allein die evangelische Bewegung, welche von dem slavischen Böhmen ausgegangen war, verlief kläglich, weil sie nicht von einer großen Cultur-Nation unterstützt wurde, weil sie national geblieben, ohne doch den Typus des Geistes eines großen selbstständigen Volkes zu besitzen. Der tschechische Utraquismus vermochte nicht der Träger der Kirchenreform für das deutsche Mitteleuropa zu werden, blieb eine particulare Schöpfung und entbehrte wissenschaftlicher Grundlagen. Die strebenden deutschen Geister hatten gar bald erkannt, daß es sich in Böhmen nicht sowohl um Kirchenreform, als vielmehr um die Gestaltung einer slavischen Nationalkirche handle. Wie lebhaft verwahrte sich deshalb Luther gegen den Vorwurf Eck's in der Leipziger Disputation, als ob auch er sich in „der böhmischen Sektirerei" ergehe! Und später nennt er es gegen Spalatin eine Wunderlichkeit, daß er „ohne irgend einen Führer oder Lehrer aus Böhmen" auf seinen Weg gelangt sei.

Der Name Böhmens wurde gerade durch die Hussitenstürme zum Schrecken im Reiche; denn der Weg der Anhänger Hussens war durch Feuersäulen bezeichnet und die nationale Unduldsamkeit hatte die Deutschen aus Böhmen vertrieben. Noch lange tönte das Lied von der Schlacht bei Aussig fort, in welchem es heißt:

„Gott sei gedankt! O preiset ihn!
Er hat uns Hilfe und Ruhm verlieh'n
Die Deutschen, die Deutschen zu schlagen
Und aus dem Lande zu jagen."

Es war unter solchen Umständen eine wahre Nemesis, daß die freie evangelische Meinung der Slaven Schutz suchen mußte bei dem geoffenbarten deutschen Volksgeiste, daß das exclusive Tschechenthum sich unter die Botmäßigkeit deutscher theologischer Wissenschaft begeben mußte, daß die lutherische, von den Tschechen hochgefeierte Lehre fördernd auf die Wiederaufnahme des Deutschthums wirkte, der Utraquismus, ob seiner Halbheit unmöglich, im Lutherthum aufging. Der Schauplatz, auf welchem der Wittenberger Reformator auftrat, lag den Böhmen näher, als Anderen, die eigene Noth führte sie zu ihm. Freundliche Schreiben langen wiederholt aus Böhmen bei Luther ein, bestimmt ihn in seiner Drangsal zu stärken, seine Schriften werden gierig gelesen, trotzdem sie in der verhaßten deutschen Sprache geschrieben sind, slavische Schriften werden ihm nach Wittenberg übersetzt zugesandt. Das Lutherthum gewann bald in Böhmen den lebhaftesten Fortgang, der Adel wurde der kräftigste Förderer desselben. Luther richtete seine Schrift „An die böhmischen Landstände" nach Prag; der Glaube, daß der Reformator ein Asyl in Böhmen werde suchen müssen, war eine Zeitlang sehr verbreitet. Bald folgte eine starke Rückströmung des deutschen Elementes in das Land, in welchem deutsche Bergstädte neu erstanden, ebenso viele Pflegestätten des Protestantismus. Philipp Melanchthon empfahl für ihre Schulen die Lehrer, Luther prüfte ihre Kirchenordnung, wie z. B. diejenige, welche Graf Schlick für den Elbogener Kreis einführte. Für die slavische evangelische Richtung in Böhmen gewann Wittenberg den Charakter des protestantischen Roms. Wiederholt sandte die Brüder-Unität ihre Sendboten nach Wittenberg, mehrere Jahre hindurch führten die „Brüder" mit Luther Verhandlungen über Glaubens-Artikel, an sie richtete Luther seine

Schrift „vom Anbeten des Sakraments"; Luthers Schriften wurden vielfach in's Böhmische übertragen, Rath und Gemeinde von Prag holten sich Nachweisungen in Wittenberg. Auf den utraquistischen Synoden haben bald die Lutheraner die Mehrheit. So lebhaft gestaltete sich der geistige Verkehr beider böhmischen Sekten mit dem Stammsitze der Reformation. Ein Verhängniß, daß der nationale Fanatismus bald wieder die Oberhand gewann, der Haß gegen das durch den Protestantismus begünstigte Deutschthum in Böhmen wieder losbrach. Als Graf Dohna der Ständeversammlung (i. J. 1611), die in ihrer Mehrheit lutherisch war, eine Botschaft des Kaisers in deutscher Sprache zu verkünden beabsichtigte, erhob sich der stürmische Ruf: „Deutsch sei in Deutschland, in Böhmen aber tschechisch zu reden." Das Sprachenzwangsgesetz v. J. 1615, welches die Ausrottung deutscher Sprache, die Fernhaltung deutscher Einwanderer bezweckte, war ein Hohn auf die Wirklichkeit, ein trauriges Verkennen der evangelischen Bewegung. Fünf Jahre später holten sich die Böhmen einen König aus der Pfalz, das Haupt der protestantischen Union Deutschlands. Der böhmische Adels-Aufstand erlag, mit ihm der slavische und auch der deutsche Protestantismus des Landes.

IX.

In den Alpen.

Das Vermächtniß Ferdinands I. Max II. — Steiermark, Kärnten und Krain unter Karl II. — Der Protestantismus in den Alpenländern. — Die Landschaftsschulen. — Nicodemus Frischlin in Laibach. — Sein Abgang.

Am 25. Juli 1564 schied Ferdinand I. aus dieser Welt. In seinem Vermächtnisse hatte er seinen Söhnen mit eindringlichen Worten die Erhaltung der Glaubenseinheit empfohlen und bekannt, „er wollte viel lieber seine Söhne todt sehen, als der neuen Religion verfallen". Die Dreitheilung der österreichischen Lande unter die drei Söhne des verstorbenen Kaisers Ferdinand: Max II. (Oesterreich, Böhmen und Ungarn), Karl (Steiermark, Kärnten, Krain und Görz); Ferdinand (Tirol); macht daß wir in den verschiedenen Gebieten den Protestantismus auch von wechselnden Schicksalen begleitet sehen. Ungehindert breitete sich der Protestantismus in dem Stammlande Oesterreich aus, das dem Aeltesten der Erzherzoge, Kaiser Max II. zugefallen war. Dies hatte seinen Grund in der Gesinnung und Haltung des Kaisers selbst, der in seiner Jugend mit Wolfgang Schiefer (Severus), einem Schüler Luthers und Melanchthons, später mit Peter Collatinus, einem Freunde des Joachim Camerarius Umgang gepflogen und seine Hinneigung zum Protestantismus bald nicht mehr verbergen konnte. Seine Vermählung mit der frommen Maria, sein längerer Aufenthalt in Madrid vermochten den Erben des Kaiserthrones nicht von dieser seinem Vater höchst bedenklich erscheinenden Richtung abzulenken. Maximilian

correspondirte mit Melanchthon und Paul Eber, ließ sich von ihnen theologische Gutachten ausarbeiten, von seinem Freunde, dem Herzog Christoph von Würtemberg die Schriften der Reformatoren senden. Seinen Kindern ertheilte der protestantische Schulrector Georg Muschler Unterricht, der wohlbekannte Sebastian Pfauser war sein Hofprediger, von dem die böhmischen Sendboten mit Erstaunen berichteten, er wohne mit Weib und Kind als königlicher Prediger neben der Wiener Hofburg, bei den Augustinern. Vergebens versuchten die Jesuiten, vergebens die Gemahlin Maria, vergebens der Vetter und Schwiegersohn Maximilians II., der glaubenseifrige Philipp II. von Spanien, den österreichischen Herrscher in eine andere Bahn zu lenken, er blieb der Duldsamkeit treu, die ihn so sehr auszeichnet. So konnten die Keime des Protestantismus in Nieder- und Ober-Oesterreich zu vollen Saaten emporblühen. Zu Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war kaum mehr der zehnte, in Oberösterreich kaum mehr der 20. Theil der Bevölkerung dem Glauben der Väter treu. In den Kammerrechnungen der Klöster findet man Summen als Stipendien für „die Studiosen in Wittenberg" verzeichnet. In den Jahren 1568 und 1571 erschienen Edicte, welche die freie Religionsausübung in Wien und Unterösterreich zusicherten. Der Administrator des Wiener Bisthums, Bischof Urban von Gurk bat den Kaiser um Enthebung von seinem Amte, weil das Volk die katholischen Kirchen nicht besuche, Beichte und Abendmahl verschmähe. Solchen Verhältnissen entsprechend waren auch die Zustände an der Wiener Universität. Die Doctor-Promotion wurde nicht mehr von dem Glaubensbekenntnisse abhängig gemacht. Decane und Rectoren waren jener Zeit Protestanten. In der ganzen Zeit von 1576 – 89 kam keine Doctorspromotion an der theologischen Facultät vor. Die Jesuiten wurden auf eine Lehrkanzel beschränkt, ihr Convict auf Wunsch der Stände gesperrt. Im ganzen Erzherzogthum finden wir nunmehr protestantische Geistliche in festen Stellungen. Zu Stein a. d. Donau hielt Chyträus aus Rostock, derselbe, der für das Land die lutherische Agende ausgearbeitet hatte, eine Synode lutherischer Geistlicher ab. Die evangelischen Stände unterhielten eine selbstständige Druckerei, aus welcher die Schriften ihres Bekenntnisses in starken Auflagen hervorgingen.

In Oberösterreich war der Protestantismus mächtig erstarkt. Auf dem Landtage zu Linz machte Kaiser Maximilian II. (1567—68) den Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes das Zugeständniß freier Religionsübung für sich und ihre Gutsangehörigen, jedoch nur in ihren Schlössern, Häusern und Landsitzen. Die Städte des Landes waren mit ihrer Bitte abgewiesen worden, deß ungeachtet hielten auch sie lutherische Prediger. Im Jahre 1576 wurde im neuerbauten Ständehause feierlich evangelischer Gottesdienst abgehalten. Im großen Saale des Landhauses erhob sich ein Altar und eine Kanzel. Zwei Jahre später nahmen die Stände, Herren, Ritter und Städte eine neue evangelische Kirchenordnung in offener Landtagssitzung an. Der größte lutherische Glaubenseifer lebte aber in den oberösterreichischen Bauern. Im obderennsischen Lande war die Augsburgische die „herrschende Kirche" geworden.

In anderer Weise gestalteten sich die Verhältnisse in Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain), wo Ferdinands I. Sohn, Erzherzog Karl II., als Landesfürst gebot. Fassen wir zunächst Steiermark in's Auge. Dort erwies sich der Adel als starker Anwalt des evangelischen Glaubens. Der Erzherzog mußte es sich gefallen lassen, daß die Landstände bei der Huldigung den Eidschwur nach evangelischem Ritus und mit lutherischer Formel leisteten. Die Landschafts-Schule erhielt eine neue Verfassung durch Dr. Chyträus aus Rostock, den die Stände durch den landschaftlichen Trompeter, Bernhard Zeiller, abholen und nach Graz geleiten ließen. Die Einrichtung dieser Schule wurde in den Nebenhandlungen des Brucker Landtages von 1578 bestätigt. Aengstlich wachten die Stände über den Zusammenhang der Doctrinen mit den von Wittenberg vertretenen und selbst als diese von der Sturm'schen Pädagogik überholt waren, wurde die vom Rector Dr. Papius eingeführte Dialektik für nichttauglich erklärt, wie wohl sie sich eng an die Straßburger anschloß, „weil sie wider des hochberühmten Mannes, Philippi Melanchthons Lehrbücher sei". Aus dem Verzeichniß der Rectoren und Lectoren ersieht man den innigen Zusammenhang der Grazer Schule mit den protestantischen Universitäten. (Rectoren: Heinrich Osius aus Leipzig, Philipp Marbach aus Straßburg, Peristerius aus Ilmenau, Johann Papius aus Franken, Johann Regius aus Danzig.

Kratzer aus Ulm ꝛc., die Professoren Finckelthaus aus Straßburg, G. Lang aus Rostock, Heinrich aus Augsburg, Joh. Kepler aus Weil in Würtemberg ꝛc. ꝛc.; Präceptoren: Eberle aus Nordhausen, Conon aus Schlesien, Thesmair aus Stettin, Soldan aus Hessen, Stainberg aus Görlitz, Engelhardt aus Tübingen, Joh. Funk aus Löwenberg, Gruning aus Jena ꝛc. ꝛc.) Die Mehrzahl dieser Gelehrten hatte großen Ruf in Deutschland. Die Schule bestand aus der Knabenschule in drei Dekurien, die eine Vorbereitung bildeten für die höhere Schule der 4 Classes, in welchen Theologie, Rechtswissenschaft und Philosophie gelehrt wurde. Allzugerne hätte der Landesfürst die Stiftschule aufgehoben, allein er fürchtete zu sehr die Opposition der Stände, welche ihm die Brucker Pacification für Innerösterreich abgenöthigt hatten. Karl mußte der protestantischen Schule von anderer Seite beizukommen suchen, ihr ein Gegengewicht im Unterrichtswesen bieten und das konnten nur die Jesuiten herstellen. Ihnen richtete der Erzherzog eine aus landesfürstlichen Mitteln reich ausgestattete Schule ein, welcher er den Titel „archiducale Gymnasium Societatis Jesu Graecense“ verlieh. Für diesen Orden stiftete er die Universität zu Graz (1586), eröffnet mit einer Pracht und Feierlichkeit, dergleichen man bei solchem Anlasse nie zuvor gesehen. In Kärnten ging die kirchliche Reformation des Landes, unaufgehalten durch die Maßregeln des Erzherzogs Karl vor sich. In Klagenfurt waren alle Kirchen lutherisch, die Pfarrbücher wurden nunmehr regelmäßig protestantisch geführt. Seit 1572 wurde auch in windischer (slovenischer) Sprache lutherischer Gottesdienst gehalten. Die kärntnerischen Stände bauten auch neue Gotteshäuser und errichteten evangelische Schulen. Der ständische Landesausschuß bestätigte die von den Predigern der Hauptstadt festgestellte Kirchenordnung. An der Hauptpfarrkirche allein waren 1586 drei Prediger thätig. Die Pfarrer erhielten ihre Bezahlung von den Ständen. Auch hier gab es eine Landschaftsschule mit ausgezeichneten Lehrkräften, in welcher Predigtamts-Candidaten ihre theologische, die Söhne der Adeligen ihre juristische Ausbildung erhielten. Alle Thäler Kärntens waren ohne Ausnahme protestantisch. Die Richtung des Glaubens war streng und unduldsam. Die Einführung des verbesserten, gregorianischen Kalenders erregte einen wahren Sturm

der Entrüstung, der sich jedoch bald legte, während in Steiermark der Kalenderstreit zu Unruhen und Volksaufläufen führte. Als der Flacianismus, die Lehre des Flacius, einst Schüler Luthers' einen Streit innerhalb der protestantischen Kirche hervorrief, fand dieser ein lebhaftes Echo in Kärnten. Flacianer und Anhänger Melanchthons bekämpften sich in hartnäckiger Weise. Flacianische Prädicanten traten mit Glück in Villach, Bleiberg, Gmünd, im Lurnfeld u. a. O. auf und verdächtigten ihre Gegner als Papisten. Allein überall entschieden die Behörden zu Gunsten der Wittenberger Theologen und die Stände unterdrückten den Flacianismus. Der Benedictiner Lebinger kann nicht umhin Kärnten und seine Hauptstadt als jener Zeit blühend zu bezeichnen. Außerordentlich war der Zuwachs der Bevölkerung, Handel und Gewerbe nahmen großen Aufschwung, dem Gottesdienste, dem Unterrichte, den Leidenden und Armen wurden schöne Gebäude errichtet, die Schulsäle füllte eine zahlreiche lernbegierige Jugend.

Nicht anders war es in Krain. Die Hauptstadt Laibach, größer und volkreicher als die Kärntens, nahm einen wahrhaft bedeutenden Aufschwung. Die Adeligen, der neuen Lehre zugethan, sandten ihre Söhne nach Heidelberg und Tübingen und hielten zu Laibach eine höhere Schule, die den Mittelpunkt des evangelischen Lebens in Krain bildete. Als deren Rector, Adam Boheritsch, altershalber nicht mehr tüchtig schien, wünschten die Stände einen Mann an seine Stelle zu setzen, der die Schule „instauriren und erhalten" möchte. Sie wandten sich diesem Zwecke, nach vorherigem Einverständniß mit dem Herzoge von Würtemberg, an den Dr. Nicodemus Frischlin, der als Dichter und Humanist eines großen Rufes sich erfreute, und luden ihn ein nach Laibach zu kommen. Frischlin, jener Zeit in mannigfache Fehden mit Tübinger Collegen und Adeligen verflochten, verließ die schwäbische hohe Schule und zog nach Laibach. Sein Wirken daselbst wurde bedeutsam. Seine, die humanistischen Studien umgestaltenden Reform-Arbeiten haben eine bleibende Stelle in der Geschichte der Wissenschaft gefunden. Es war eine vollständige Revolution in der Grammatik, welche Frischlin in Laibach unternahm und die Nähe dieser Stadt von Venedig und Padua war wohl geeignet sein großes Werk wirksam zu fördern. Diese Arbeiten

tragen die Dedication des Autors an zwei gelehrte österreichische Cavaliere, Baron Georg Kisel und Balthasar Batthyani („octolinguarum Phoenix").

Es ist längst durch David Friedrich Strauß nachgewiesen, daß die Laibacher Stände den Frischlin nur mit Widerstreben ziehen ließen, ihn beim Abzuge sehr geehrt und reich beschenkt haben und Frischlins Gemahlin vornehmlich die Ursache war, daß er nach kurzer Rast in Oesterreich wieder nach Würtemberg, in die Heimat zog, wo ihn neue Drangsale erwarteten, bis ihn, der lange als Verbannter umherzog, der Kerker auf Hohenurach aufnahm, dessen Schauern er zu entfliehen suchte und dabei den erlösenden Tod fand.

X.

Jesuiten-Einflüsse.

Der Einfluß der Gesellschaft Jesu. — Die Jesuiten unter Maximilian II. — Gegenreformation. — Die Herstellung der Katholicität an der Universität. — Gegenreformation in Oberösterreich. — Bauern-Krieg. — Ständische Opposition.

Der Tod des Kaisers Maximilian II. hatte die Hoffnungen der Protestanten in Oesterreich mit einem Schlage zerstört. Die Söhne des Kaisers, Rudolf und Ernst, waren am Hofe von Madrid und von Jesuiten herangebildet. Rudolf II., welcher in Prag seinen Herrschersitz aufschlug, war von einem starken Glaubenseifer erfüllt, der nur in seiner angeborenen Schwäche und Rathlosigkeit seine Grenze fand. Auf dem Hradschin der böhmischen Königsstadt häufte er einen Schatz von Kunstwerken, Büchern und Seltenheiten, umgab sich mit Gelehrten und Künstlern, allerdings auch mit Astrologen und Adepten. Er stand mit Malern und Architekten Italiens in Verbindung, ertheilte Aufträge und sandte Einladungen an fremde Künstler, und errichtete eine Kunstkammer, die ein Zeugniß ist seiner Kennerschaft und Bildung. Kepler und Tycho de Brahe finden wir an seinem Hofe, wie den erfahrenen Ottavio de Strada, dessen Rath der Kaiser bei Anlage der Sammlungen folgte. Allein dieser kunstsinnige Monarch war nur allzusehr wissenschaftlicher Dilettant und vergaß am Schmelzofen über seinen alchymistischen Hoffnungen, auf der Sternwarte die Kaiserpflichten, die Reichsgeschäfte, die österreichischen Erblande und ihre religiösen Wirren, und der geübte Rechner fand vor Allem den Logarithmus nicht für den Tiefgang

der geistigen Bewegung im Volke. Die Erzherzoge unterdrückten, da ihnen die Regierung überlassen war, nach dem Beispiele des Oheims in Tirol, den Protestantismus mit Hilfe der Jesuiten. Der Bruderzwist im Hause Habsburg hält nur einen Augenblick das Verhängniß auf, welches die neuzeitliche Geistesrichtung in allen österreichischen Erblanden treffen sollte. Vorübergehend erhalten die österreichischen Stände, für die Unterstützung, welche sie dem Erzherzog Mathias bei der Usurpation der landesfürstlichen Gewalt leihen, Religionsfreiheit. Dann bricht mit der Thronbesteigung Ferdinands II., des Zöglings der Ingolstädter Jesuiten, das Strafgericht mit vernichtender Gewalt herein. Der Protestantismus sieht sich mit einem Male furchtbaren Gegnern gegenüber, der Gesellschaft Jesu.

Im Jahre 1541, ein Jahr nach der Bestätigung des Ordens der Gesellschaft Jesu, kamen die Patres Bobadilla und Le Jay nach Deutschland. Der Letztere verstand es, Ferdinand I. so sehr zu fesseln, daß der König ihn auf den vakanten Bischofsstuhl von Triest setzen, ihn an Oesterreich fesseln wollte. Von dieser Zeit an finden wir Ferdinand fortwährend im Briefwechsel mit den Jesuiten-Häuptern. Wiederholt war Le Jay in Wien, stets mit großer Auszeichnung am Hofe empfangen. Später schrieb Ferdinand dringend an den Ordensstifter Ignatius von Loyola und gleichzeitig an Julius III., er sei Willens in Wien ein Jesuiten-Colleg zu errichten. Wenige Monate später trafen zwölf Patres, darunter Le Jay, am 31. Mai 1551 in Wien ein. Sie gründeten sofort eine lateinische Schule, bald darauf ein Convict für zahlende Zöglinge und 1558 ein solches für unbemittelte. Schon 1562 war die Zahl ihrer Mitglieder auf 80 gestiegen und sie waren in der Lage, eine selbstständige österreichische Ordensprovinz zu gründen. Le Jay bestieg eine theologische Lehrkanzel an der Wiener Universität und nach seinem Tode übertrug Ferdinand dieselbe dem aus Ingolstadt berufenen Nikolaus Gaudonus. Die Jesuiten errichteten ferner eine selbstständige Druckerei in Wien und warfen Massen katholischer Schriften unter die ketzerische Bevölkerung. Allein nicht blos durch die Schrift, auch durch das Wort wollten sie wirken. Sie hatten sehr richtig die Stärke des Protestantismus in der

Predigt erkannt und deshalb beeiferten sie sich, ihre Kunst der geistlichen Beredtsamkeit wirken zu lassen. Der glänzendste Kanzelredner des Ordens, Peter Canisius, wurde nach Wien berufen und seine oratorischen Leistungen entzückten den Hof, erregten die Menge. Er verfaßte ferner einen Katechismus, welcher die staunenswürdige Verbreitung fand, daß nach 130 Jahren die 400. Auflage ausgegeben wurde. — Ferdinand ermächtigte 1558 die Jesuiten in allen seinen Erblanden zu lehren und zu predigen. In Prag wurde ein Jesuiten-Colleg errichtet und sofort auch eine Schule eröffnet. Reiche Besitzungen in Böhmen und der Lausitz fielen dem Orden zu, ansehnliche Beiträge flossen aus der königlichen Kammer, die Erzherzoge und der katholische Adel spendeten reichlich. Bald gingen von Prag zahlreiche Colonien aus. Dabei wurden die Väter Beichtiger des Hofes und der katholischen Adelsfamilien, Seelsorger in Spitälern und Kerkern, sie organisirten Wallfahrten und Missionspredigten, leiteten das Gymnasium, welches für die Facultätsstudien vorbereitete, eine Akademie, an der sie Doctores creirten, und ein Convict für Adelige.

Der Tod ihres Beschützers Ferdinand that ihrer Propaganda Einhalt. Unter Maximilian II. verloren sie ihre Position in Ungarn, sank ihr Einfluß in Böhmen und Oesterreich. Um so eifriger wirkten sie bei des Kaisers Brüdern in Tirol und in Steiermark. In Tirol war die Arbeit bald und leicht gethan. Nicht so in Steiermark. Das Land war ganz und gar protestantisch und der erste Jesuit, der nach Graz kam, blieb lediglich nur dem Dienste seines Gönners, des Erzherzogs Karl, hingegeben. Der Landesfürst ließ es jedoch nicht dabei bewenden, er wandte sich an den Ordens-General Franz Borgia, mit der Bitte, ihm die Priester für ein zu errichtendes Collegium zuzusenden. Am 9. Oct. 1572 traf die erste Jesuiten-Colonie in Graz ein. Sie ward vom Erzherzog empfangen, mit der Versicherung, er werde ihr „Vater, Schützer, Alles sein". Sofort begannen die Väter mit Predigt, Jugendunterricht und Christenlehre, ja sie veranstalteten theatralische Vorstellungen mit ihren Schülern, welche ein schaulustiges Publicum anlockten. Die Bevölkerung sah die Jesuiten mit Mißtrauen kommen und ihre Stimmung wurde nachgerade erbittert. Man

beschuldigte die Väter, gelegentlich zweier auf einander folgender Todesfälle, sie hätten die Brunnen vergiftet. Die Stände verlangten offen auf dem Landtage ihre Vertreibung. Bei solcher Stimmung mußten sich die Jesuiten kluger Mäßigung befleißigen und betrieben ihre Propaganda im Stillen. Sie stifteten kirchliche Vereine und Bruderschaften und warben namentlich der Heiligen-Geist-Bruderschaft viele Mitglieder, zu welchen auch der Landesfürst zählte. Dieser that endlich das Aeußerste an Aufopferung für die Glaubenszwecke, als er 1586 die Universität in Graz errichtete, mit dem stiftungsmäßigen Zwecke, „daß die angeerbte, echte und katholische Religion überall rein, unverfälscht und unversehrt erhalten werde und die Unterthanen, welche in Irrlehren und Ketzerei befangen sind, zum alten Glauben zurückgebracht werden". Diese Universität war also eine Anstalt für die Propaganda und sie wurde den Jesuiten übergeben, die damit nicht blos eine und die andere Lehrkanzel, nicht blos eine theologische Facultät, sondern eine ganze Universität erhielten. Zur Patronin der Universität wurde die heilige Jungfrau und Märtyrerin Katharina gewählt. Ihr galt die Festrede in der Aula. Der älteste Sohn des Landesfürsten, Erzherzog Ferdinand, trug, der Erste, seinen Namen in das Album ein, derselbe Fürst, der die Mission der hohen Schule später zu seiner eigenen gemacht hat.

Auch in Niederösterreich zeigte sich bald der Einfluß der Jesuiten. Erzherzog Ernst, der von Rudolf II. eingesetzte Statthalter, begünstigte die neukatholische Richtung, wie sie sich seit dem Tridentinischen Concil ausgebildet hatte, in jeder Weise. Der Universität wurde (1577) strenge verboten, sich an den evangelischen Bestrebungen der Prediger in Wien und Hernals irgendwie zu betheiligen. Im Jahre 1578 wurde wieder eine Frohnleichnamsprocession mit großem Gepränge gefeiert, an welcher der Kaiser selbst Theil nahm. Es gab zwar ärgerliche öffentliche Scenen bei dem Umzug, allein der Anfang zur Wiedereinführung der pomphaften Kirchenfeierlichkeit, welche durch zwanzig Jahre unterblieben war, war denn doch gemacht. Der protestantische Rector der Universität wurde abgesetzt und nun beginnt eine energische Gegenreformation an der Wiener hohen Schule, seitdem Melchior Khlesl zum Kanzler

der Universität ernannt worden war. Die Doctor-Promotion wurde wieder an die Bedingung der römischen Confession, welche der Candidat vorher feierlich abzulegen hatte, geknüpft. Vergebens protestirten die drei weltlichen Facultäten dagegen, vergebens remonstrirten sie gegen die jesuitische Akademie, deren Diplome die Universität hartnäckig ignorirte, deren Rector sie, wenn er ein Anliegen vorzubringen hatte, vor der Thüre des akademischen Sitzungssaales warten ließ, deren Zuhörern sie die Universitäts-Stipendien entzog. Die Universität kämpfte ausdauernd gegen die Concurrenz des Jesuiten-Collegiums, welches über 1000 Studirende zählte, aber auch gegen die Methode des jesuitischen Unterrichtes. Sie setzte diesen Kampf bis 1610 fort, sie sträubte sich nach Kräften gegen die Incorporirung des Jesuiten-Collegiums in die Universität. Allein was vermochte die herabgekommene hohe Schule gegen den Eifer der Jesuiten, welche die mächtige Unterstützung des Hofes genossen? Die Väter der Gesellschaft Jesu hielten denn auch bald ihren Einzug in die Universität und besetzten vierzehn Lehrkanzeln mit ihren Ordensmitgliedern. Alle Demonstrationen blieben dagegen nutzlos. Die Jesuiten hatten die Macht und benützten sie zur völligen Umgestaltung des deutschen Geisteslebens in Oesterreich.

Aber auch außerhalb der Universität machte die katholische Propaganda in Wien und ganz Niederösterreich sich siegreich geltend. Eine neue Schulordnung verbannte den lutherischen Katechismus. Im Jahre 1580 wurde eine Bücherinquisition eingeführt, welche die Unterdrückung aller in Deutschland aufgelegten Schriften mit Erfolg betrieb. Von den Kanzeln predigten die Jesuiten mit wahrem Feuereifer, Beichte und Predigt bewirkten massenhafte Bekehrungen der Lutheraner. Einzelne Jesuiten, wie P. Scherer, rühmten sich ihrer Wunderkuren. Am 19. Juli 1589 zogen mehrere Tausend Lutheraner, Handwerker und Dienstleute auf den Burgplatz und forderten von Erzherzog Ernst, daß die dem Adel zustehende Religionsfreiheit auch ihnen gewährt werde. Man beruhigte die Stürmischen, allein ihre Forderung wurde nicht gewährt. In Wien hörte der protestantische Gottesdienst völlig auf. Die eifrigen Lutheraner zogen deshalb in hellen Haufen an Sonntagen in die Umgebung, wo die Adeligen ihre Prediger hielten. Da geschah es oft,

daß von dem Fenster eines Schlosses ein Prediger vielen Tausenden das evangelische Wort verkündete. Auch dagegen schritt die landesfürstliche Behörde ein und beschränkte die Thätigkeit der evangelischen Priester auf die Familienglieder der Stände und das Innere der Edelsitze. Dem Adel gegenüber wurde manche Rücksicht geübt, den Landstädten gegenüber keine. Der Erzherzog-Statthalter bedrohte die widerspenstigen Landstädte mit dem Verluste ihrer Privilegien. Im Jahre 1589 wird überall der Bürgerschaft vorgelesen, daß sie unverweilt zur katholischen Kirche zurückkehren müsse. An manchen Orten griffen die Bürger zu den Waffen. Die Folge davon war der Prozeß gegen Rath und Bürgerschaft, hohe Strafgelder, Verbannung der „Rädelsführer", Einsetzung eines kaiserlichen Beamten als Stadthauptmann, unter dessen Schutze die Jesuiten bald einzeln, bald in ganzen Schaaren kamen, so in Krems und anderen Städten, und allenthalben Schulen eröffneten.

Dieselben landesfürstlichen Gebote und Verbote, welche in Niederösterreich erlassen wurden, wurden auch in Oberösterreich kundgemacht. Doch war ihr Erfolg hier ein weit geringerer. Auch hier sollte blos dem Adel die Religionsfreiheit verbleiben. Die „Unterthanen" sollten sämmtlich zur katholischen Kirche zurückkehren, die evangelischen Prediger und Lehrer des Landes verwiesen, die verdrängten katholischen Pfarrer wieder eingesetzt werden. Die Ausführung dieser strengen landesfürstlichen Befehle erzeugte eine ungeheure Aufregung im Landvolke. Im Mai 1589 kamen 120 bewaffnete Bauern aus Siernning in den Landtag nach Linz. Fußfällig baten sie die Stände um Schutz gegen die Verfolgungen, denen sie als Anhänger des Augsburger Bekenntnisses ausgesetzt seien. Die Gemüther der Bauern geriethen in wilde Gährung. Die Bauernrebellionen, welche die Folgen davon waren, werden zumeist als socialpolitische Stürme aufgefaßt, weil die Landleute der Lasten, welche ihnen die Klöster auferlegten, ledig werden wollten; allein sie waren auch religiöse Bewegungen. Es beweist dies ihr Verlauf. Der Aufruhr von 1594 nahm seinen Anfang zu St. Peter am Windberge und die Veranlassung war daselbst die Besetzung einer Pfarrerstelle. Kaum war der Priester vom Stifte St. Florian im Mai 1594 zu St. Peter auf der Pfarre eingetroffen, trat eine Bauerndeputation

vor ihn und erklärte ihm: er habe ihnen das Sacrament auf Deutsch zu consecriren, sie wollten weder ihn, noch einen anderen päpstischen Pfaffen, sondern einen evangelischen haben, der ihnen einen „deutschen Herrgott" reiche, sie wollten ferner keine Messe dulden, sondern es so haben, wie es überall Brauch wäre. Diese Beschwerden und Forderungen wiederholten sich an allen Orten. Das Rudolfinische Interim von 1597 machte dem Aufstande vorläufig ein Ende. Allein es ordnete nur das Unterthanen-Verhältniß, die Robotleistung. Die Glaubensfreiheit zu vertheidigen, ergriffen die Bauern später noch einmal die Waffen. Die protestantischen Stände durften, auf ihre Privilegien gestützt, es wagen, die Sache des Glaubens zu vertreten. Sie vertheidigten nicht blos ihre eigenen Rechte, sie machten auch mannigfache „Gegenvorstellungen" und klagten über die „katholische Reformation", welche nur Unzufriedenheit erzeuge, evangelische Glaubensbekenner zur Auswanderung nöthige, endlich über die Herausforderungen der Jesuiten.

Diese begannen ihre Wirksamkeit in Linz erst spät (1600), aber desto energischer. Der Hofprediger der Erzherzoge Ernst und Maximilian, P. Georg Scherer, hatte sich zuerst auf das gefährliche Gebiet begeben. Der Ruf seiner gewaltigen Beredtsamkeit lockte viele hundert Neugierige in die Stadtpfarrkirche. Die Jesuiten-Patres wollten in das Landhaus aufgenommen werden, allein die protestantischen Stände wiesen ihnen die Thüre. Sofort räumte ihnen Erzherzog Mathias Gemächer im kaiserlichen Schlosse ein und wies ihnen die Dreifaltigkeits-Capelle mit dem anstoßenden Hause als Eigenthum zu. Das Gymnasium, welches sie seit 1608 leiteten, konnte jedoch neben der ausgezeichneten Landschaftsschule der protestantischen Stände nicht zur Blüthe kommen. Eine kaiserliche Commission verkündete neuerdings das Verbot der Ausübung des evangelischen Glaubens, lud die evangelischen Prediger und Lehrer, wie auch die „Buchführer und Thorsitzer" vor sich und begann mit Verhaftungen und Amtsentsetzungen des Bürgermeisters, Richters, Stadtschreibers und der städtischen Beamten von Linz vorzugehen. Ja der Kaiser war bereits daran, die den Herren und Rittern ertheilte Concession zur Ausübung des evangelischen Gottesdienstes in ihren Schlössern und Häusern zurückzunehmen und so den Protestan-

tismus ganz zu vernichten. Da brachen jene Zwistigkeiten in der kaiserlichen Familie aus, welche den Erzherzog Mathias veranlaßten, den protestantischen Ständen volle Religionsfreiheit zu gewähren, um von ihnen die Erbhuldigung zu erlangen. Allenthalben führten die protestantischen Herren den öffentlichen lutherischen Gottesdienst ein. Die katholischen Amtsleute in Linz wurden wieder entfernt, durch protestantische ersetzt und am 13. Sonntage Trinitatis war bereits der evangelische Cultus im ganzen Lande wieder eingeführt. Die Landschaftsschule wurde reorganisirt, durch treffliche Lehrkräfte aus Deutschland verbessert, der Protestantismus erhob sein Haupt mächtiger denn je. Diese feste Position verblieb ihm bis zur Thronbesteigung des Jesuiten-Zöglings Ferdinands II. Diese war das Signal zu der böhmischen Adelsrebellion, mit welcher die protestantischen Stände von Oberösterreich gemeinsame Sache machten. Damit ist der Anfang des dreißigjährigen Krieges bezeichnet, in dessen Verlauf der Protestantismus in Oberösterreich, von allen Schrecknissen der fanatischen Gegenreformation heimgesucht, vernichtet worden ist.

XI.

Die Entscheidung.

Ferdinand II. — Die Ausrottung des Protestantismus in Steiermark und Kärnten. — Einfluß der Jesuiten. — Der Katholicismus alleinherrschend. — Folgen der Schlacht am weißen Berge. — Das Frankenburger Würfelspiel. — Der Bauernkampf. — Stephan Fadinger.

Die Entscheidung in dem geistigen Ringkampfe, dessen Schauplatz die Erblande des deutschen Kaisers nun schon seit einem halben Jahrhundert waren, brachte die Thronbesteigung Ferdinand's II. aus der steirischen Linie des Hauses Habsburg. Une foi, une loi, un roi lautete die Devise des romanischen Absolutismus, sie war auch die Loosung dieses Herrschers. Sein Bundesgenosse in diesem Kampfe wider aufrührerische Stände und Ketzerei war die Gesellschaft Jesu, an deren vornehmster Schule Ferdinand — in Ingolstadt — gebildet war. Zunächst versuchte er die Herstellung der römischen Autorität in seinen Stammländern (Steiermark, Kärnten, Krain ꝛc.). Bevor er ihre Regierung, nach dem Tode seines Vaters, des Erzherzogs Karl, antrat, unternahm Ferdinand eine Wallfahrt nach Loretto und gelobte vor der Mutter Gottes als seiner „Generalissima" den Vernichtungskrieg gegen den Protestantismus. Heimgekehrt, begann er sein Gelöbniß zu erfüllen, ein ehrlicher Fanatiker, dem es ernst war mit den Worten, „lieber wolle er über eine Wüste herrschen, lieber betteln gehen und seinen Leib in Stücke hauen lassen, als die Ketzerei dulden." Der Bischof von Lavant, Georg Stobäus, wurde zum Statthalter ernannt und nun begann die Reformation nach dessen Plane, daß der Landesfürst „befehle, alle Unterthanen müßten katholisch

sein, und die das nicht wollen, sollen über die Grenze ziehen." Der Erzherzog erließ am 13. September 1598 ein Decret an Landeshauptmann und Landstände, daß sie innerhalb vierzehn Tagen das protestantische Stifts-, Kirchen- und Schul-Exercitium sowohl zu Graz als zu Judenburg und in allen landesfürstlichen Städten, Märkten und deren Bezirken abthun und abschaffen, ferner die unterhaltenen Prädikanten und Diener anweisen, innerhalb dieses Termines die landesfürstlichen Länder zu räumen und sich keinesfalls weiter betreten zu lassen. Umsonst waren alle Gegenvorstellungen, die Folge war, daß der Termin auf acht Tage herabgesetzt wurde. Allein auch dieser Termin wurde noch abgekürzt. Am 28. September Vormittags, nachdem die Besatzung auf dem Schloßberge von Graz verstärkt war, wurde der Befehl angeschlagen, „daß die Prädikanten noch bei scheinender Sonne aus der Stadt Graz sich erheben und sich darinnen weiter bei Verlust ihres Leibes und Lebens nit betreten lassen sollen." So zogen denn an diesem Tage 19 Prediger und Lehrer, unter den Letzteren Joh. Kepler, Frauen und Kinder zurücklassend, hinweg. Die Landschaftsschule hatte ein Ende erreicht, alle Vorstellungen der Stände auf dem Landtage blieben ungehört, vergebens donnerte der Untermarschall Graf Ehrenreich Saurau in „scharfer, giftiger, vermessener Rede" wider die „jämmerliche Persecution und Bedrängniß der Gewissen." Die evangelische Stiftskirche wurde mit Beschlag belegt, aus dem Schulgebäude wurde ein Kloster der Clarissinnen. Eine „Reformations-Commission" durchzog das Land, führte katholische Seelsorger in evangelische Gemeinden ein, vertrieb lutherische Prediger, zerstörte die protestantischen Kirchen und Betsäle und ließ überall die Einwohner den Eid schwören, der katholischen Kirche treu bleiben zu wollen. Der Besitz lutherischer Schriften wurde mit einer Strafe von 50 Ducaten belegt, das protestantische Schulwesen wurde mit einem Schlage vernichtet, selbst Privatlehrer mußten sich einem Glaubens-Examen unterziehen. Mitunter ward eine Frist von vier, sechs bis zu zwölf Wochen zur Bekehrung gegönnt. Die Commission erschien überall durch die Waffengewalt unterstützt. Auf öffentlichen Märkten wurden die lutherischen Bücher verbrannt, Galgen aufgerichtet für die etwa zurückkehrenden protestantischen Prediger. Im Jahre 1599 setzte die Commission, begleitet von der landesherrlichen

Quardia, ihre Thätigkeit fort. Mit Gewalt wurden die Kirchen geöffnet, die Häuser von Soldaten bis unter das Dach durchsucht, an einzelnen Orten Pfarr- und Friedhöfe mit Pulver in die Luft gesprengt. Oft war nur eine Frist von 3 Stunden zur Bekehrung gegönnt. Tausende wanderten aus, in Armuth Haus und Hof verlassend, Holzknechte, Köhler und Bauersleute fügten sich dem landesherrlichen Gebote.

Das ganze Denken und Empfinden des Volkes mußte sich umgestalten. Mitten im „reformirten" Lande herrschten die Jesuiten, auf der Grazer Universität wie auf einer festen Burg. Und diese Universität wurde von Ferdinand mit Stiftungen, Landbesitzungen, Weingärten, reich ausgestattet. Die theatralischen Vorstellungen der Jesuiten-Zöglinge fanden den Landesfürsten unter ihren Zuschauern, der auch die Kirche der Väter besuchte, an ihrer Mittagstafel häufig als Gast theilnahm.

Wie in Steiermark ganz so ging es in Kärnten und Krain zu. Einzelne Bürger wurden als Geisel nach Graz geführt und so lange gefangen gehalten, bis sich ihre Mitbürger bekehrt hatten. Vergeblich protestirten die Stände und Rathsherren der Städte beim Erzherzog und bei Kaiser Rudolf. Die Commission hielt mit den Musketieren und mit fliegenden Fahnen ihren Einzug in Klagenfurt, woselbst nur mehr drei katholische Bürger ansässig waren. Zwei Tage lang hielt der Bischof vierstündige Predigten, ohne Erfolg. Niemand leistete den Religionseid. Die Commission sah sich genöthigt, einen zweimonatlichen Termin zur Bekehrung auszuschreiben. Man begnügte sich vorläufig mit der Einführung des katholischen Gottesdienstes. Kaum war jedoch die Quardia abgezogen, als die lutherischen Prediger wieder in die Stadt eingelassen wurden. Allein das ganze protestantische Kirchen- und Schulwesen blieb aufgehoben. Eine neue Commission nöthigte den Bürgern den Glaubenseid ab.

Doch schien die Arbeit nur halb gethan. Sie ganz zu vollenden, wurden die Jesuiten nach Klagenfurt berufen. Sie entfalteten bald eine erfolgreiche Thätigkeit als Seelsorger und Lehrer, ohne sich durch die Drohungen der Masse beirren zu lassen. Ihr Gymnasium, welches sie später durch Hinzufügung von Lehrkanzeln für Poesie, Rhetorik, Moraltheologie und Dialektik erweitert hatten, im

Jahre der Eröffnung gemieden, zählte 8 Jahre später 500 Studierende. Da der Besuch auswärtiger Schulen verboten war, mußten selbst protestantische Adelige ihre Söhne den Jesuiten zur Erziehung übergeben. Die Jesuitenchronik erzählt merkwürdige Fälle von Bekehrung protestantischer Adeliger durch ihre Söhne. Die letzten protestantisch gebliebenen Adeligen der alten Generation wurden 1628 durch ein Mandat des durch seine Siege kühn gemachten Kaisers genöthigt, binnen Jahresfrist zum römischen Glaubensbekenntniß überzutreten. So hatte selbst die Gegenreformation in dem zähe am lutherischen Glauben festhaltenden Kärnten 40 Jahre schwere Arbeit nöthig, um ihren Sieg zu einem vollständigen zu machen.

Dieses Auftreten Ferdinand's in seinen Erblanden gab eine Vorstellung von dem, was der Protestantismus zu erwarten hatte, nachdem dieser Fürst alle österreichischen Länder, Böhmen und Ungarn unter seinem Scepter vereinigt hatte und die deutsche Kaiserkrone erlangte. In Böhmen hatte die Angst vor der Gegenreformation zu der Adelsrebellion geführt, mit der die protestantischen Stände von Nieder- und Oberösterreich sich in Verbindung setzten. Eine Aufforderung mehr für Ferdinand, nach seinem Siege in der Schlacht auf dem weißen Berge (8. November 1620) den Protestantismus auszurotten. Durch die sanctio pragmatica wurde die Jesuiten-Societät alleinherrschend auf der Wiener Universität. Sämmtliche niedere und mittlere Schulen kamen in ihre Hände. Die fünf Marientage wurden Universitätsfesttage. Im Triumphe führte der siegreiche Ferdinand die Jesuiten nach Prag zurück, wo sie die Carolinische Akademie erhielten. Der jeweilige Rector des Jesuiten-Collegs war Rector der Universität. Außerdem wurde der Gesellschaft Jesu das Amt der Censur (Bücher-Inquisition) aller im Lande erschienenen, und die Revision aller vom Auslande eingeführten Bücher, Schriften und Bilder übertragen. Nichts ist irriger, als zu glauben, daß, wie von slavischer Seite behauptet wird, es sich lediglich um die Ausrottung des slavischen Elementes gehandelt habe. Zwischen Deutschen und Tschechen wurde kein Unterschied gemacht. Die evangelischen Kirchen der Deutschen wurden ebenso zerstört, wie die ihrer slavischen Landsleute, die deutschen Prediger wurden gleichfalls vertrieben, die deutschen Schulen geschlossen, die protestantischen Familien

über die Grenze gejagt. Die furchtbaren Lichtenstein'schen Dragoner machten keinerlei Sonderung nach Nationalitäten bei ihren schrecklichen Gewaltthätigkeiten.

Im Lande ob der Enns fiel die blutige letzte Entscheidung des Glaubenskampfes. Die protestantischen Stände von Oberösterreich hatten, aus Besorgniß, daß die Lehre Luther's in ihrem Lande dasselbe Schicksal erleiden möchte wie in Steiermark, Kärnten und Krain, Ferdinand die Huldigung verweigert. Sie schlossen sich eng an die böhmischen Stände an und wurden in deren Fall mitgerissen. Ferdinand verpfändete Oberösterreich an seinen Vetter Herzog Max von Bayern, der in Linz einzog und die Stände zur Huldigung nöthigte. Der Ausgang der Schlacht am weißen Berge wurde auch für den Protestantismus in Oberösterreich verhängnißvoll. Ein Mann, „streng wie das nackte Recht und unbeugsam wie kaltes Eisen", Adam Graf Herberstorf, gebot als bairischer Statthalter im Lande. Er bedrückte die Bauern, hetzte eine wilde Soldateska gegen sie und diese „Seligmacher" machten das Land „katholisch". Zum Aeußersten gebracht, griffen die Bauern zu den Waffen und schützten ihre lutherischen Geistlichen. Denn die Reformations-Commission hatte ein Decret erlassen (vom 10. October 1625), wonach alle Prediger das Land verlassen mußten. Der Hausgottesdienst wurde verboten, die Fasten mußten streng beobachtet, die Frohnleichnams-Procession wieder von allen Zünften begleitet, die lutherischen Kinder, bei Strafe des Verlustes des Erbrechtes, im Falle des Widerstandes, zum Besuch katholischer Schulen angehalten werden. Es hieß dann weiter: Tandem ergo alle Akatholiken müssen sich bis Ostern 1626 zur katholischen Religion bekehren — oder auswandern. Drei Wochen nach Ostern mußten die Dechante der Commission eine Liste Derjenigen einsenden, welche katholisch communicirt hatten. Alle protestantischen Beamten wurden entlassen, alle Bücher nicht katholischen Inhaltes mußten abgeliefert werden zur öffentlichen Verbrennung. Dieser Gewissenszwang erzeugte eine gewaltige Gährung in der Bevölkerung. Sie kam zum Ausbruche, als die Commission den Amtmann in Frankenburg veranlaßte, auf der dem Grafen Franz Christoph Khevenhiller gehörigen Herrschaft Zwiespalten einen katholischen Pfarrer einzusetzen, den anzunehmen die Bauern

sich beharrlich weigerten. Von hier aus verbreitete sich der Bauernaufstand. Die Sturmglocken ertönten im Frankenburger Bezirke und heran zogen 5000 Landleute, bewaffnet. Mit 1200 Mann kam der Statthalter Graf Herberstorf und beschied die Bewohner des ganzen Amtsbezirkes vor sich. Als diese versammelt waren, begann das grausige „Frankenburger Würfelspiel." Auf einen Wink des Statthalters wurde ein großer Mantel auf den Boden gebreitet. Je zwei der vorgeführten Bauern und Knechte mußten mit einander aus einem Becher würfeln. Wer den niederen Wurf that, den nahm Meister Rothmantel, der Henker, in Empfang. Die unglücklichen Opfer wurden gerichtet. Einige wurden an Lindenbäumen in Frankenburg, sieben auf dem Kirchthurme von Zwiespalten, die anderen auf den Kirchthürmen der Nachbarorte erhenkt.

Die grause That sollte die Bauern erschrecken, sie vermögen, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Sie hatte jedoch nur den Erfolg, daß in den Bauern die glühendste Leidenschaft der Rache gegen ihre Bedrücker und ein heiliges Feuer für ihren Glauben sich entzündete. Im ganzen Lande ertönten die Sturmglocken, auf den Bergeshöhen flammten Feuer zur Verständigung, daß es zum Kampfe gehe. Stephan Fadinger organisirte die Streitmacht, die Umgebung seines Bauerngehöftes ward zum Sammelplatz der „christlich evangelischen Armee", deren Oberhauptmann Fadinger in raschem Siegeslaufe die wichtigsten Orte des Landes besetzte. Auf den Fahnen, welche die Bauernschaaren führten, konnte man die Worte lesen:

„Vom bairischen Joch und Tyrannei
Und seiner großen Schinderei
Mach' uns o lieber Herr Gott frei.
Weil es dann gilt die Seel' und Gut
So gelt's auch unser Leib und Blut
Gott geb' uns einen Heldenmuth
Es muß sein!"

Die Rache der Bauern war furchtbar! Zwei Jahre tobte der Religionskampf; endlich erlagen die Bauern. Zu Tausenden ließen sie ihr Leben in dem Kampfe. An dem blutigen Morgen des 26. März 1627, an welchem die Stadtthore von Linz gesperrt, doppelte Wachtposten mit blitzenden Lanzen und Scharfschützen mit wohlge-

ladenen Luntenbüchsen in den Gassen aufgestellt waren, die Führer der evangelischen christlichen Bauernarmee hingerichtet wurden, hatte der Glaubenskampf sein Ende erreicht. Allein kaum hatte Gustav Adolf seinen siegreichen Vormarsch durch Deutschland begonnen, erhoben sich die Bauern abermals für den heimlich treu bewahrten Glauben. Doch war die Kraft gewichen, die Zuversicht fehlte, die Erhebung war nicht mehr allgemein. Mit aller Strenge wurde die Gegenreformation durchgeführt, die Glaubenseinheit siegte auch in diesem Lande. In demselben Jahre, in welchem die Bauern erlagen, erhielten die Jesuiten die Landschaftsschule zu Linz, die einstmals von den protestantischen Ständen gegründet und zur Blüthe gebracht worden war, an welcher der von Graz vertriebene Johann Kepler noch einmal ein Asyl gefunden hatte, einen Ruhepunkt auf seinem Wege des Leidens.

XII.

Allgemeine Cultur-Verhältnisse im 17. Jahrhundert.

Die Emigration. — Der Adel. — Verwilderung der Sitten. — Die Glaubensänderungen. — Die Regierung im Dienste des Glaubens. — Die unbefleckte Empfängniß Maria's. — Herrschaft der Jesuiten. — Bruderschaften. — Zustand der Wissenschaften in Oesterreich. — Leopold I. — Lambecius. — Abraham a Sancta Clara.

Durch die Gegenreformation sank der Wohlstand, welkte die Blüthe gewerbfleißiger Städte dahin. Die alten Adelsgeschlechter verschwanden, an ihre Stelle traten neue aus fremden Ländern. Geistiges Leben herrschte jener Zeit nur in Adelskreisen und deren Bildung und Gesittung war dem Volke eine fremdartige geworden. Der Fremdenzuzug hörte auf lange Zeit auf, religiöse Unduldsamkeit hielt protestantische Deutsche von Oesterreichs Grenzen fern. Aeußerlich schien das Land bekehrt; aber heimlich hingen seine Bewohner an dem lutherischen Glauben. Ihr Blick wandte sich über die Grenze und es beginnt bald freiwillige Auswanderung, nachdem die erzwungene längst ihre Periode abgeschlossen hatte. Die meisten dieser Emigranten gingen nach den oberdeutschen, evangelischen Städten, die durch sie neue Zuflüsse des Wohlstandes und der Intelligenz erfuhren, die Oesterreich verloren gingen. Regensburg, Augsburg, Ulm, Lindau, Nürnberg nahmen die aus Oberösterreich und den innerösterreichischen Ländern Kommenden gastlich auf und diese trugen wesentlich dazu bei, ihre neue Heimat zu erneuter Blüthe zu bringen. In Dresden machte sich eine österreichische Colonie seßhaft,

im ganzen sächsischen Lande lebten emigrirte Oesterreicher und Böhmen zu Hauf, noch mehr im Brandenburgischen. Bis in die fernsten Länder zogen die österreichischen Emigranten, nach der Schweiz, welche durch die Flüchtlinge ansehnlichen Zuwachs erhielt, ja bis hinauf in die schwedischen Provinzen. Anno 1625 schrieb Freiherr von Kuefstein an die Königin von Schweden wegen Besetzung Ingermanlands durch Oesterreicher. Und diese Emigration dauerte durch ein Menschenalter! Nach dem Westphälischen Frieden begann eine erneuerte Thätigkeit der Reformations-Commissäre und ihre Folge war ein stärkeres Abströmen der Bevölkerung in andere Länder. Und dasjenige Element, das in Oesterreich ausgeschieden wurde, beeilten sich andere Staaten aufzunehmen. Die preußischen Residenten waren von ihrer Regierung beauftragt, die Emigranten ins Brandenburgische zu lenken, sie zu unterstützen. Der große Kurfürst begünstigte diese Colonisation mit Oesterreichern und aus seinem Schreiben an den König von Frankreich geht hervor, daß er viele Unterthanen des Kaisers, „die der Religion halber vertrieben wären", aufgenommen hatte, ohne daß der Kaiser darüber Beschwerde geführt. Es galt bald im preußischen Fürstenhause als feststehende traditionelle Hauspolitik, die preußischen Provinzen mit österreichischen Auswanderern zu bevölkern. Es waren gute Elemente, welche die österreichischen Lande verloren, geistige Triebkräfte, welche nicht leicht wieder ersetzt werden konnten. Beheim-Schwarzbach zählt 36,000 Familien, 180,000 Seelen, welche allein aus Böhmen auswanderten, darunter Tausende und aber Tausende von Deutschen. Die jetzige Antonstadt in Dresden war jener Zeit entstanden aus der Ansiedlung mehrerer Tausende von österreichischen Exulanten. In Pirna fanden sich gleich zu Beginn des Religionskampfes 50 vom Grafen- und Herrenstande, vom Ritterstande 200, vom Bürgerstande 250 Familien. Freiberg, Zwickau, Annaberg, Schneeberg und Chemnitz wurden den Exulanten zur Heimat. Das sächsische Voigtland nahm Vertriebene gastlich auf; die Oberlausitz, namentlich Zittau, war überfüllt mit Böhmen. Gar bald verschmolzen die böhmisch-slavischen Gemeinden mit den deutschen; zahlreiche Orte der Niederlausitz verdanken ihre Entstehung den Exulanten. Noch im 18. Jahrhunderte zeigt die Geschichte Friedrich Wilhelms I., wie trefflich man in

Preußen verstand zu verwerthen, was in Oesterreich als unnütz, wenn nicht schädlich dem materiellen und geistigen Leben angesehen wurde. Der König wies den 400 böhmischen Familien Wohnsitze an, viele von ihnen erhielten Bauplätze, sie mußten dazu beitragen Berlin zu erweitern, in der Friedrichsstraße wurde ihnen eine eigene Kirche gebaut, die sogenannte Bethlehemskirche, zur Erinnerung an jenes Gotteshaus auf der Altstadt Prag, in welchem Joh. Huß einst gepredigt hatte und auch noch Friedrichs des Großen Colonisations-Eifer kam den Exulanten zu Gute.

Die alten Adelsgeschlechter verließen die österreichische Heimat, viele Hunderte Edelleute siedelten sich in der Fremde an und brachten dorthin ihre edle Sitte und Tapferkeit. Es genügt zwei Namen zu nennen, Boyen und Gneisenau, um zu wissen, was Oesterreich in den trüben Zeiten für Jahrhunderte verloren! Der schlesische Adel zog aus dem Lande, nahm bei den Dänen und Schweden Kriegsdienste, oder ließ sich in den Nachbarländern nieder, in Sachsen, Brandenburg und Preußen. Groß war die Emigration aus der Grafschaft Glatz Umsonst waren die Auswanderungs-Patente. Man mußte sich endlich bequemen die Protestanten in Schlesien zu dulden und von dem kleinen Bezirke Teschen ging auch die Wiederbelebung des Protestantismus aus, der mit einem Male Tausende und aber Tausende von Bekennern zählte, als Josephs II. Toleranz-Edikt erschienen war.

Diese Austreibung und Auswanderung fiel zusammen mit den Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Die österreichischen Erblande wurden durch die Werbungen, durch den Verlust von Tausenden blühender Männer hart genug geprüft, sie waren allzumal der Schauplatz der Kämpfe, der Belagerungen, der Märsche und des wüsten Lagerlebens. Ob Freund, ob Feind, die Kriegerhorden hausten gar schlimm und in ihrem Gefolge schritt die Pest einher. Die Leiden, welche ihnen die rohe Soldateska zugefügt, machte Bürger und Bauern rachgierig und mordlustig. Nur zu oft wurden die Städtebürger geheißen Steine herbeizuschleppen und sie hinab zu schleudern auf den Feind und siedendes Pech und Harz auf stürmende Angreifer zu gießen. Die Magistrate der österreichischen Städte verkünden: Jedermann soll Wasser auf dem Boden haben, der Thür-

mer wachsam sein, Jeder sich nüchtern halten und zum Feuerlöschen eilen. Denn allenthalben stiegen Feuersäulen auf, aus brennenden Stadthäusern und Bauerngehöften. Durch dreißig Jahre währte dieser schreckliche Zustand. Die Städte waren verödet, die Saaten lagen brach, die Weinberge verwüstet und die kaiserlichen Räthe müssen klagen, daß „jede Hantierung und das ganze Commerzie zu Grunde gegangen sei." Die Verheerung des Krieges und die Austreibung und Auswanderung der Protestanten hatten aus Oesterreich eine Wüste gemacht. Die jesuitischen Beichtväter aber trösteten, daß selbst um diesen Preis die Erhaltung des reinen Glaubens nicht zu theuer erkauft sei.

Erwägt man, daß der Adel in jener Zeit der Träger edlerer deutscher Bildung und Gesittung war und in seiner Geschichte die Continuität des deutschen Geisteslebens zu suchen ist, so wird man begreifen, welch' ein Capital für Oesterreichs geistige Entwickelung, sofern sie deutschen Charakter hat, durch die Gegenreformation und die Austreibung und Auswanderung deutscher Adeliger verloren ging. Der dreißigjährige Krieg führte Spanier, Italiener, Wallonen, Irländer in Masse nach Oesterreich. Geschickte Krieger, waren sie nur katholisch, traten in kaiserliche Dienste, kamen zu Ehren, Aemtern und Würden. Sie befehligten meist Freicompagnien, traten als Oberste an die Spitze der Regimenter, erhielten Reichsfreiherrn-, Reichsgrafen- und Reichsfürstenstand und Güter im Lande. Die Generale des dreißigjährigen Krieges, welche die confiscirten Güter des heimischen Adels erhielten, wie Gallas, Piccolomini, Bouquoi, Colloredo, Suys, Diodati u. s. w. sind Fremde.

Dabei hatte die gewaltsame Gegenreformation auch noch andere traurige Folgen und zwar moralischer Natur. Das Denken und Empfinden der Menge wurde durch die Schauspiele, welche es gesehen, verkehrt und unedel. Denn die Strafen, welche gegen die Andersgläubigen verfügt wurden, waren unmenschlich. Mit Säbelhieben wurde die Menge in die Messe gejagt. Thierisches Begräbniß, Einkerkerung in verpestete Räume, Erpressung, Anspeiung, Folterqual, Reiten auf scharfen Brettern, waren öffentliche Schauspiele, welche alle moralischen und sittlichen Instincte ersticken mußten. Die Denunciationssucht wurde geweckt und die Angeberei öffentlich

belohnt. Der Glaubenszwang konnte echte und wahre religiöse Ueberzeugung nicht aufkommen lassen. Eindringlich sprachen die jesuitischen Missionäre, allein sie erweckten nur Furcht und Schrecken. Die nächste Generation schien bereits tief gläubig zu sein, allein es war die bloße Werkheiligkeit, die sich zeigte. Alles ringt nach äußerer Bethätigung kirchlicher Frömmigkeit. Kirchen und Capellen wurden zahlreich gebaut und mit den Bildnissen alter und neuer Heiliger ausgestattet, der Mariencultus erhielt eine bis dahin nie gekannte Ausdehnung und mit der heiligen Jungfrau begann der Gläubige in Gebetformeln zu verkehren, die ihre Worte aus der Sprache sinnlicher Liebe entlehnten. Neue Kirchtage wurden eingeführt, die Zahl der Feiertage ungebührlich vermehrt, Schaaren frommer Pilger wanderten nun alljährlich nach den Stätten wunderthätiger Gnadenbilder; glanzvolle Processionen und bescheidene Bittgänge versammelten Tausende andächtiger Müssiggänger. An jedem Kreuzwege sieht man nun ein Crucifix mit roher Bemalung und abscheulicher Verzerrung. Früh und spät sind Ordens- und Welt-Priester mit der Sorge für das Seelenheil ihrer Beichtkinder beschäftigt. Zahlreiche Missionen durchziehen die entlegensten Thäler, die Priesterschaft erfindet stets neue Gnadenmittel, Abläße, Gebete für die geängsteten Seelen. Und doch fehlt der Ernst andächtiger Stimmung, der Schwung religiöser Begeisterung. Kalt und nüchtern ist dabei die Stimmung der Volksseele, grell und hart tritt die Leidenschaft, das Vorurtheil und tiefgewurzelter Parteihaß in allen Kreisen des Daseins hervor. Unter dem äußeren Werkdienst und dem vielfachen Ceremoniel geht Weihe und Wesen des Gebetes verloren, die innere Regung und Bewegung des frommen Sinnes erstarrt.

Die Reste volksthümlicher deutscher Bräuche und Sitten schwinden, die heitere Sinnesart und Lebenslust des Oesterreichers hat sich in das Gegentheil verkehrt; die Tiefe des Gemüthes, die schöpferische Kraft des Geistes, die leichte Beweglichkeit des Naturells, der Hang zu frohem Lebensgenusse, diese Eigenarten des deutsch-österreichischen Volksstammes verschwinden völlig und seine Hervorbringungen zählen nicht mehr mit in der Geschichte des deutschen Geisteslebens. Der Verkehr mit dem spanischen Kriegsvolke und den wallonischen Reitern und anderer fremder Soldateska hatte die Sprache verderbt.

Das schlechte Kirchenlatein der Jesuiten war die Sprache der Gelehrten, die Staatsmänner sprachen und schrieben spanisch, italienisch und in der Zeit der Allmacht des französischen Königthums französisch. Der Aberglaube trieb die wunderlichsten Blüthen im Landvolke. Das Schatzgraben zu nächtlicher Stunde, das Tragen von Amuleten, Beschwörungen, Teufelaustreiben, Hexenglaube, waren allgemein. Was die Länder aus geistiger Verkommenheit hätte reißen können, wäre einzig und allein die Pflege echter Wissenschaft, die Verbreitung allgemeiner Volksbildung gewesen. Daran war bei dem herrschenden Systeme nicht zu denken. Die Türkenkriege und die vielfachen Kämpfe mit dem Erbfeinde Frankreich zehrten an dem Marke des Landes. Insbesondere die Türkenkriege, die ungarischen Rebellionen, versetzten die ostdeutschen Länder in fortwährende Unruhe, die Verheerungen und die Belagerung Wiens durch die Osmanen wirkten noch lange nach und verhinderten ein Wiedererstarken der Kraft der Erblande.

Ferdinand III. hielt fest an der Tradition seines glaubenseifrigen Vaters. Wie er den dreißigjährigen Krieg fortsetzte, so verfolgte er den Protestantismus in seinen Ländern, der in Oesterreich mit Zähigkeit, allen Gefahren und Bedrängnissen zu Trotze noch immer Bekenner zählte. Zwar lebte er nur mehr im Verborgenen, die Religionsübung geschah nur im Geheimen. Allein auch dies sollte nicht geduldet werden. Am 3. Sept. 1638 wurde das Verbot der heimlichen Zusammenkünfte erlassen, das Verbot des Predigtlesens erneuert, die Beherbergung protestantischer Geistlicher, das Lesen von im Reiche erschienenen Büchern mit den strengsten Strafen belegt. Seit dem Jahre 1643 wurde bei gerichtlichen Eiden in rein bürgerlichen Rechtsgeschäften die Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses verlangt. Der Aufenthalt fremder Protestanten in Wien bedurfte besonderer Erlaubniß, Ankömmlinge aus dem Reiche wurden strenger Untersuchung unterzogen, mitgebrachte Bücher ihnen abgenommen. Der westphälische Friede brachte den Protestanten im Reiche gleiche Berechtigung mit den Katholiken, eine allgemeine Amnestie. Die Oesterreicher waren davon ausgeschlossen. Neue Reformationspatente wurden 1652 erlassen, jedem Unterthanen ward jährliche Beichte und Communion anbefohlen, das Lesen nicht katholischer

Bücher wurde neuerdings streng verboten, die Beobachtung der Fasttage von der Behörde controlirt. Die Pfarrer waren verpflichtet, der Obrigkeit die Uebertreter namhaft zu machen. Im Jahre 1656 verfügte Ferdinand eine Volkszählung, damit durch die geistliche Behörde Alle bestraft werden könnten, welche sich nicht über die abgelegte und empfangene Communion ausweisen konnten. Des Kaisers Gemahlin, eine spanische Infantin, Maria, sein Bruder Erzherzog Leopold, Erzbischof von Olmütz, unterstützten den Glaubenseifer, der sich überall wirksam erwies, nur nicht in Ungarn, wo der Protestantismus eine feste Burg gewonnen hatte.

Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria und ihrer Freiheit von der Erbsünde, war ein Gegenstand, welcher die hierarchische Allgewalt damals lebhaft beschäftigte. Allein die angesehensten Lehrer der Kirche verwarfen sie. — Sie ist erst von Pius IX. 1856 als neues Dogma promulgirt worden. — Unter ihren Widersachern waren vornehmlich die Wiener Dominikaner hervorgetreten, welche die Controverse mit den allmächtigen Jesuiten nicht scheuten. Kaiser Ferdinand III. trat in diesem Streite auf die Seite der Jesuiten. Im Jahre 1646 ließ er in Wien eine kolossale Marmorstatue der heiligen Jungfrau anfertigen und am 18. Mai 1647 einweihen. Sie wurde unter großen Feierlichkeiten am Hofe aufgestellt, wobei der Kaiser, sich zur Erde werfend, das Gelöbniß aussprach, daß er die heilige Jungfrau als besondere Schutzpatronin des Erzherzogthums anrufe und den Tag ihrer unbefleckten Empfängniß als Feiertag, mit vorhergehenden Fasten begehen wolle. Hierüber wurde eine eigene Schrift ausgestellt und zur Aufbewahrung im Profeßhause der Jesuiten bestimmt; überdies wurden 600 fl. rheinisch zur festlichen Begehung dieses Tages in kommenden Zeiten gestiftet. Am 19. Januar 1649 gelangte an die Wiener Universität ein kaiserliches Rescript mit folgendem Inhalte:

„Schon seit zwei Jahren sei mit Einstimmung aller Stände die unbefleckte Jungfrau zur Schutzpatronin des Landes erkoren worden. Seine Majestät wünsche, daß dieser Cultus immer weitere Verbreitung finde und damit nicht etwa eine Verschiedenheit der Meinungen darob entstehe, solle die Universität ein ewiges Statut aufrichten, vermöge welchem Niemand bei ihr zu einem akademischen

Grade oder Ämte zugelassen werde, der nicht früher eidlich angelobt, er wolle, so lange der heilige Stuhl nicht anders bestimme, dafürhalten und öffentlich bekennen, daß die heilige Jungfrau unbefleckt empfangen worden sei."

In solcher Weise hatte Ferdinand für die geistige und kirchliche Richtung der Jesuiten Partei ergriffen. Die Dominikaner waren hiermit von allen akademischen Würden für immer ausgeschlossen. Die Wiener Universität war dadurch auf den Rang der Universitäten von Salamanca, Compostella, Valladolid und Lima herabgedrückt. In Prag verblieben den Jesuiten trotz ihrer heftigen Anstürme gegen kaiserliche Rechte alle philosophischen und theologischen Lehrstellen, der Erzbischof von Prag wurde zum Kanzler der Universität bestellt und er blieb es bis in unsere Tage. Wie in Wien, so geriethen auch in Prag die weltlichen Studien in Verfall; die Professoren der juristischen Facultät trieben das Geschäft der Advocaten, die der Medicin das der Aerzte, indeß die jesuitischen Professoren große moralische Geltung und glänzende materielle Stellung hatten. Es blühte der Jesuiten-Orden, der in Prag allein drei, im Lande noch zehn Collegien zählte und dessen Vermögen in Böhmen allein 15 Millionen betrug.

Der Jesuiten-Orden beherrschte auch unter dem Nachfolger Ferdinands III, unter Leopold I. das gesammte Geistesleben in den kaiserlichen Erblanden. Der Kaiser war selbst für den geistlichen Stand bestimmt und hatte eine dem entsprechende Bildung genossen. Zwei Jesuiten, die Patres Müller und Neidhard, nennt die Geschichte als seine Erzieher. Er selbst führte ein klösterliches Leben, die erste und die dritte seiner Gemahlinnen waren fromm bis zur Bigotterie. Demgemäß war die Erhaltung der Glaubensreinheit ein Hauptziel seiner Regierungs-Politik. Die politische Geschichte erzählt viel von den Bedrückungen, welche die ungarischen Protestanten zu leiden hatten und die mit einer der Gründe zu den Losreißungs-Versuchen in Ungarn gewesen waren.

Religiöse Vereine von Laien, wie sie das Mittelalter niemals von solcher Ausdehnung und Bedeutung gehabt, bildeten sich in dem Leopoldinischen Oesterreich und dienten dazu, den geistlichen Einfluß in alle Kreise zu tragen. Der größte Theil der Bruderschaften,

103 an der Zahl in Wien allein, die noch im Jahre 1780 bestanden, stammte aus der Leopoldinischen Epoche. In Deutsch-Oesterreich wachte die kaiserliche Regierung sorgfältig darüber, daß keinerlei geistiger Verkehr mit den protestantischen Ländern stattfinde. Die Censur hatte ein scharfes Auge auf die Einfuhr der Bücher und auf die Erzeugnisse des österreichischen Buchhandels. Diese Aufsicht wurde von Commissionen geführt, in welchen Beamte der Regierung in innigster Eintracht mit den Jesuiten der Universität thätig waren. Die strengsten Verbote wurden gegen das Studium an auswärtigen Universitäten erlassen. Damit hörte jede Wechselwirkung zwischen den deutschen und österreichischen hohen Schulen auf.

Um Tirol einen Mittelpunkt glaubenseinheitlicher Wissenschaft zu geben, den Tirolern einen Ersatz für die Ingolstädter hohe Schule zu bieten, an welche sie ihre Söhne seit Langem zur Ausbildung sandten, stiftete er die Universität zu Innsbruck (1672). Er erweiterte auch das Jesuiten-Collegium zu Breslau zu einer vollen Universität und stattete die Olmützer jesuitische Akademie mit den Mitteln einer Universität aus. Es mochte ihn bekümmern, daß die Wiener Universität für die Fortbildung der Wissenschaft nichts mehr leistete. Zu dem Zwecke wurde eine Commission niedergesetzt, deren Erhebungen den traurigen Verfall der weltlichen Wissenschaften an den Tag legten. Ihr Bericht meldete, daß in dieser Universität, „viele Jahre her von denen Professoribus in jure et medicina gar wenig gehört worden, daß selbige ihre Scienz irgendwie hätten an den Tag gegeben und etwas hätten in Druck ausgehen lassen, als wann die Wienerische Universität in Schlaf ligete, oder gar kein solches Studium mehr zu Wien wäre." Dagegen sei kundbar, wie „vigilant und emsig die Professores bei anderen hohen Schulen in Deutschland wären, was für schöne Bücher selbige schreibeten und was für nutzbare opera sie in Druck auffetzen und publiciren lasseten." Die Quelle des Uebels aber war man weit entfernt zu erkennen oder zu nennen. Im Gegentheile fand die Commission, „die theologischen und philosophischen Studien würden von der Societät Jesu tadellos und höchstrühmlich versehen". Die weltlichen Professoren pflegten drei Lectionen in der Woche zu

halten, jedoch „mit Unterbrechungen", weil zur Winterszeit „in auditorio juridico wegen der großen Kälte und Finsterniß die Studenten nicht schreiben konnten". Die Gehalte der Professoren der juristischen und medicinischen Facultät bezifferten sich auf 110—170 Gulden, „eine Summe, die einem Trinkgelde gleich zu achten sei". Und selbst diese Beträge wurden nicht ausbezahlt und die Gehaltsrückstände betrugen bei jedem Professor über 2000 Gulden. So jammervoll diese Zustände waren, welche der Bericht schilderte, sie fanden keine Abhilfe, der Bericht blieb unbeantwortet.

Und doch war Leopold I. den Wissenschaften nicht fremd. Die Geschichte nennt ihn den gelehrtesten Fürsten seines Jahrhunderts. In Wahrheit besaß er umfassende Kenntnisse in der Theologie, Jurisprudenz und in dem, was man jener Zeit Naturwissenschaft nannte. Allem geräuschvollen Leben ferne, arbeitete er mit P. Kirchner, dem er ein physikalisches Cabinet einrichten ließ und unterstützte die Ausgabe der Arbeiten des Geistlichen. Seinen Neigungen für Naturwissenschaften verdankte die deutsche Gesellschaft unter dem Namen „Societas naturae curiosorum" ihren Ursprung. Er war ein feiner Kenner der Miniatur-Malerei und ein Freund seltener Bücher, ebenso wie ein gründlicher Kenner von Gemälden, erfahren in der Theorie der Tonkunst und musikalisch schaffend. Die Hofbibliothek in Wien besitzt 29 seiner Compositionen, von seiner Hand geschrieben. In den siebziger Jahren betrugen die Ansätze für die „Liberey" (Bibliothek) 36,000 und für die „Hofmusici" über 40,000 Gulden. Spanisch und französisch sprach er leicht und gewählt, ebenso italienisch. Lateinisch correspondirte er mit Gelehrten und entsprechend der jesuitischen Bildung, die er genossen, verfaßte er auch Gedichte in der Sprache Roms. Bei einer anderen Geistesrichtung hätte sonach dieser gelehrte Monarch zur Hebung der Bildung in Oesterreich viel beitragen können, hätte er nicht jene geistigen Schranken zwischen Deutschland und Oesterreich aufgerichtet, die dem wissenschaftlichen Leben in den Erblanden so nachtheilig sein mußten.

Damals tauchte in Wien einer der bedeutendsten Gelehrten des protestantischen Deutschlands, der Hamburger Peter Lambeck (Lambecius) auf. Reisen in Frankreich und Italien hatten seine Kenntnisse erweitert, ihn aber auch mit der gelehrten Tochter Gustav

Adolfs, der Königin Christine von Schweden, in Verbindung gebracht. Durch diese wurde er den Jesuiten empfohlen und der allmächtige P. Philipp Müller, der Beichtvater des Kaisers, erwirkte ihm eine Audienz, in welcher er dem Monarchen seinen „Prodromus Historiae literariae" und seine „Origines Hamburgenses" überreichte. Er erhielt die Erlaubniß das erstere der beiden Werke dem Kaiser widmen zu dürfen und eine goldene Kette mit einer das Brustbild des Kaisers darstellenden goldenen Medaille. Allein seiner Anstellung stellten sich kirchliche Bedenken entgegen. Erst als er in Rom zur katholischen Kirche feierlich übergetreten war, wurde ihm die Leitung der Hofbibliothek übertragen. Er leitete dann den Neubau derselben, ordnete ihre handschriftlichen Schätze, holte von Ambras die Werke und Codices der dortigen Bücherei, wie von Ofen die Reste der Bibliothek des Mathias Corvinus. Wer immer in Wien wirken wollte, mußte eben den Religionswechsel nicht scheuen. Der Nachfolger Lambeck's, Dr. Daniel Nessel (geboren zu Aurich in Ostfriesland), der zu Rostock studirt hatte, ein eifriger Anhänger der augsburgischen Confession, trat in Wien zum Katholicismus über und erhielt dann die Stelle eines kaiserlichen Raths und Hofbibliothekars. Als später Gottsched den höchsten Rang unter den deutschen Gelehrten eingenommen hatte und persönlich vom Wiener Hofe ausgezeichnet wurde, schmeichelte er sich mit der Hoffnung einer Berufung nach Wien und mit dem Gedanken die Erziehung der kaiserlichen Prinzen übertragen zu bekommen. Die meisten Stimmen jener Zeit lassen sich dahin vernehmen, daß diese Berufung an dem kirchlichen Bekenntnisse des Leipziger Professors gescheitert wäre.

Was in jener trüben Zeit auf dem Gebiete der Wissenschaft in Oesterreich geleistet wurde, hat seine Anregung nicht vom Hofe, nicht von den hohen Schulen erfahren. Noch immer waren es die Stände, so sehr sie auch in ihren Mitteln und in ihrem Ansehen herabgekommen waren, welche wissenschaftliche Leistungen förderten. Auf dem Gebiete provincieller Geschichte und Landeskunde hat die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts noch immer einige achtbare Leistungen hervorgebracht. Megiser, Valvasor und Vischer sind zu

nennen, deren Werke für Historie und Topographie von Kärnten, Krain und Oesterreich von Bedeutung sind.

Volksthümliches sucht man hingegen vergebens unter allen Hervorbringungen dieser Zeit. Aus einem Winkel der deutschen Literatur aber blickt uns der charakteristische, energische Kopf des lustigen P. Abraham a Sancta Clara entgegen, der einzige Schriftsteller, der einen innigen Zusammenhang mit dem Leben und Treiben seiner Zeit verräth und eine Specialität in der Beredsamkeit gewesen ist. Er muthet uns gar seltsam an mit seinem Freimuth und seinen burlesken Einfällen, wenn wir ihn uns an der Hofkirche des ernsten in der spanischen Grandezza einherschreitenden Leopold predigend denken. Sein Stand erlaubt ihm eine Freiheit in der öffentlichen Rede, die keinem Laien in Wort oder Schrift gestattet ist und das Sittenpredigeramt steht so sehr in Ansehen, daß er mit den gröbsten Waffen auf seine Zuhörer schlagen darf. Was ihn so anziehend machte für seine Zeit, war die hinreißende Beredsamkeit, was uns an ihm interessirt, ist die Treue der Schilderung der Sitten und Anschauungen seiner Umgebung, der Beweis seiner außerordentlichen Belesenheit und des treuesten Gedächtnisses. Von den zahllosen weinerlichen, fanatischen und fanatisirenden Predigern hebt sich sein Bild so prächtig heraus, daß er unvergessen geblieben und seinen eigenthümlichen Platz in der literarischen Geschichte behauptet hat. Wie er den Boccaz, Tasso und Ariost, den Moscherosch, aber auch den Molière kennt, so würzt er seine Predigten mit allerlei Historie und Sage und flicht ein und das andere Wort aus den Schriften der klassischen Alten ein, die den Frommen eben nur bedauernswerthe Heiden waren. All' diese Lesefrüchte wechseln mit schnurrigen Einfällen eigener Erfindung, mit lustigen Scholaren- und Mönchs-Sprüchlein. Es sind allgemeine Sätze, in welchen der Augustiner-Mönch die Unterdrückung der guten Geister eines Volkes tadelt und doch wenden sie ihren Stachel auf die Umgebung, in welcher er lebte: „Ein Mensch ohne Wissenschaft ist wie ein Wagen ohne Räder, ein Acker ohne Regen, ein Soldat ohne Degen. Kein Wunder, daß in jeder Republik das Glück ein Krebsgang nimmt, wo der Gelehrte kein Fortgang gewinnet und es is ein Elend, daß gute und witzige Leute unterdrückt werden und manches Unkraut in die Höhe steiget." Wie

gut spricht er über die Scheinheiligkeit, wie trefflich sind seine Schilderungen einer Betschwester, wie wacker eifert er gegen das gedankenlose Leben. Und ist es nicht bemerkenswerth, daß er in seiner Zeit über den Nutzen des Theaters spricht? „Die Komödien und Schauspiel' hat man aufgebracht, damit die Tugenden erlernet und die Laster sollen gemeidet werden." Sein Tadel verschont auch die Geistlichen nicht und er schildert uns zwei Pfaffen, die wie gemästet aussehen, Visiten machen, von einem Schmause, von einer „Jause" zur andern gehen. Die Adeligen, „die Blutegel", welche ihre Unterthanen aussaugen, werden gebührend gezüchtigt. Die Schalheit des damaligen „alamodischen" Lebens ist nirgends besser geschildert als in den köstlichen Bildern des Pater Abraham. Da tritt wieder einmal nach langem Schweigen der dem Leben zugewandte Sinn, frohe mönchische Laune uns entgegen. Für seine Zeit, im Sinne derselben ist Pater Abraham eine bedeutende Erscheinung. Goethe hat sich deshalb in den lustigen, nur der Sprachkünstelei allzusehr huldigenden, derblaunigen Schriften des Paters gerne umgethan und seinen Freund Schiller mit denselben bekannt gemacht, der vom Pater Abraham die Züge zu seinem Capuziner im „Wallensteins Lager" entlehnt hat.

XIII.

Fremde Künstler und Gelehrte.

Fremde Künstler und Gelehrte. — Prinz Eugen von Savoyen. — Leibnitz in Wien. — Die kaiserlich deutsche historische und wissenschaftlich-praktische Societät.

Das Jahrhundert wüster Kriege ging zu Ende, aber seine Folgen fühlten noch die kommenden Geschlechter bis zum Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nicht blos in Oesterreich, auch „im Reiche" sind Stadt und Land öde und wüste, der Nationalsinn, das Nationalgefühl scheinen ertödtet für alle Zeit, die geistige Production erlahmt, die Sprache ist barbarisch wie die Sitte, die Höfe wetteifern in der Begünstigung des Fremdländischen, ihr Dienstadel huldigt dem Alles beherrschenden Geschmacke des Sultans von Versailles. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn zur Zeit, als die Kräfte nach den Schrecken und Gräueln des dreißigjährigen Krieges, dem langwierige, alljährlich sich erneuernde Kämpfe mit Türken und Franzosen folgten, sich einigermaßen erholten, in jenen Bestrebungen, welche die geistigen und künstlerischen Interessen berühren, die Neigung für das Fremdländische bestimmend hervortritt. Während in ganz Deutschland das Französische vorherrschend ist, regierten in Wien italienische Einflüsse. Der spanische Successionskrieg hatte dem Hause Habsburg italienische Länder erworben, die geographische Lage der südlichen österreichischen Provinzen, seit alten Zeiten als Hinterland Italiens betrachtet, begünstigte den geistigen Zusammenhang mit Italien. Mit Karl VI. bestieg ein Kaiser den Thron, der für Art und Kunst Italiens eine besondere Vorliebe an

den Tag legte. Die italienische Sprache war ihm, wie allen Habsburgern, geläufig und sie wurde demnach am Wiener Hofe allgemein. Der Erzieher des Kaisers, der gelehrte und künstlerisch empfindende Lavigni, hatte seinem Zögling eine ernste Liebe für Italiens Sprache und Kunst eingepflanzt und so ist es natürlich, daß Karl VI., eine heiterem Lebensgenusse zugewandte Natur, in dieser Beziehung ein Gegensatz zu seinem Vater Leopold I., das gesellige Leben am Hofe freundlicher gestaltete und feiner Sitte und Bildung, wie sie in Italien niemals gefehlt, gerne Eingang gestattete. Wie das Hofleben in Wien in der „Favorita" mehr äußeren Pomp verrieth als in früheren Zeiten, so hatte er auch den augusteischen Ehrgeiz, einen Kreis von italienischen Gelehrten und Künstlern um sich zu versammeln. Ihrer Berufung und Wirksamkeit stellte sich kein confessionelles Bedenken entgegen.

So finden wir in Wien den Apostolo Zeno als Dichter und Historiographen des kaiserlichen Hauses, einen geborenen Venetianer, dessen Poesien jener Zeit großen Ruf genossen. Seine Dramen und Melodramen fanden den Beifall aller Höfe. Apostolo Zeno darf als eine glänzende Erscheinung des Wiener Gelehrten-Kreises angesehen werden, deren Ruf jedoch keineswegs in den leichten dichterischen Producten gegründet ist, mit welchen Zeno die italienische Oper bereichert und im Stile gehoben hat, als vielmehr in der reichen und befruchtenden Gelehrsamkeit, mit der er die Geschichtsforschung Muratori's gefördert hat und die sich neben einer trefflichen Kunst der Kritik in seinen noch heute geschätzten Biographien des Sabellico, Guarini, Davila und der drei Manucci (Aldi) ausspricht. Er gab die Anregung zur Erwerbung kostbarer Handschriften und trefflicher Bücherſammlungen, zur Bereicherung der Hofbibliothek, die in Gentilotti einen trefflichen Vorstand besaß.

Gentilotti war — nach dem Zeugnisse Apostolo Zeno's — in der Philosophie, Theologie, vorzüglich aber in der Jurisprudenz wohl bewandert, war ein Kenner von Handschriften und alten Drucken, sprach und schrieb neben dem Italienischen deutsch, französisch und lateinisch geläufig, besaß seltene Kenntnisse im Griechischen und Hebräischen. Kein Wunder, daß die römische Curie ihr Auge auf den seltenen Mann warf und ihn mit lockenden Anträgen nach

der ewigen Stadt zog. Zu seinem Nachfolger wählte Kaiser Karl VI. den Pius Nicolaus Garelli und gab ihm in der Person des Alexander Riccarci einen Gehilfen. Der Erstere war des Kaisers Leibarzt, früher in Spanien, später in Wien, ein geborener Bologneser, Riccardi ein Neapolitaner, wie der gelehrte Nicolaus Torlosia, der wie Desiderius Franceschi bedeutenden Ruf genoß.

Am bekanntesten unter allen Italienern, welche damals am Wiener Hofe lebten, ist Pietro Metastasio. Im Auftrage des Kaisers richtete der „Hof-Musikgraf" Prinz Ludwig Pius von Savoyen an Pietro Metastasio, der jener Zeit in Rom weilte, ein Schreiben (vom 31. August 1729), das den Dichter aufforderte, in kaiserliche Dienste zu treten. „Der Beifall" — heißt es darin — „mit welchem Ihre Werke von aller Welt wie vom Kaiser selbst aufgenommen werden, ist der Grund, aus welchem ich im Auftrage Seiner Majestät Sie einlade in ihre Dienste zu treten. Die Höhe des Gehaltes wollen Sie selbst bemessen, alles übrige wird keinem Anstande unterliegen. Apostolo Zeno wünscht sich keinen andern Genossen als Sie, denn er kenne zur Stunde Niemanden, der geeigneter wäre, einem so kenntnißreichen Monarchen zu dienen, als Metastasio". Die Ansprüche des Berufenen waren nun allerdings hoch und die Forderung eines Vorschusses einer Jahrgehaltsumme, noch vor Antritt seines Amtes, etwas auffallend. Allein der Kaiser gewährte sie ohne Säumen, trotzdem das „treugehorsamste Obrist-Hofmeister-Amt" ehrlich bekannte, daß ihm „dieser Metastasio weder quo ad personam, nec quo ad aetatem, valetudinis constitutionem, aut qualificationem, sive capacitatem im mindesten bekannt sei" und besorgte, daß er „ein theurer Provisionär und eine Last des aerarii" sein würde.

Hier lebte nun Metastasio hoch geehrt, in allerlei dichterischer Production thätig. Bald nach seiner Ankunft in Wien schuf er das für die Charwoche bestimmte Oratorium „Sant' Elena al Calvario. Azione Sacra". Die Musik componirte ein anderer Italiener, der Hofcapellmeister Antonio Caldara. Mit diesem vereinigte sich Metastasio häufig zu Zwecken eines „musikalischen Drama's", wie solches bei Hoffesten gespielt zu werden pflegte. So entstand „Demetrio Re di Siria", mit prunkhafter Ausstattung in Scene gesetzt

und vor einem Publicum aufgeführt, welches der Dichtung mit Verständniß folgte und später ganze Stellen daraus zu recitiren wußte, „als ob sie in deutscher Sprache geschrieben wären". Für die Cavaliere des Hofes wurde im Opernhause in der Burg alljährlich während des Carnevals eine Reihe von italienischen Vorstellungen, 1732 Metastasio's „Isipile", dargestellt und die Cavaliere führten selbst italienische Comödien auf (z. B. Fagioli's „Il cicisbeo sconsolato"). Die Töchter des Kaisers verschmähten nicht, zu festlichen Anlässen, in allegorischen Singspielen aufzutreten und insbesondere entzückten Maria Theresia und ihre Schwester Marianne (1735) in dem von Metastasio gedichteten Festspiele „Le Grazie vendicate". Die italienische Comödie fand während der Regierung der kerndeutschen Maria Theresia nicht mehr jene ausschließliche Pflege, die ihr Karl VI. angedeihen ließ; aber Metastasio blieb in Gunst, sie ehrte in ihm eine Erinnerung an ihre Jugend. Hier und da trat er auch später, wiewohl deutsches Schauspiel in Wien längst in Aufnahme gekommen war und von der Kaiserin und ihrem Sohne Joseph begünstigt wurde, mit einem für ein musikalisches Festspiel im Schönbrunner Schloßtheater bestimmten Libretto hervor, so z. B. gelegentlich der Hochzeitsfeier Josephs II., wo die Erzherzoginnen Elisabeth, Amalia, Josepha und Carolina in dem „Parnaso confuso", welches Gluck in Musik gesetzt hatte, vor dem Hofe auftraten. Die Zeit hatte sich mächtig verändert, die deutsche Literatur ihren Siegeslauf angetreten und auch Oesterreich erobert, als Metastasio, 82jährig, fünfzehn Monate nach dem Regierungs-Antritte Josephs II. starb.

Das Italienische überwog auch in den bildenden Künsten zur Zeit Karls VI. Allein die Träger dieser Kunstrichtung waren Deutsche, Oesterreicher: die beiden Fischer von Erlach und Lucas von Hildebrand. Johann Bernhard Fischer von Erlach († zu Wien 1724) hatte in Rom seine künstlerische Ausbildung genossen, das Studium der Werke von Lorenzo Bernini und Francesco Boromini belebte seine Phantasie, vervollkommnete seine Fertigkeit. Kaiser Karl VI. ließ von ihm einen pomphaft sich darstellenden Trakt der Burg, die Sommer- und die Winter-Reitschule bauen, den Plan zu dem schönsten Denkmale der Barrockzeit, der Karlskirche, ausarbeiten.

Daneben baute Fischer den Trautson'schen Palast, und den Palast des Prinzen Eugen. Sein Sohn Joseph Emanuel Fischer von Erlach setzte die Traditionen seines Vaters fort in dem Hofstallgebäude, in der Hofbibliothek, in den Sommerpalästen der Fürsten Schwarzenberg und Auersperg. Bald machte sich neben der italienischen Stylart die französische Renaissance geltend durch Lucas von Hildebrand im Belvedere, dem Lustschlosse des Prinzen Eugen, in dem Lichtenstein'schen und Daun'schen Palaste. Diese Meister waren die Vorbilder für deutsche Künstler, wie den Tiroler Martinelli, Pilgram, Gerl, Henrici, Reimund, Künstler, welche Oesterreich angehörten. Wurden in den Tagen der Ferdinande und Leopolds nur Kirchen gebaut, in großer Zahl und doch alle im nüchternsten Style, so war nunmehr die Zeit der Profanbauten gekommen und mit dem Hofe wetteiferte ein reicher Adel in der Herstellung von Prachtbauten für edle Geselligkeit und den Ausdruck weltlicher Gesinnung. In Prag wurde auf der Kleinseite eine ganze Reihe solcher musterhafter Paläste italienischen Baustyls geschaffen, so daß dieser Stadttheil einen ausgesprochen italienischen Charakter erhalten hat.

Es war nicht ohne großen Einfluß auf kommende Geschlechter, daß in Wien, wenn auch aus fremdländischen Traditionen heraus, sich eine Pflege der Kunst zu entwickeln begann. Die Errichtung einer Maler- und Bildhauer-Akademie, die Gründung des Münzencabinets unter Karl VI. wurden bedeutsam für bildende Kunst und Alterthumskunde in Deutschland und Oesterreich. Es ist, mit Rücksicht auf die Vergangenheit Oesterreichs, ein vielsagendes Dämmern in der Erscheinung, daß für die kaiserliche Bibliothek ein Prachtbau aufgerichtet und dieser mit Fresken geziert wurde, und schon hier zeigt sich die Wirkung der fremdländischen Muster auf die Thätigkeit deutscher, österreichischer Künstler, deren Arbeiten einen Winckelmann anziehen, zum Studium anregen und ihm ein warmes Lob entlocken. Der Schöpfer der Aesthetik und Geschichte der Kunst sagt darüber: „Der große Rubens ist der vorzüglichste unter den großen Malern, der sich auf den unbetretenen Weg dieser Malerei (der allegorischen) in großen Werken als ein erhabener Dichter gewagt. Die luxemburgische Gallerie, als sein größtes Werk,

ist durch die Hand der geschicktesten Kupferstecher der ganzen Welt bekannt geworden. Nach ihm ist in neueren Zeiten nicht leicht ein erhabeneres Werk dieser Art unternommen und ausgeführt worden, dergleichen die Cuppola der kaiserlichen Bibliothek in Wien ist, von Daniel Gran gemalet und von Sedelmayer in Kupfer gestochen. Die Vergötterung des Herkules in Versailles, als eine Allusion auf den Cardinal Herkules von Fleury von Le Moine gemalt, womit Frankreich als mit der größten Composition in der Welt geprunkt, ist gegen die gelehrte und sinnreiche Malerei des deutschen Künstlers eine sehr gemeine und kurzsichtige Allegorie, sie ist wie ein Lobgedicht, worin die stärksten Gedanken sich auf den Namen im Kalender beziehen" (Ausg. v. 1808, S. 57), und an einer anderen Stelle: „Daniel Gran's ganze Arbeit an der Cuppola ist eine Allegorie auf die kaiserliche Bibliothek, und alle seine Figuren sind gleichsam Zweige von einem einzigen Stamme. Es ist ein malerisches Heldengedicht, welches nicht von den Eiern der Leda anfängt, sondern wie Homer vornehmlich nur den Zorn des Achilles besingt, so verewiget des Künstlers Pinsel nur allein des Kaisers Sorgfalt für die Wissenschaften."

Neben dem Italienischen ließ sich jedoch das Französische seinen Platz nicht ganz streitig machen. Wir finden im Jahre 1715 den „Horaz seiner Zeit" Jean Baptiste Rousseau in Wien, vom Prinzen Eugen nach Wien gezogen, von diesem mit großer Liberalität unterstützt, endlich als kaiserlichen Hofhistoriographen mit einem jährlichen Gehalte von 2800 Gulden angestellt. Seine Oden, geistlichen Lieder und ebenso seine schlüpferigen Poesien nach Art Catull's waren in den Wiener Kreisen vielfach verbreitet. „Ich befinde mich an diesem Hofe," schreibt der Dichter (am 15. Juli 1715), „schon nach zwölf Tagen so, wie ich mich in Frankreich nach der gleichen Anzahl von Jahren befunden habe, mit dem Unterschiede, daß ich hier keine Feinde besitze. Alle Herren des Hofes sprechen unsere Sprache und die Mehrzahl von ihnen kennt ihre Vorzüge besser, als wir selbst. So war ich schon vor meiner Ankunft in der Mode, und die ausgezeichnetsten Männer zeigen den lebhaften Wunsch mich zu sehen."

Einen Mittelpunkt für Gelehrte und Künstler französischer und italienischer Herkunft bot der Palast des Prinzen Eugen von Savoyen. Dieser gewaltige Krieger, der erste Feldherr und Staatsmann seiner Zeit, hat auf die sittliche und geistige Entwickelung in Oesterreich einen so entschiedenen Einfluß geübt, wie etwa in anderen Staaten ein großer Regent. Sein Sinn war stets auf das Höhere und Edlere gerichtet und lebhaft empfand sein Gemüth die erhebende Wirkung von Kunst und Wissenschaft. Durchdrungen von dem Gefühle ihres hohen Werthes, verwendete er die Güter, welche ihm die Gunst des Fürsten als wohlverdiente Anerkennung seiner ruhmvollen Leistungen im Kriegs- und Staatsdienste gewährt, zur Erwerbung kostbarer Gemälde und Bücher. Sie waren dem Manne, der nie das Glück eines Familienlebens genossen, in Zeiten der Einsamkeit und des Alters treue Freunde, in deren Umgang er Trost und Erholung fand. Kaum war der Carlowitzer Friede abgeschlossen, finden wir ihn in Wien eifrigen Studien hingegeben, die jedoch durch neue Kriegszüge unterbrochen wurden. Erst nach Abschluß des Rastatter Friedens konnte er seinen Neigungen für die schönen Künste und Wissenschaften in höherem Maße Rechnung tragen. Er benutzte seine ausgebreiteten Verbindungen dazu, um alles Werthvolle in Literatur und Kunst zu erwerben. Im Haag, in London, Paris, Mailand, Bologna und Rom wurden für ihn Ankäufe gemacht und bald wuchs seine Bibliothek und Kunstsammlung zu einer der reichhaltigsten und werthvollsten des Welttheils an. In seinem Palaste in der Himmelpfortgasse, der zum Theil ein Werk des ausgezeichneten Fischer von Erlach ist, hatten die mühsam erworbenen Sammlungen von Kupferstichen, Portraits, Handzeichnungen eine würdige Stätte und in dem Besitzer einen edlen Schätzer. Mit seinem Sommerpalaste Belvedere schmückte er Wien mit einem der schönsten Bauwerke. Ein eifriger Pfleger der Wissenschaften und Künste, ließ er sich nicht genügen, die besten Geistesproducte seiner und vergangener Zeit zu besitzen, er suchte auch aus dem persönlichen Umgange mit ausgezeichneten Männern der Wissenschaft unmittelbaren Nutzen zu ziehen. Und dieser Umgang eines so hoch stehenden Mannes von Weltruf mit den Männern der Wissenschaft und Kunst war ein vertraulicher. Der berühmte englische Geschichtschreiber Bischof Burnet,

Bolingbroke, J. B. Rousseau und Addisson stimmen Alle darin überein, daß sie im persönlichen Verkehre mit dem Prinzen zu bewundern Gelegenheit hatten, mit welcher Leichtigkeit er sich von seinem höchsten Range herabließ, um sich auf gleichen Fuß mit den Schriftstellern zu setzen, mit welchen er sich unterhielt. Eugen's Sammelfleiß und Vorliebe für die Wissenschaften sollte noch spätern Geschlechtern zu Gute kommen. Die ansehnlichste und werthvollste Bereicherung, welche die Hofbibliothek erfahren konnte, war die der Erwerbung der Eugen'schen Bücher- und Kunstsammlung. Als der „edle Ritter" aus dem Leben geschieden war, kaufte sie Kaiser Carl VI. von der Erbin, Victoria von Savoyen, an den Prinzen von Sachsen-Hildburghausen verheirathet, gegen eine lebenslängliche Jahresrente von 10,000 Gulden. Wie Eugen selbst, so war seine Umgebung. Sein General-Adjutant, der Oberst der Savoy'schen Dragoner, war ein Freiherr von Hohendorf, ein gelehrter Sammler. Er besaß eine außerordentlich werthvolle Büchersammlung von 7039 Werken, darunter 252 handschriftliche Codices. Nach seinem Tode wurde sie auf Befehl des Kaisers für 80,000 Gulden angekauft und der Hofbibliothek einverleibt.

Einer der größten Kunstgelehrten und Kunstkenner der Zeit, Pierre Jean Mariette, verweilte, auf Eugen's Einladung und von ihm beschäftigt, durch längere Zeit in Wien. Der Geschichtschreiber Nicolas Lenglet, dessen Buch über die beste Methode Geschichte zu studiren, damals in vielen Auflagen verbreitet war, kam 1721 gleichfalls nach Wien und blieb durch zwei Jahre in dieser Stadt. Aber auch hervorragende Italiener wurden durch Eugen nach Wien gebracht. Der Neapolitaner Abbate Biagio Garofalo, ein gründlicher Kenner der alten Sprachen, der sich in Italien großer Berühmtheit erfreute, wurde von Eugen veranlaßt, seinen Wohnsitz in Wien aufzuschlagen. Der Prinz ernannte ihn zu seinem Famigliare d'onore und Garofalo beschloß in der österreichischen Hauptstadt, gelehrten Studien hingegeben, seine Tage. Der neapolitanische Geschichtschreiber Pietro Giannone fand in Wien Asyl und Unterstützung. Der Kreis fremdländischer Gelehrter und Künstler in Wien wurde endlich 1730 würdig abgeschlossen, mit dem Eintritt des kunstgelehrten Cardinals Passionei, der durch Eugen's Einfluß als

päpstlicher Nuntius an den Wiener Hof kam und auf die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen einen wohlthätigen Einfluß nahm. Als Montesquieu nach Veröffentlichung seiner tief in den Autoritätsglauben der Zeit einschneidenden „lettres persanes" Wien besuchte, so genoß er die Gastfreundschaft Eugen's und fand unter den vielen Wiener Cavalieren manchen Gesinnungsgenossen.

Ein Franzose aus italienischem Fürstengeschlechte war Prinz Eugen von Savoyen; es war also nur natürlich, daß er französische und italienische Literatur in Wien begünstigte, umsomehr, als in Deutschland die Wissenschaft darniederlag und in der Kunst barbarischer Geschmack vorherrschte, alte deutsche Kunsttraditionen, an welche man hätte anknüpfen können, längst vergessen waren. Allein dieser Fremde fühlte die Schmach der Abhängigkeit Deutschlands von dem übermächtigen Frankreich mehr als irgend ein Deutscher. Sein Eifer für die Sache des Kaisers und des Reiches vermischte sich mit dem untilgbaren Hasse gegen den länderraubenden Louis XIV., von dem ja der Prinz in seiner Jugend arge Zurücksetzung erfahren hatte; er betrachtete es darum als das höchste Glück, daß es ihm gegönnt war, diese Schmach zu tilgen. In der Zeit von Deutschlands größter Erniedrigung, nach dem Rheinbunde, den Reunionen, dem Raube Straßburgs, gelang es dem Feldherrn-Talente des Prinzen Eugen und seiner erleuchteten Staatskunst, die Macht der Franzosen in ihre Schranken zurückzuweisen, in der deutschen Nation eine einmüthige Bewegung hervorzurufen und ihr erschlafftes Bewußtsein neu zu beleben. Was Eugen mit dem Schwerte, vertheidigte Leibniz mit den Waffen des Geistes, die „Securität des Reiches". Eugen's Siege über die Franzosen preist Leibniz mit begeisterten Gedichten (In victoriam Hochstedensem). Ganz natürlich, daß Eugen, der Gönner und Freund fremdländischer Wissenschaft und Kunst, den größten Deutschen der Zeit, Leibniz an Wien zu fesseln suchte. Es war ein schöner Gedanke, den Mann zum Leiter der geistigen Angelegenheiten, die Kaiserstadt zum Mittelpunkte eines regen wissenschaftlichen Verkehrs, zum nationalen geistigen Brennpunkte zu machen, von Wien aus die deutsche Wissenschaft und Kunst zu beleben und zu nähren.

Die Zeit schien günstig, die Kaisermacht stand in Ansehen, sie hatte die Macht der Osmanen, dieser Feinde der abendländischen

Cultur gebrochen, die der Franzosen gedemüthigt, die deutschen Streitkräfte geeinigt zu Kampf und Sieg geführt, dem Reiche endlich Frieden und Ruhe verschafft. Noch einmal war es in die Hände des Kaisers gelegt, die geistige Führung Deutschlands an seinen Sitz zu fesseln, und zu diesem Werke bot sich Leibniz an, der Mann mit dem umfassendsten Wissen, das jemals ein Gelehrter besaß, der alle Gebiete menschlicher Geistesthätigkeit durchdrang, in den meisten Richtungen schöpferisch auftrat, für die verschiedensten wissenschaftlichen Disciplinen neue Grundlagen gelegt hatte. Waren die Eigenschaften und der Ruf des größten Gelehrten der Zeit schon Grund genug, einen Geist, wie den des Prinzen Eugen anzuziehen, so kam noch die politische Uebereinstimmung hinzu, um die Berührung zu einer innigen dauernden Freundschaft zu gestalten. Sie waren Beide einig in dem Gedanken, daß „die Aufmunterung der ingenia nothwendig sei, damit Deutschland nicht mehr in Handel und Wandel ein Raub der Fremden, in der Wissenschaft ein bloßer Nachzügler derselben sei". Als Leibniz zu längerem Aufenthalte 1712 in Wien eintraf, wurde das Freundschaftsband dieser beiden Seelen fester. Sie hatten häufige Zusammenkünfte und führten vertrauliche, vielen Sinn verknüpfende Gespräche. Hier entstand jenes Werk des Philosophen, welches als die Monadenlehre bekannt ist. Die Lehre von den Kräften oder Einheiten, die gewissermaßen den Mittelpunkt von Leibnizens System bildet, ist dem Prinzen gewidmet und trägt an der Spitze die Worte: „Principia philosophiae in gratiam Principis Eugenii." Wie der Priester zu Neapel das Blut des heiligen Januarius, so hielt, erzählt der Graf von Bonneval, Prinz Eugen die Schrift des Philosophen verschlossen in einem Kästchen. Leibniz hatte zur Durchführung seines Gedankens die ingenia zu unterstützen, und Deutschlands Wissenschaft von fremden Einflüssen unabhängig zu machen, den Plan der Errichtung einer Societät der Wissenschaften in Wien gefaßt, und Eugen war sofort bereit, seinen philosophischen Freund in seiner bedeutungsvollen Bestrebung zu unterstützen.

Schon im Jahre 1688 legte Leibniz seinen Plan einer kaiserlich deutschen historischen Societät vor und fügte demselben besondere eigene Gedanken hinzu. Mir genügt nicht, sagte er, die Kenntniß der Ver-

gangenheit an sich, ich will zugleich Bedacht nehmen auch auf die Gegenwart und Zukunft. Der historischen Societät gebühre wenigstens die Inspection aller geschichtlichen Arbeiten. Endlich verlangt er eine Leopoldinische Zeitgeschichte. Die Antwort Kaiser Leopold's war ein Antrag, Leibniz möge als Historiograph in kaiserliche Dienste treten. Dies lehnte Leibniz ab, unter dem Vorwande, Ehre und Pflicht nöthigten ihn, zunächst die Geschichte des Welfenhauses zu beendigen. Unter Kaiser Joseph I. versuchte Leibniz neuerdings die Ausführung seines Planes und fand an der Kaiserin Amalie, der Tochter des Herzogs Johann Friedrich, eine warme Fürsprecherin. Allein die stürmischen Kriegszeiten ließen den Plan nicht gedeihen. Erst im Jahre 1712 schien dem 66jährigen Leibniz die Zeit günstig geworden zu sein. Er genoß das Vertrauen des Kaisers Karl VI., in dessen Interesse er manche Denkschrift abgefaßt hatte; der hatte ihn zum Reichshofrathe ernannt und war offenbar geneigt, Leibniz an Wien zu fesseln. Die Kaiserin Wittwe Amalie befürwortete den Vorschlag, Leibniz zum Kanzler für Siebenbürgen zu machen, wohl mit Rücksicht auf den in Siebenbürgen herrschenden Protestantismus; allein auch dieser Vorschlag wurde nicht angenommen. Worum es Leibniz hauptsächlich zu thun war, das war die Gründung einer „wissenschaftlich praktischen Societät" im großartigen Maßstabe für die österreichischen Erblande und das gesammte Deutschland. Der Kaiser schien geneigt, die Kaiserin Wittwe redete eifrig dafür, die Kaiserin Elisabeth, eine welfische Prinzessin, also Leibniz nahe stehend, nicht minder und Eugen setzte seinen ganzen Einfluß für Leibnizens Plan ein. Literarische, mathematische, physikalische Zwecke sollten in den drei entsprechenden Classen der Societät gefördert werden. Alte, mittlere und neuere Geschichte, griechische, römische und orientalische Alterthümer, Baukunst, Mechanik, die gesammte Naturforschung sollte in den Kreis der Arbeit der gelehrten Societät gezogen werden, diese selbst in- und ausländische Mitglieder aufnehmen, die Correspondenz zwischen Gelehrten pflegen, Schüler heranziehen und ausbilden. Zur Hebung der Societät sollten hervorragende Gelehrte nach Wien gezogen werden, stattliche Sammlungen, Laboratorien ꝛc. — „Theater der Natur und Kunst" — sollten mit der Societät in Verbindung gebracht werden. Karl VI. las diesen Entwurf und genehmigte ihn.

Am 14. August 1713 erhielt Leibniz das kaiserliche Decret mit großem Siegel, daß sein ausführlich gethaner Vorschlag der Kais. Majestät zu gnädigstem Wohlgefallen gereicht, ferner, daß eine solche Akademie errichtet und Leibniz außer seiner Stellung als Reichshofrath das Directorium derselben mit einem jährlichen Gehalte von 4000 Gulden haben solle.

Der sofortigen Errichtung standen zwei Hindernisse entgegen. Zunächst die Erschöpfung der kaiserlichen Finanzen nach langen Kriegen und der Wiederausbruch des Türkenkrieges, ferner die Abreise Leibnizens nach Hannover. Der alte und kranke Leibniz harrte daselbst vergebens guter Botschaft aus Wien. Da schrieb endlich am 13. November 1716 das Fräulein von Klenck im Auftrage der Kaiserin Amalie an Leibniz einen tröstenden Brief. Die Aussichten seien gut, er möge kommen, sobald wie möglich. Dieser Brief fand Leibniz nicht mehr am Leben. Die Hoffnungen, welche die deutsche Gelehrtenwelt noch einmal an Wien knüpfte, hingen an seiner Person. Sie wurden mit ihm begraben. Es war ein verlorener Augenblick, da der einzige Dichter von Bedeutung, Christian Günther, den Wiener Hof verherrlichte und Leibniz Wien zum Sammelpunkte der Geister machen wollte.

XIV.

Die Anzeichen der Befreiung.

Lehrmethode der Jesuiten. — Jesuiten-Komödien. — Regierungs-Opposition gegen die Jesuiten.

Währenddem am Hofe Karls VI. Wissenschaft und Kunst eine Pflege fanden, Hof und Adel sich einer freieren Lebens- und Weltanschauung zuzuneigen begannen, blieb die Bildung des Volkes vernachlässigt wie zuvor. Die Jesuiten behielten auch jetzt noch die Leitung des niederen und höheren Schulwesens, die Generalpächter des allgemeinen Unterrichts. Sie hatten jedoch schon seit Langem den Zenith ihrer Macht überschritten. Die Polemik des Jansenismus hatte ihre moralische Autorität untergraben, ihre Ueberhebung die Feindschaft anderer Orden und namentlich der Weltgeistlichkeit hervorgerufen, ihre maßlose Geldgier allüberall die Aufmerksamkeit der Staatsverwaltung gegen ihr Treiben wachgerufen; endlich hatte die Geistesrichtung, welche sie vertraten, in der englischen Aufklärungs-Philosophie und ihren französischen Schülern überlegene Gegner gefunden. Die Franzosen, welche in Holland, diesem Asyl der Geistesfreiheit, sich aufhielten, brachten durch das Medium ihrer weltbeherrschenden Sprache neue Ideen in Umlauf; ja in der Kirche selbst machte sich eine legale Opposition bemerkbar, die in gallicanischen Grundsätzen ihren Ausdruck fand. Der Fürst, der in den neueren Jahrhunderten der Kirche vielleicht die größten Dienste geleistet hat, Louis XIV., proclamirte auf der Höhe seiner Macht die alten Ansprüche der Concilien auf's Neue. In den Staatskanzleien begann man zu begreifen, daß das Uebergreifen der Kirche

auf staatliches Gebiet die absolute Macht des Fürsten beeinträchtige, nachdem der Tonangeber zu Versailles diese Auffassung zu erkennen gegeben hatte.

Ganz konnte sich Oesterreich den neuen Einflüssen nicht verschließen. Mit dem Tode Leopold's I. bemerken wir den Rückgang der Macht des Jesuitismus. Joseph I. huldigt einer freieren Auffassung der Dinge in Bezug auf das Verhältniß der Kirche zur Staatsgewalt. Bei aller Hinneigung zu Spanien ist Karl VI. nicht mehr als ein Werkzeug der Jesuiten zu betrachten. Das leichte, heitere, künstlerische Element am Hofe läßt die düstere Askese nicht mehr aufkommen, die zahlreichen italienischen Gelehrten geistlichen Standes, welche am Hofe des Kaisers lebten, waren wirksame Gegensätze zu ihren jesuitischen Brüdern. Unter ihnen waren Manche, wie Giannone, die geradezu Erzfeinde der Jesuiten waren. Ebenso war der Adel mehr oder weniger ihrer Richtung wieder abhold geworden. Die Erinnerung an die alten „Landschaftsschulen" tauchte wieder auf, und die Stände errichteten adelige Schulen, welche reiche Privilegien erhielten. Die Schüler hatten Zutritt zu den Festlichkeiten des Hofes; der Director und die Oberreiter wurden geadelt, die Professoren mußten katholisch, doch weltlichen Standes sein. In diesen Akademien überwiegen die ritterlichen Uebungen, die modernen Sprachen, kurz Alles, was für den „politen Courtisanen" von Wichtigkeit ist. Solcher Anstalten finden wir 1708 drei, die „Pagerie" am Hofe zu Wien, die Landschafts-Akademie zu Wien und die zu Liegnitz. In diesen wurden die Edelknaben im Reiten, Fechten, Tanzen, in Jus, Philosophie und Geschichte, Mathematik und Ingenieurkunst, im Französischen und Italienischen unterrichtet. Die Jesuiten hatten nunmehr gefährliche Mitbewerber im Lehramte an den wieder aufblühenden Stiftern und Klöstern der Benedictiner und Augustiner und vornehmlich an den gemäßigten, gelehrten und beliebten Piaristen, deren Concurrenz sie arg schädigte, gefunden. Die Adeligen sandten ihre Söhne an deutsche Universitäten, nach Göttingen vornehmlich, Manche sogar gingen so weit, ihre Söhne in Leyden studiren zu lassen. In der letzteren Stadt bildete der nachmalige Kanzler Theresia's und Joseph's, Kaunitz, den Mittelpunkt der adeligen Jugend. Prinz Eugen galt als der entschiedenste Gegner

der Jesuiten, ihrem Einflusse, namentlich der durch sie herbeigeführten Verfolgung der Protestanten, schrieb er die Unzufriedenheit der Ungarn zu. Leibniz bekannte sich als ihr Gegner und tadelte ihre Einmischung in Staatsangelegenheiten. Was die Jesuiten jedoch völlig um allen Credit brachte, war die gänzliche Unfruchtbarkeit ihres Unterrichtes.

Es wäre vom Ueberfluß, viel über die jesuitische Lehrmethode zu sagen, sie war, bei der völligen Uniformität aller Jesuiten-Schulen, in Oesterreich dieselbe, wie in anderen Ländern. Die philosophischen Studien waren in drei Jahrgänge getheilt, die jeder Studirende, welcher den Magistergrad erlangen wollte, in der vorgeschriebenen Ordnung absolviren mußte. Den Hauptgegenstand in denselben bildete die alte scholastische oder aristotelische Philosophie, schon vor Jahrhunderten vom Humanismus verworfen, nunmehr als ganz werthlos erkannt. Und diese Disciplin wurde mit allerlei theoretischen Subtilitäten behandelt. Geschichte und Erdkunde wurden nicht tradirt, die Naturwissenschaften nach mittelalterlichen Tractaten vorgetragen. Die größte Errungenschaft der Welt, die Experimental-Theorie des unsterblichen Bacon von Verulam wurde von den Jesuiten ignorirt. Der Vortrag selbst bestand im bloßen Dictiren der Collegienhefte. Das theologische Studium war in vier Jahrgänge eingetheilt, deren Hauptgegenstand die Dogmatik, scholastische Theologie, nach Thomas von Aquino oder Soarius vorgetragen wurde. Controverse und Casuistik waren selbstständige Gegenstände. So war es auf den hohen Schulen von Prag, Wien, Graz, Innsbruck, Olmütz mit dem Unterrichte bestellt. Aeneas Sylvius, der einstmals es als eines der größten Gebrechen der Wiener Universität bezeichnete, „daß man daselbst allzuviel Mühe auf die Dialektik verwendet und einer Wissenschaft von so geringem Nutzen so viel Zeit widmet", hätte nach dritthalb Jahrhunderten diese Klage wiederholen können. Was da als Dialektik, Logik, Physik, Metaphysik gelehrt und getrieben wurde, war nichts als leerer Formelkram. Was als Mathematik ausgegeben wurde, möchte heute wohl Keiner als dieses wissenschaftlichen Namens würdig erachten. Wer etwa, von Lernbegier getrieben, selbstforschend Resultate gewann, wurde in den Verdacht gebracht, ein „Hexenmeister" zu sein. Was

die Studenten eigentlich trieben, das war: Syllogismen in verschiedene Gestalten umformen, Enthymemata drehen, Dilemmata aufwerfen, mit Quidditaten und Futuritionen grimmig um sich schleudern. Mit einer Wollust hetzten die Professoren ihre Schüler in heißen Wortkämpfen wider einander. „Steckt die Materie in der Form, oder die Form in der Materie" war eine solche Turnier-Aufgabe und ein Wiener Berichterstatter bemerkt dazu, die Disputation habe einem spanischen Stiergefechte geglichen. In Freiburg kamen Fragen vor: „Welcher Promotor hat der Jungfrau Maria die Magisterwürde ertheilt? Ob und wo findet sich ein Eingang zur Hölle?"

Nicht anders geartet war der Unterricht an Gymnasien. Der Schwerpunkt des Unterrichtes lag hier in dem Studium der lateinischen Sprache. Kein einziger griechischer Dichter oder Prosaiker wurde gelesen, weder Homer, noch Pindar, noch Theokrit, noch Anakreon, wie damals in Deutschland allgemein, kein griechischer Historiker vorgeführt. Virgil und Ovid wurden nur sehr spärlich und in der schlechtesten und ungenießbarsten Form verabreicht. Statt des Republikaners Cicero wurde die abstruse Beredsamkeit des französischen Jesuiten le Jay gepriesen. Horazens herrlichste Schöpfungen blieben unbekannt; nur wenige Oden wurden gelesen, jedoch nicht ohne daß P. Juvencius zuvor seine verstümmelnde Hand an sie legte. Dagegen wurden die Werke der Jesuiten Hoschius, Beda, Sautel eifrig studirt, commentirt und linearisch interpretirt. Die deutsche Sprache, die Muttersprache der österreichischen Jugend, erhielt keinen Raum im Lehrplane der Jesuiten. Auf nationale Bildung und Literatur sahen die Streiter der universalen Kirche mit Verachtung herab. Uebungen in der lateinischen Epistolographie, Versionen, lateinische Schulreden, Elegien, Chrien, Distichen, Akrostichen und Chronostichen waren die Hauptsache.

Einen ganz besonderen Effect suchten die Jesuiten mit den Schulkomödien und Schultragödien zu erzielen. Sie erregten die Sinne der Schüler und erzielten Effecte und Beifall bei der schaulustigen Menge. Alle diese theatralischen Aufführungen waren entweder geschmacklos oder zweideutiger Natur. Sie arteten in Spektakelstücke mit Maschinerie und Comperserie aus. In den

Annalen des Gymnasiums zu Graz finden wir manche interessante Einzelnheiten über diesen Gegenstand. Am 14. Mai 1589 wurde ein Schauspiel aufgeführt: „Die Ankunft Christi als Richter der Welt am jüngsten Tage". Die Maschinerie leistete hiebei Außerordentliches. Man sah die Sonne erlöschen, den Mond und die Gestirne vom Himmel fallen. Auf Trompetenschall öffnen sich die Gräber, die Todten stehen auf und erwarten den Richter, der auf einer glänzenden Wolke erscheint und von einem Regenbogen umflossen, seinen Urtheilsspruch fällt. Hierauf Triumph und Himmelfahrt der Seligen, Geheul der Verworfenen, es öffnet sich die Erde und verschlingt die Letzteren. Zum Schlusse stürzt diese selbst in Flammen zusammen. Schrecken und Furcht ergriff die Zuschauer, die erst, als sie sich erholt hatten, die Fertigkeit des Maschinisten und des Feuerwerkers priesen. Unter den Zusehern war auch der Landesfürst, Erzherzog Karl, der zu Ehren der Schwester seiner Gemahlin, der Herzogin Maximiliana von Bayern, das Schauspiel auf seine Kosten wiederholen ließ. Die Menge wurde durch solche Schauspiele sehr wirksam angelockt. Als die evangelische Stiftsschule, um dieser theatralischen Propaganda entgegenzuwirken, im Jahre 1592 gleichfalls ein Schauspiel aufführen wollte, wurde es ihr untersagt, als eine „ungebräuchige Sach, daraus vielmehr allerlei Unrath, als Fruchtbarliches erfolgen möchte". Diese Aufführungen bei den Jesuiten wiederholten sich unter Ferdinand II. und er schenkte aus einem solchen Anlasse dem Jesuiten-Collegium einmal 1000 Ducaten. Von dem Geschmacke der Jesuiten-Komödien giebt das 1635 aufgeführte Stück „Die Verlobung Isaaks mit Rebekka" eine Vorstellung.

Als die Piaristen ihre Schulen errichteten, versetzten sie den Jesuiten einen schweren Schlag durch Einführung der Realien, des Unterrichts in der Geographie und Geschichte und vor Allem der deutschen Sprache. Im Jahre 1735 wurde die Jesuitenschule in Linz auf Befehl des Kaisers Karl VI. untersucht und zum ersten Male eine Staatsaufsicht geübt. In demselben Jahre beantragte die Hofkanzlei, der Kaiser möchte den Lehreinrichtungen der Jesuiten an der Wiener Universität sein Augenmerk zuwenden. Die niederösterreichische Regierung und die Hofkanzlei erklärten übereinstimmend,

„daß das System des übermäßigen Memorirens das Gedächtniß überlade, Verständniß und eigenes Nachdenken hindere, daß es zu beklagen sei, daß der deutsche Unterricht ganz fehle, daß es den Jesuiten an Klarheit gebreche, daß sie in der Philosophie sich in leeren Subtilitäten ergehen und mit dem Geiste der Zeit nicht fortschreiten. Es sei dringend nöthig, wenigstens der Philosophie des Descartes Eingang zu verschaffen, ebenso eine Lehrkanzel für Weltgeschichte zu creiren. Endlich müsse die Regierung das volle Recht der Aufsicht und Einrichtung der Studien, deren Zweck doch zunächst auf den Staat und das Politicum sich beziehe, sich wahren." Zwei kaiserliche Patente genehmigten diese Anschauungen und stellten eine Reform des Unterrichts in Aussicht, die jedoch Karl VI. nicht mehr ausführte. Noch früher, schon im Jahre 1710, wurden von der böhmischen Regierung Klagen über das Unterrichtswesen in Prag an den Kaiser gebracht. Schonungslos geißelt der kaiserliche Superintendent Birelli die Lehrmethode der Jesuiten. Die Jesuiten begannen sich weitläufig zu vertheidigen (1714). Durch 160 Jahre hätten sie bereits diese Methode angewendet und sie habe sich trefflich bewährt. Die kaiserliche Behörde gab neue Vota, commissionirte, referirte, bis die Sache völlig ins Stocken gerieth.

Am 20. October 1740, Morgens 2 Uhr, hatte Kaiser Karl VI., der letzte Habsburger, in der „Favorita" zu Wien seinen Geist ausgehaucht. Mit ihm sinkt die kirchliche Herrschaft des Mittelalters ins Grab. Den Thron besteigt unter den höchsten Gefahren, von innerer Gährung und dem verbündeten Europa bedroht, Maria Theresia, des Kaisers älteste Tochter. In dieser 23jährigen Frau lebten Kräfte von ungeahnter Bedeutung und sie gab ihren Ländern, sie selbst in einer französelnden Zeit, eine kerndeutsche Frau, mehr von der derb niedersächsischen Art ihrer Mutter, das Gepräge eines modernen Staates, in welchem auch das deutsche Geistesleben wieder aus langem Todesschlafe erwachte. Deutlich und vernehmlich pocht der Geist der Aufklärung an die Pforten des alten Oesterreichs.

II.

Aus dem Zeitalter der Aufklärung.

1.

Gellert im Karlsbade. — Gellert und Loudon.

Die Anakreontiker waren aufgetreten, aber so sehr auch ihre Schöpfungen den Beifall der gebildeten Gesellschaft errangen[1]), sie hatten mit diesem neuartigen Versuche doch nicht die tieferen Schichten des Volkes erreicht, das sich zu jener Zeit noch an Flugschriften ergötzte, deren Form von der des 17. Jahrhunderts nur wenig verschieden war, andererseits damit den Gelehrten den Fehdehandschuh hingeworfen, welche die deutsche Sprache als Darstellungsmittel der Dichtung nicht anerkennen wollten.

Die anakreontische Weise der Hagedorn und Gleim fand auch in Oesterreich nicht den rechten Boden; die antikisirende Manier konnte am wenigsten dem Volke zusagen, das für die Thaten Loudon's ein Verständniß hatte, „die Aehnlichkeit mit Scipio" aber nicht erfaßte.

Da mußte die allgemein menschliche Seite berührt, Menschen von Fleisch und Blut, deren Abbilder man leibhaftig sah, anstatt römischer Helden mußten vorgeführt werden, die sinnige Naivetät in Menschen- und Thierwelt sollte zum Ausdruck gelangen, lebenswahre Vorstellung, natürliche Empfindung wachgerufen werden.

Ein Volk, von Regierung und Priestern in den starken Banden geheiligten Glaubens festgehalten, mußte durch tiefsinnige Poesien von religiösem Gehalt erhoben und durch den Inhalt für die Form gewonnen werden.

[1]) Vergl. „Oesterreichische Volksschriften und Volkslieder im siebenjährigen Kriege" von Dr. H. M. Richter, Wien, Gerold 1869.

All' das hat Gellert, der Fabeldichter und Sänger geistlicher Lieder gethan. Nennt Goethe Gellert's Schriften „das Fundament der deutschen sittlichen Cultur" überhaupt, so ist deren Bedeutung für die Geistesentwickelung Oesterreichs noch viel hervorragender; denn Gellert eröffnet dem Schriftthume, das sich im protestantischen Deutschland fortan stets kraftvoller entwickelt, die Bahn nach dem katholischen Oesterreich. Seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges standen die Deutschen in Oesterreich getrennt von den Deutschen im Reiche im Gebiete der Kunst — der corpus catholicorum von dem corpus evangelicorum, und nur in den Reichskriegen, als sich das Blut der Brüder mischte, ertönte neben dem protestantischen Chorale der katholische Meßgesang. Sorgfältig hütete man die österreichische Grenze, auf daß ja nicht eine Schrift aus dem protestantischen Deutschland herüberdringe in die „Erblande" der kaiserlichen Majestät des heiligen römisch-deutschen Reiches. All' die Vorläufer der classischen Richtung, die Gärtner, Kästner, Schlegel, Gieseke, Cramer ꝛc., sie dürften in der Kaiserstadt kaum den Namen nach bekannt gewesen sein, und der Sitz des deutschen Kaisers, Wien, hatte kaum ein Exemplar der Bremer Beiträge, ebensowenig als ihre Fortsetzung, der „Beiträge des Verstandes und Witzes" aufzuweisen. Diese Trennung deutscher Gebiete, bezüglich der Literatur haben die Anakreontiker wohl zu beseitigen versucht, aber nicht vermocht, — bis Gellert kam. Seinen Fabeln, seinen geistlichen Liedern selbst öffneten sich die lang' versperrt gehaltenen Thore. Darin liegt die große Bedeutung dieses Dichters für Oesterreich.

In Wien — erzählt Gellert's Freund, Johann Andreas Cramer — wo damals noch mit besonderer Strenge die Maßregel gehandhabt wurde, Bücher akatholischer Schriftsteller mit Beschlag zu belegen, waren Gellert's Schriften allgemein verbreitet. Ein junger Mann, der des Leipziger Professors Werke mit auf die Reise nahm, um sich während der Fahrt, auf welcher er auch Wien berühren sollte, an denselben zu erbauen, gestand voll Furcht und Schrecken bei seiner Ankunft, daß er Contrebande mit sich führe. Aber van Swieten beruhigte ihn mit den Worten: „Diese Schriften geht unser Verbot nicht an, wir alle bewundern Gellert's Werke". Wörtlich lautet die Stelle in Meinhardts, des Reisenden, Brief

an Gellert[1]): „Nous vous regardons comme frères, et vous n'avez rien à craindre pour vos livres de devotion, pour les ouvrages de Mr. Gellert, nous les admirons et les respectous".

Diese Worte waren in der That begründet, denn allenthalben fand man in Oesterreich Gellert's Werke. Der preußische Feldwebel, der verwundet in einem böhmischen Dorfe liegt und von dem einheimischen Arzte daselbst Gellert'sche Schriften zur Lectüre erhält; jener böhmische Geistliche, der den protestantischen Dichter der geistlichen Lieder in sein Herz geschlossen und wahrhaft besorgt um das Seelenheil desselben in naiver Weise an ihn schreibt und ihm die Zumuthung stellt, er möge zur alleinseligmachenden Kirche übertreten — sind gewiß nicht die mindest charakteristischen Figuren in dem weiten Kreise der Gellert-Verehrer.

Der Grund dieser allgemeinen, bis in die tiefunterſten Schichten des Volkes reichenden Verehrung lag vor allem in jener edlen Volksthümlichkeit, die Gellert seinen Schriften zu geben wußte und welche zugleich sein Streben darlegte, die große Masse des Volkes zu bilden. Er that den für einen Collegen Gottsched's gewiß merkwürdigen Ausspruch: „Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigste Mann ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, sein Vergnügen zu befördern, und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen." So sprach jener Mann, in dessen philosophischem Auditorium zu Leipzig, wie sein Schüler Goethe versichert, dichtgedrängt die Zuhörerschaft den Worten des geliebten Lehrers lauschte, seine „schöne Seele, den reinen Willen, die Theilnahme des Mannes an ihrem Wohle erkennend und von seinen Ermahnungen und Warnungen ergriffen".

Fast noch größerer Triumph für Gellert war es, daß er dem seit Jahrzehnten an französische Poesien gewöhnten adeligen Kreise Beifall abgewann und in demselben der Muttersprache Anerkennung verschaffte — in Deutschland wie auch in Oesterreich. Aller Schutz und jede Unterstützung, die Hof und Adel, die jener Zeit allein maßgebenden Factoren, der Kunst zu Theil werden ließen, kam den

[1]) Wien, 28. October 1763.

Fremden zu gute. Während der Regierung Karl's VI., an dessen Hof spanische Sitten walteten, war das Spanische und Italienische herrschend [1]), in der Epoche Maria Theresia's theilte das Französische die Herrschaft mit dem Italienischen, nachdem lange Zeit Metastasio fast allein den Mittelpunkt gebildet hatte. In der aristokratischen Welt waren, wie in Berlin und Dresden, nur jene Producte der Muse begünstigt, welche in die Sprache Louis' XIV. gekleidet waren. In Wien spielte in dem seit 1741 an Stelle des alten Ballhauses erbauten und 1761 vergrößerten Burgtheater eine französische Schauspielertruppe unter den Augen der Kaiserin und führte neben französischen Originalen den „Codrus" des deutschen Dichters Cronegk in der Sprache Frankreichs auf. Noch waren andererseits Jesuiten-Comödien an der Tagesordnung und Erzherzoge und Erzherzoginnen besuchten die Aufführungen lateinischer Tragödien, wie z. B. die Vorstellung „Cyrus", in welcher ein junger Pater den alten Meder-König Astyages tragirte.

Zur Belehrung wohl — denn der Unterhaltung dienten ja Oper und Ballet — besuchte der Adel die Comödien, welche die Jesuiten im Theresianum durch ihre Zöglinge darstellen ließen, und in denen gewöhnlich Babylon oder Aegypten der Ort der Handlung war. In diese Kreise drang nun Gellert's Dichtung siegreich ein und vermittelte gerade durch ihre Eigenthümlichkeit geschickt die bisher unversöhnten Gegensätze zwischen katholischer und protestantischer Dichtung, und verhalf auch in der der deutschen Literatur abgeneigten Adelsgesellschaft, die jener Zeit der gebildeten Welt die Richtung gab, der verkümmerten deutschen Muttersprache zu ihrem Rechte.

Schon vorher hatten einzelne Berührungen der höheren Stände mit deutschen Dichtern stattgefunden, aber diese waren nur vorübergehender Natur. Viele Stabsofficiere der kaiserlichen Armee, erzählt Weiße, waren Rabener's Freunde, während Dresden in den Händen der Kaiserlichen war; der sächsische Steuerrevisor und seinerzeit so berühmte Satyriker wirkte anregend auf alle, die mit

[1]) Vergl. „Prinz Eugen von Savoyen" von Dr. H. M. Richter. Wien, Beck'sche Universitäts-Buchhandlung, 1872.

ihm in Verbindung traten, also auch auf seine Freunde aus der kaiserlichen Armee. Einer davon bezeigte ihm noch nach dem Kriege seine und seiner Cameraden Hochachtung und Freundschaft, aber an eine dauernde Verbindung war nicht zu denken. Rabener's Antwort ist noch erhalten; sie beweist uns, wie groß die Kluft zwischen dem katholischen Oesterreich und dem protestantischen Deutschland gerade zu jener Zeit war, als noch ein politisches, wenn auch loses Band die deutschen Stämme vereinte. Rabener nennt sich in jenem Antwortschreiben immer den „freundschaftlichen Ketzer". Glücklicher als Rabener, glücklicher als sein jüngerer Freund Cronegk, dessen Codrus nur französisch redend in Wien über die Bühne schritt, war Gellert.

Die Kaiserin selbst hielt seine Schriften sehr hoch, und was noch mehr sagen will, in dem Salon des französelnden Kaunitz, wo die Werke der aufgeklärten, witzigen und geistreichen Franzosen viele begeisterte Verehrer hatten, fand auch der bescheidene Gellert Anhänger und seine Fabeln wurden unter lautem Beifall recitirt.

La fleur de la noblesse autrichienne, die Gemahlin des Generals Grafen Burghausen, geborene Gräfin Marwitz, eine Dame von Geist und feiner Sitte, welche in den Soiréen beim Staatskanzler tonangebend war, verbreitete in diesem auserlesenen Kreise von Gourmands, deren Geschmack an die Piquanterien der französischen Literatur gewöhnt war, Gellert's einfache Fabeln.

Aus ihrer Hand empfing Ayrenhoff die Werke des deutschen La Fontaine, sie schärfte dem jungen Officier die aufmerksamste Lectüre derselben ein, und stellte mit ihm eine förmliche Prüfung über den Inhalt derselben an.

So waren denn Gellert's Schriften für Hoch und Niedrig in Oesterreich ein wahres Bildungsmittel geworden, Geist und Gemüth erhebend. Der Ruhm ihres Verfassers war durch alle Stände gedrungen, als er 1763 zum Curgebrauch in Karlsbad eintraf.

Es war der erste friedliche Sommer nach sieben blutigen Kriegsjahren, die Gegner hatten nach völliger Ermattung kurz zuvor den Hubertsburger Friedensvertrag unterzeichnet, der der Welt die langersehnte Ruhe gab. In dem böhmischen Curorte versammelten sich wiederum heilungbedürftige Gäste aus allen Gegenden

Deutschlands und darunter gar manche, deren Namen in dem eben beendigten Kriege ruhmvoll genannt wurden, so: Ziethen, der berühmte preußische Reitergeneral — „Vater Ziethen" nannten ihn seine tapferen Husaren — der alte Schnurrbart, ein ehrlicher, alter, frommer Herr, mit ehrenvollen Wunden bedeckt, und Loudon, der große Kriegsheld, der Sieger von Landshut und Kunersdorf, der gefeierte Liebling des österreichischen Volkes, der Stolz und die Zuversicht des kaiserlichen Heeres.

Der Leipziger Professor Christian Fürchtegott Gellert, der von anhaltender Krankheit gefoltert auf den Rath seiner Aerzte nach Karlsbad gekommen war, wurde bald der Mittelpunct einer auserlesenen Gesellschaft, deren Glieder allesammt Verehrer seiner Muse waren. Gern sprach er an der Tafel mit Ziethen und dessen Tochter; allein sein werthvollster Umgang war jener mit Loudon. Als eine seiner ersten und liebsten Bekanntschaften nennt der Dichter in seinem Briefe an Caroline Lucius den berühmten General der kaiserlichen Armee. Früh Morgens um 5 Uhr fanden sich die Beiden an der Quelle, machten zusammen ihre Promenaden und unterbrachen die Eintönigkeit derselben durch Gespräche, dann bestieg Gellert seinen Gaul und Loudon sein Streitroß, das ihn am Morgen des 13. October 1758 in die Hochkircher Schlacht getragen, und so trabten die beiden schweigsamen Gesellen dahin auf ihren Rossen: Gellert, „nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Gesichtes, Alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth" [1]) — und Loudon, der in der Schlacht kühne, Alles belebende Feldherr, „ernsthaft, bescheiden, halb traurig" [2]), fast so wie Gellert, der, von Natur schüchtern, durch seine Krankheit ein schwermüthiges Wesen hatte, nicht groß von Person, aber wohl gewachsen, mit nachsinnenden, tiefliegenden blauen Augen.

„Die Aehnlichkeit unseres traurigen Wesens," berichtet Gellert,

[1]) Goethe's Schilderung von Gellert's Persönlichkeit aus jener Zeit a. a. O., S. 38.

[2]) Gellert's Brief.

„und vielleicht auch die Unähnlichkeit unseres Ruhmes machte uns bald zu Freunden." Aber ganz so leicht wird das wohl keinem dieser beiden scheuen Männer geworden sein. Gellert, der einmal vor Friedrich dem Großen herzhaft als Anwalt der deutschen Literatur gesprochen, hatte erst die angeborene Scheu zu überwinden, die der Gedanke verstärkte, sich an der Seite eines anerkannt großen Kriegers zu wissen, und Loudon, der dem Tode so oft in's Angesicht geschaut, der mit seinem Blicke die Masse der Krieger zu lenken wußte, ward verlegen und schüchtern, da er Gellert neben sich sah, den geliebtesten Dichter der Nation.

„Er fürchtete sich vor mir anfangs, wie ich vor ihm." Loudon hatte den Professor mehrmals in dessen Wohnung besucht und fand an seiner Gesellschaft wahrhaftes, aufrichtiges Vergnügen; aber der Gedanke quälte ihn alsbald, daß er dem kranken Dichter mit seiner Gegenwart lästig fallen könnte, und er gestand dieses sein Bedenken auch offen ein, als er Gellert einmal einsam lustwandelnd in der Allee traf. Ein anderes Mal begann Loudon: „Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe." — „Das will ich Ihnen wohl sagen," — antwortete Gellert —; „aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bei Kunersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe." Loudon lachte herzlich. Gellert hatte ihm treffend geantwortet, und diese Schilderung aus seiner Feder läßt uns den ganzen Loudon erkennen, der aus dem Felde, wo er sich unsterblichen Kriegsruhm erworben, in das stille Landleben zurückkehre, statt in prunkenden Sälen unter Höflingen zu glänzen [1]).

Welchen Eindruck Loudon auf Gellert im späteren, stets

[1]) „Wo ist Loudon?" fragt die Kaiserin während eines Hoffestes, welchem auszuweichen dem Generalissimus nicht möglich war, und der Herzog von Aremberg erwiedert: „Le voilà comme toujours derrière la porte, tout honteux d'avoir tant de merite."

innigerem Verkehre machte, geht aus dessen Schreiben hervor[1]), worin er, Loudon schildernd, bemerkt: „Er redete wenig, aber richtig und wahr, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege; in seiner Art sich zu kleiden zeigte sich die gefällige Einfachheit und Anständigkeit, die in seinen Reden herrschte. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört und immer gemerkt, daß er religiös war. Sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf Alles ersetzte in der That bei ihm den Mangel an Wissenschaften."

Loudon fühlte an sich den Mangel an Kenntnissen gar sehr; er las deßhalb gute Bücher, um seinen Geist zu bilden, er hatte in dem rauhen Kriegshandwerk, das er seit seiner Jugendzeit übte, die Empfänglichkeit für das Wissenswürdige nicht eingebüßt und die Liebe zu den Künsten des Friedens und zu der ewig schönen Natur bethätigte er noch in späten Jahren. Gellert's Umgang mag wohl auch für die Folgezeit diese Neigung befestiget haben. In dem unmittelbaren Verkehre mit dem geist- und gemüthvollen Dichter wurden in Loudon viele Anschauungen und Empfindungen lebendig, die bis zu diesem Zeitpuncte in dem Krieger geschlummert hatten, und er bat Gellert, ihn in der Pflege seines Geistes durch Empfehlung guter Bildungsmittel zu unterstützen. Das that denn der Dichter zuvörderst dadurch, daß er dem Feldherrn einen förmlichen Katalog aufsetzte, welcher eine gute Bibliothek nützlicher und wissenswerther Bücher enthielt. Für die geistige Anregung, welche Loudon aus dem Umgange mit Gellert empfing, war Loudon sehr dankbar, und er bewies es dadurch, daß er mit der zärtlichsten Sorgfalt sich genau nach dem Geschmack und den Lebensgewohnheiten seines neuen Freundes erkundigte und diesen Umständen auch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit Rechnung trug.

„Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eigenen Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden und redete selbst auch so, ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an."

[1]) Vergl. Gellert'sche Briefe, herausgegeben von Ebert. Leipzig, Brockhaus. 1828.

Als Loudon's Abreise nahe war, dachte der General öfter daran, dem Dichter, mit dem er so viele angenehme Stunden verlebt, irgend ein Zeichen der Erinnerung und damit einen Beweis seiner aufrichtigen Verehrung zu hinterlassen, und da er selbst nichts ausfindig machen konnte, so fragte er seinen Freund treuherzig: „Was gebe ich Ihnen denn, das Ihnen lieb ist, ich möchte es wohl gern wissen?" — „Aber, Herr General," erwiederte Gellert eben so offenherzig mit Hinweis auf seine zerrüttete Gesundheit, „wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir unter meinen itzigen Umständen gleichgültig."

Loudon hatte damals seinen Neffen aus dem Garnisonsorte Kuttenberg in den Curort kommen lassen, und dieser, Lieutenant im Loudon'schen Regiment, bat Gellert, er möge sich bei dem General verwenden, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren lasse. „Gern," erwiederte der Oheim dem Professor, als dieser die Bitte des Officiers vortrug, „wenn Sie sich ihn wollen lassen empfohlen sein." Indeß mag der junge Officier seinen Vorsatz geändert haben. Seine heftige Gemüthsart hätte wohl in Gellert's Umgange sich gemildert und ihn vielleicht vor Ausschreitungen bewahrt, die ihm das Wohlwollen seines Oheims entzogen[1]).

Loudon benutzte noch die kurze Zeit seines Aufenthaltes im Karlsbade, um des Dichters Gesellschaft ungestört zu genießen. Er führte ihn häufig aus der Gesellschaft, die Gellert umgab, so wie es anging, hinweg und in eine einsame Allee, wo er dann vertrauensvoll dem ihm lieb gewordenen Freunde sein Herz ausschüttete. Der Tag der Abreise nahte für den General heran und die Freunde verabschiedeten sich „sehr kurz". „Was ich Ihnen itzt gesagt habe," sprach Loudon in der letzten Unterredung mit dem Dichter, „das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben." — „Leben Sie auch

[1]) Ein Disciplinarvergehen gegen seinen Obersten, Grafen Wallis, büßte er mit sechsmonatlicher Haft, nach deren Ablauf er seine Entlassung nahm, um in die Reihen der Conföderirten von Polen zu treten. Er nahm dann russische Dienste und fiel in demselben Gefechte, in welchem Pugatschew gefangen genommen ward.

wohl, liebster Herr General, Gott beschütze Sie und segne Sie, Ihr Leben," erwiederte Gellert.

Gewiß ist die vorstehend nach Gellert's Briefen geschilderte Begegnung mit Loudon von hohem Interesse, zumal sie wenig bekannt geworden ist. Allgemein verbreitet ist hingegen die Kenntniß von des Prinzen Heinrich von Preußen Verehrung für den Dichter [1]; man weiß, daß Gellert's Name und Ruhm seinem Geburtsorte (Haynichen) die Kriegslasten erleichterte — was General Hülsen dem Rathe des Städtchens ausdrücklich verkünden ließ, — und die Unterredung des Dichters mit dem großen Friedrich am 18. December 1760 hat eine Berühmtheit erlangt. Unser Bildchen führt uns Gellert in Oesterreich und im vertrauten Umgange mit dem größten Feldherrn der Theresianischen Zeit vor.

Neben Loudon waren übrigens in jener Zeit noch andere hochgestellte Personen der österreichischen Aristokratie im Karlsbade als Curgäste anwesend, mit denen Gellert in täglichen Verkehr trat. Es ist gewiß nicht ohne Interesse aus Gellert's eigenem Berichte zu entnehmen, in welcher Weise die Spitzen der vornehmen Welt, Männer und Frauen, welche dem Throne so nahe standen, den Dichter ehrten. Graf Uhlefeld, der Oberstthofmeister der Kaiserin, früher bis zu Kaunitz's Eintritt (1753) Hof- und Staatskanzler [2], zeichnete Gellert in jeder Weise aus. Der Dichter schildert ihn als einen „einsichtsvollen, erfahrenen und bei hohen Jahren noch sehr belebten Herrn", von dem er nur bedauerte, daß er harthörig war, weßhalb Gellert, der kränkliche Mann, wenn er mit ihm sprach, sehr schreien mußte. Uhlefeld lud den Dichter an seine Tafel und die liebenswürdige Einfachheit gerieth in nicht geringe Verlegenheit,

[1] Man denke, der zahlreichen Darstellungen des siebenjährigen Krieges zu geschweigen, in welchen dieser Beziehungen vielfach Erwähnung geschieht, an H. Laube's „Gottsched und Gellert", heute noch ein beliebtes Lustspiel im Repertoir deutscher Bühnen.

[2] Gellert nennt ihn den „ersten Minister". Er war, wie bemerkt, jener Zeit Oberstthofmeister, der Liebling der kaiserlichen Familie, von der er vielfache Beweise der Gnade erhielt. Als 1765 Franz I. starb und Joseph sich mit einem neuen Hofstaate umgab, erhielt Uhlefeld wieder diese Stelle und den Vorrang vor allen Ministern.

als Gellert auf seinem Gedecke einen Zettel fand, auf welchem die Namen von zwanzig Weingattungen zu seiner Wahl verzeichnet waren.

Als der Graf seine Cur beendet hatte und aus dem Bade abzureisen sich anschickte, machte er dem Leipziger Professor ein Geschenk mit vier Bouteillen Tokayer und sechs Bouteillen Burgunder — ein Geschenk, von dem Gellert sagt, daß es ihm gewiß gleichgültig gewesen wäre, wenn nicht sein eigener Landwein, den er zur Stärkung mitgenommen, verdorben und ungenießbar gewesen. Mit vieler Vorsicht hatte er dieses Geschenk eines österreichischen Staats- und Hofmannes über „die schrecklichsten Berge" nach Leipzig gebracht.

Uhlefeld's Schwiegersohn, Graf Thun, ein anderer Edelmann aus Oesterreich, dessen Gellert Erwähnung thut, öffnete sich den Weg zu dem Dichter, den er sehr verehrte und begierig war näher kennen zu lernen, auf ganz eigenthümliche Weise. In der Voraussetzung, daß Gellert die Empfehlung eines damals in Wien mit Beifall auftretenden Schriftstellers gut aufnehmen werde, meldete er sich mit einem Gruße von Sonnenfels bei dem sächsischen Dichter an. Aber Gellert war sehr verwundert, zu hören, daß Sonnenfels, den er auch nicht dem Namen nach kannte, von seiner Ankunft im Karlsbade unterrichtet sei. Der Graf bekannte nun offen, daß er sich einer Unwahrheit bedient, nur um das Glück zu haben, Gellert näher treten zu können; „denn wie wir Loudon in Wien nachgelaufen sind, so laufen wir Ihnen hier nach," sagte der junge gutherzige Graf, den Gellert liebreich aufnahm und nun zum täglichen Gesellschafter hatte. „Niemand hat mich so oft besucht, als dieser Graf Thun, niemand mir so viel tägliche kleine Dienste gethan und Andere so sehr für mich eingenommen, als er. Er wunderte sich oft, daß ich ihn so wohl leiden könnte. Ich werde das Alles, fing er an, meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel Ansehen geben [1]).

Wahrhaft rührende Anhänglichkeit, die liebevollste Sorgfalt zeigte der junge Cavalier dem kranken Professor und bewies dies in vielen kleinen Aufmerksamkeiten. Der dankbare Gellert, dem Her-

[1]) Vergl. Gellert's 77. Brief.

zensgüte so wohl that, freute sich noch in der Erinnerung an den liebenswürdigen Grafen, der gleich vielen anderen seines Standes den Mangel wissenschaftlicher Bildung an sich beklagte, und ein über das andere Mal rief: „Ach, wenn ich nur in Leipzig studirt hätte!" Auch des Grafen junge Gemahlin, noch mehr aber die Mutter desselben, wirkten angenehm auf den Dichter. Thun besaß selbstverständlich Gellert's sämmtliche Schriften, sie waren überdieß in Wien allgemein verbreitet; dennoch richtete er an den Dichter die Bitte, er möge sie ihm von Leipzig aus senden.

Verwundert fragte Gellert nach der Ursache dieses Verlangens. „Ich will sie von Ihnen haben, damit ich sie von Ihnen habe und damit ich Ihnen danken und Ihnen schreiben kann" — erwiederte der Graf. Zärtlich nahm Thun, dem Gellert das Zeugniß gibt, daß er „munter, naiv, wahr und von einem sehr guten Herzen" war, von dem hochverehrten Dichter Abschied.

Sieben Wochen waren verstrichen seit der Ankunft Gellert's im Karlsbade. Nun rüstete er zur Heimkehr nach Sachsen. Unmittelbar vor der Abreise ereignete sich eine Scene, die zu schildern wir nicht unterlassen können, da sie uns ein erneuerter Beweis dafür sein mag, wie verbreitet Gellert's Schriften in Oesterreich unter dem Volke waren und wie sie erbauend auf das Gemüth des Volkes wirkten. Gellert trat beim Postmeister ein, um einen Reisewagen zu bestellen. Während des Gesprächs fällt sein Blick auf einige auf dem Tische liegende Bücher, die Gellert sofort als seine Schriften erkennt. „Lesen Sie mich auch, Herr Postmeister?" fragt erstaunt der Dichter und setzt in seiner Weise hinzu: „Das ist mir viel Ehre." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so trat eine alte Magd in schmutziger Kleidung in die Stube und auf ihn zu, dessen Anwesenheit im Hause sie erfahren hatte. „Ist Er der Herr mit dem großen Ruhme, der die schönen Bücher geschrieben hat?" Rasch fuhr sie nach seiner Hand und küßte sie ohne Aufhören. „Ach, gnädiger Herr, ich danke Ihm, ich danke Euer Gnaden," rief sie ein über das andere Mal. Kaum hatte sich Gellert von seinem Erstaunen einigermaßen erholt, als er in seiner gütigen Weise die alte Magd fragte, ob sie Etwas von seinen Schriften auch wirklich gelesen hätte, worauf dieselbe erwiederte, sie hätte seine Schriften hier im Hause des Post-

meisters gelesen und sich daran erbaut. Und von neuem rief sie verwundert: „Also ist Er der Herr mit dem großen Ruhme?“ herzliche Wünsche für sein Wohlergehen hinzufügend. Gellert sprach einige Worte frommen Trostes und der Ergebung, dankte ihr und gab die Versicherung, daß er ihrer nicht vergessen würde, und schied auf's tiefste gerührt mit dem Vorsatze, der alten Magd, welche so herzlichen Antheil nahm an dem, was er geschaffen, seine Lieder und Lehrgedichte mit einem Autograph zu senden. Es war dieses letzte Erlebniß Gellert's während seines Aufenthalts im Karlsbade im Sommer 1763 auch ein Zeichen der Verehrung, welche der Dichter genoß, wenn auch anderer Art und von anderer Seite, als die Beweise der Hochachtung, welche der ruhmgekrönte Feldherr, der Staatsmann und die Männer und Frauen des Adels ihm boten [1]).

Im Sommer des Jahres 1764 unternahm Gellert auf dringendes Anrathen seiner Aerzte abermals eine Badereise in den böhmischen Curort, dessen Heilquellen er ohne Linderung für seine Leiden zu erreichen schon vor zehn Jahren und dann wieder, wie bekannt, im Jahre 1763 aufgesucht hatte. Nach einer dreitägigen mühevollen Fahrt langte er glücklich und wohlbehalten im Karlsbade an. Mit Ausnahme Loudon's waren alle seine vorjährigen Bekannten wieder erschienen. Einer der Ersten, welcher den Dichter begrüßte, war Ziethen, der ihn beim Anblicke brüderlich in die Arme schloß und ihn mit der Mittheilung überraschte, daß er, der fünfundsechzigjährige General — Bräutigam sei. Ein anderer preußischer General, Saldern, ein echtes Kind seiner Zeit, streng im Dienste, ernst, fromm, ein Soldat, der auf militärischen Inspectionsreisen Young's „Nachtgedanken“ mit sich führte und Gellert's Muse hoch verehrte, schloß sich Gellert gleichfalls an. In der Gesellschaft seiner Freundin, der Gräfin Vitzthum, fand Gellert mehrere Mitglieder der österreichischen Adelswelt, darunter seine alten Bekannten, den Grafen Uhlefeld und dessen Gattin, an deren Seite die Comtesse Trautt-

[1]) Die Scene im Hause des Karlsbader Postmeisters bildete noch lange nach Gellert's Rückkunft einen Gegenstand der Polemik zwischen dem Professor und seiner Freundin Caroline Lucius, die es nicht gelten lassen wollte, daß der Beifall der böhmischen Magd Gellert eben so werthvoll war, als der der sächsischen Prinzessin Christine.

mansdorf erschien, und den Reichshofraths-Präsidenten Grafen Harrach und dessen Gemahlin. Es ist gewiß nicht ohne Interesse, einen Blick in diesen auserlesenen Kreis zu werfen, zumal die Nachrichten über die Gesellschaft im 18. Jahrhundert bei uns so spärlich fließen.

Am meisten Gefallen fand Gellert an dem gräflichen Paare Harrach, „zwo merkwürdige und schätzbare Personen." Beide hatten viele Länder gesehen und besaßen darum einen freien, offenen Blick, reiche Erfahrung und eine höhere Weltanschauung. Harrach, der die Wissenschaften liebte und Gellert um seiner Schriften willen hoch schätzte, suchte stets seine Gesellschaft. In der Regel suchte Gellert den Grafen in dessen Wohnung auf, wo dann die beiden Männer sich über die verschiedensten Materien unterhielten. Wenn Ziethen und Harrach, in politische Gespräche vertieft, in der Allee voranschritten, dann gehörte Gellert ausschließlich den Damen.

Die Gräfin Harrach schildert Gellert sehr vortheilhaft in folgender Weise: „Sie war ganz Verstand, ohne daß sie es wußte, ganz Lebensart, ohne daß man im Umgange sich von ihr beschämt fühlte, ganz große Welt, aber gute große Welt, die sich mit Verstand herabließ und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war schon in dem Herbste ihres Lebens und schmückte sich nicht in den Frühling zurück; sie war ihres Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, mit Anstand zärtlicheres Paar gesehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern ging, über die höchsten Berge, zu ganzen Stunden, ohne alle andere Gesellschaft."

Einen ganz merkwürdigen Eindruck machte der Graf auf Gellert, der uns ein höchst anziehendes Porträt desselben entwirft. „Er unterschied sich durch sein Gesicht eben so sehr von anderen Menschen, als durch sein gutes gewissenhaftes Herz. Eine sehr hohe Stirn voll Ernst und Verstand, große blaue Augen, die ganz aus ihren Ufern zu treten schienen und vor der Stirn herumflossen, eine außerordentlich große Habichtsnase — dieses war das Sonderbare seines langen Gesichts, und doch gefiel dieses sonderbare Gesicht, sobald man es einige Male gesehen hatte, weil es Verstand und

Redlichkeit versprach." Der Abschied Gellert's von dem Grafen war für beide Theile schwer. Harrach versicherte dem Dichter, daß er ihn seiner Schriften halber schon lange sehr hoch geschätzt, aber nun er ihn persönlich kennen gelernt, achte er ihn wegen seines Charakters und seiner Sitten noch weit höher. Bei diesen Worten konnte der Graf seine Rührung nicht mehr zurückhalten und eilte in ein Seitenzimmer. Gellert, dadurch der Möglichkeit beraubt, einige Worte zu erwiedern, hatte noch das Unglück, im Augenblicke der Abreise die Gesellschaft anzutreffen, als er, der Leipziger Professor, der Mann des feinen Anstandes, im schmutzigen Reitkleide vom Pferde gesprungen war. In diesem Aufzuge glaubte er nicht vor den Grafen treten zu dürfen.

Der Graf hatte ihm zum Andenken sechs Bouteillen Tokayer in's Haus gesendet und, was Gellert gewiß noch weit mehr erfreute, sich von der Gräfin Vitzthum ein Exemplar der geistlichen Lieder erbeten, zur Lectüre während der Reise.

Nach der Abreise der Harrach's trat Gellert in vertraulicheren Verkehr mit der alten Gräfin Trauttmansdorff, die in Gesellschaft ihrer Tochter längere Zeit im Karlsbade verweilte. Die Anlagen der Gräfin waren keineswegs derart offenkundig, ihr Wesen nicht so einnehmend, als bei der Gräfin Harrach; Gellert's verzagtes Auftreten hinzugerechnet, blieb der Umgang deßhalb anfangs förmlich und nahm erst nach dem Abgange des Harrach'schen Paares einen stets traulicheren Charakter an.

Im Verlaufe ernster Gespräche lernte die Dame Anschauungen kennen, die innerhalb der österreichischen Pfähle noch nicht zum Ausdruck gekommen waren, und sie mußte mehrmals die Erfahrung machen, daß, namentlich was den Unterricht und die Volksbildung betraf, man „draußen im Reiche" auf dem Wege des ernstesten Fortschrittes war.

Gellert besprach mit der ernsten Gräfin die wichtigsten Gegenstände, so unter anderen auch die Erziehung der Kinder. Er entdeckte in den Aeußerungen der hohen Dame viel gesunden Sinn und gute moralische Principien, so daß er den Wunsch aussprach, die Kaiserin möchte ihr eine der Prinzessinnen zur Erziehung übergeben. Aber die Gräfin gab dem wohlmeinenden Dichter eine Ant-

wort, die, auf ihren Erfahrungen beruhend, für uns höchst bemerkenswerth erscheint und, aus solchem Munde kommend, kaum eines Commentars bedarf. Es sei zweierlei, meinte die Gräfin, richtige Erziehungsgrundsätze zu haben, und solche gegenüber den tausendfachen Hindernissen, die sich bei Hofe entgegenstellen, zur Ausführung zu bringen. „Ich habe sechs Monate dieses Amt geführt und unzufrieden mit mir und krank am Leibe und Gemüthe es wieder aufgegeben. Aus großem Eifer, Alles auszurichten, richtete ich sehr wenig aus. Mein größter Fehler war, daß ich mich nicht verbergen, nicht meine Zufriedenheit, noch meinen Unwillen verdecken konnte. Auch wenn ich schwieg, verkündete doch mein Gesicht wider meinen Willen die Meinung meines Herzens, und so gab ich denen, die ich regieren sollte, die Anleitung, sich meiner zu bemächtigen. Es ist schwer, seine eigenen Kinder zu erziehen, aber unendlich schwerer ist die fremde Erziehung."

So sprach die Dame in offenherziger Weise mit vielem Verstande, der nach Gellert's Zeugnisse „kein Originalverstand, aber durch das Lesen guter Schriften, Achtsamkeit und Erfahrung gebildet und durch ein gutes Herz inspirirt war." Vierunddreißig Tage war Gellert diesmal im Karlsbade, der Erste täglich an der Quelle, der Erste zu Pferde, der Erste auf der Promenade; allein die gewissenhafteste Ausführung aller ärztlichen Vorschriften blieb ohne die gewünschte Wirkung. Die letzten acht Tage benutzte er zur Nachcur und zur Durchsicht eines „moralischen Manuscripts", unter welchem wohl die damals noch nicht veröffentlichten „Moralischen Vorlesungen" gemeint sind. Beim Abschied von der Gräfin Trauttmansdorff machte Gellert ihr davon Mittheilung, und die Dame bedauerte nur, daß der Dichter ihr nicht den Genuß der moralischen Lectüre erlaubt hatte. „Auf mein Leben, ich gehe nun unruhig aus dem Bade! Ich möchte weinen," sagte sie zu dem Geheimen Rathe Wechmar, „daß ich nicht länger warten kann."

Noch war es jener Zeit (wie noch viel später) in Oesterreich nicht erlaubt, Söhne katholischer Familien an die deutschen und namentlich protestantischen Universitäten zur Ausbildung zu senden, und die Adeligen hatten für jeden vorkommenden Fall die Erlaubniß der Kaiserin nachzusuchen; ein Umstand, der uns mehr als genügend

erklärt, warum Oesterreich so lange hinter der Entwickelung der anderen deutschen Länder zurückblieb. Die Gräfin Trauttmansdorff sprach gegen Gellert die Absicht aus, nach ihrer Rückkunft die nöthigen Schritte thun und ihren Sohn, der damals sechszehn Jahre zählte, nach Leipzig schicken zu wollen.

„Gott friste Ihnen das Leben und stärke Ihre Gesundheit!" das waren ungefähr die letzten Worte, „Worte einer katholischen Dame an einen lutherischen Professor" — berichtet Gellert[1]). Als die Gräfin nach der Mittagstafel in Gesellschaft ihrer Tochter und zweier Stieftöchter den Reisewagen bestieg, eilte Gellert nach der Prager Straße und erwartete im Laden eines bekannten Drechslers die Gräfin, um ihr im Vorbeifahren noch ein letztes Lebewohl zuzurufen. Die Gräfin war auf das Angenehmste von der Aufmerksamkeit des artigen Professors, der ihr die Hand küßte, überrascht und erwiederte: „O das ist zu viel Freude, zu viel Ehre für mich. Leben Sie wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin!" — Die gräfliche Familie Uhlefeld bezeugte auch jetzt Gellert ihre Verehrung; in ihrem Hause scheint er jedoch diesmal weniger verkehrt zu haben, als im Vorjahre, und der Tafel blieb er seiner Kränklichkeit wegen fern. Im Hause der Gräfin Uhlefeld war es auch, wo der Dichter den Prinzen von Zweybrücken, dessen jüngster Sohn ein eifriger Leser von Gellert's Schriften war, kennen lernte.

Gellert kehrte nach Leipzig zurück. Fünf Jahre fristete er noch sein durch Krankheit verbittertes Dasein. Er verschied in der Stunde der Mitternacht des 13. December 1769. Wie sehr Gellert auf die Volksbildung in Oesterreich eingewirkt, kann nicht genugsam anerkannt werden. Daß er aber auch unter der der französischen Modebildung huldigenden Adelsgesellschaft warme Anhänger für die deutsche Geistesrichtung erworben, sowohl durch seine Schriften als durch seine würdige Persönlichkeit, bringt unser Bildchen deutlich zur Anschauung.

* * *

[1]) 109. Brief, S. 201.

Die Kunde von Gellert's Tode verbreitete allgemeine Trauer, so weit deutsche Zungen redeten. Berufene und unberufene Dichter gaben der Klage um den Verlust des geliebten Dichters und Lehrers der Nation Ausdruck, und Goethe dichtet:

„Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch' gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte;
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne
Mit vielzufried'ner Miene gab."

Auch in Wien feierten dichterische Stimmen sein Andenken. Michael Denis sang „Auf Gellert's Tod"[1]) und Karl Mastalier legte mit seinem elegischen Dialoge „Der Dichter und die Muse" eine poetische Blume auf Gellert's noch frisches Grab. Gellert blieb lange noch der Lieblingsdichter der Oesterreicher und die Beschreibung seines Lebens und Wirkens aus der Feder Cramer's, die Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, besorgt von Gellert's Freunden Joh. Ad. Schlegel und Gottlieb Leberecht Heyer, erschienen in stets erneuerter Auflage in Wien und Prag bei Franz Haas. Allgemeinen Beifall fanden seine Fabeln und geistlichen Lieder, und seine „Briefe", in denen er die Kunstform dieser Gattung der Prosa lehrte, erschienen im ungarischen Sachsenlande, in Hermannstadt 1781, auf jenem äußersten Posten deutscher Cultur; ein Zeichen, daß die Gemeinsamkeit der Geistesschätze unseres Volkes ein alle wechselnden Vorgänge der Politik überdauerndes, kräftiges, unzerreißbares Band bildet.

[1]) Schauerndes Lüftchen, woher?
Trüb ist der Tag. In dem entblätterten Haine
Weder Kehle noch Fittig
u. s. w.

II.

Wien in der Lessing-Epoche.

Sunt bona mixta malis.

Im Jahre 1761 trat in Wien die „Deutsche Gesellschaft" zusammen, deren Mitglieder, Bod, Haslinger, Khauz, Riegger, Sonnenfels, sich die Hebung der Literatur in den österreichischen Landen zur Hauptaufgabe machten. Haller, Hagedorn, Geßner, Klopstock, Gleim, Ramler waren schon nach Oesterreich gedrungen und Gellert's Schriften daselbst allgemein verbreitet. In Gellert's und Hagedorn's Manier, dem Stoffe nach sich an Gleim anlehnend, hatte der Jesuit Michael Denis, Lehrer der schönen Künste und Wissenschaften, 1760 seine „Poetischen Bilder" geschaffen, ein Erstlingsproduct, das mehr des Gegenstandes halber (die kriegerischen Vorgänge des siebenjährigen Krieges), als seiner Form wegen den Beifall der Verehrer deutscher Poesie errungen. Fidler ahmte ohne besonderes Glück in Fabeln und Erzählungen das Muster Gellert's nach, und Sonnenfels geißelt deshalb in seinem „Beitrag zu Rabener's Wörterbuch" den ungeschickten Schüler in verdienter Weise. So unglücklich waren die Anfänge. Durch aufmerksames Studium der Werke deutscher Poeten, durch aufrichtige gegenseitige Kritik waren die Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft" bestrebt, in Deutsch-Oesterreich diese Versuche mit größerem Erfolge fortzusetzen. Sie lasen sich gegenseitig ihre Aufsätze und Poesien vor; allein nicht ganz zwei Jahre währte diese Vereinigung und die Gesellschaft löste sich auf. Jeder derselben ging nun seinen eigenen Weg, doch waren alle bemüht, dem Ziele nahe zu kommen.

Die Ordensgeistlichen, lange Zeit Widersacher der deutschen Sprache, lagen nun selbst dem Studium derselben ob, die Priester der Gesellschaft Jesu, Burkard, Denis, Hohenwart, Mastalier, Rekelsperger, Wurz, einige Priester der frommen Schulen und Bob, Herl, Roschmann thaten sich besonders hervor. Wien, vor wenigen Jahren lateinisch und französisch, war jetzt deutsch. Oden, Briefe, Gespräche, Elegien schwirrten als Flugblätter umher, ohne längeres Dasein zu fristen; sie waren im Fluge vorüber gerauscht, doch nicht ohne daß das Volk Manches aufgelesen hätte. Mit dem Anfange des Jahres 1762 sammelten sich die obgenannten Kräfte um ein gemeinschaftliches Organ, und so entstand die erste Wochenschrift in Wien: „Die Welt." Von lebhaftem nationalen Gefühl durchdrungen, eiferte Klemm darin gegen den französelnden Adel, ermunterte den Bürgerstand, und bot ebensowohl Unterhaltung als Belehrung. Herzhaft tritt er für das Recht der Muttersprache ein und geißelt die Gelehrten, welche glauben, daß sich die Wissenschaften nur in lateinischer Sprache tradiren ließen. In der zweiundzwanzigsten Nummer citirt er die Feinde der Muttersprache vor sein Forum und fällt den Spruch, daß die Wissenschaften nur in der lebenden Sprache vorgetragen den Weg in das Volk finden: „Die alten Sprachen bahnen uns den Weg, die Meisterstücke der Alten zu verstehen und sie zu nützen, aber wir müssen nicht die Sprachen, wie es die Schulpedanten machen, der Sprache selbst wegen lernen." Den Geist des Alterthums solle man studiren, ohne die Sprache desselben zur jetzigen machen zu wollen. Er erinnert an die Griechen, welche in den Wissenschaften Schüler der Egypter waren, aber in ihr Vaterland zurückkehrten, dort die erworbenen Kenntnisse zu ihrem Ruhme und ihrer Mitbürger Nutzen auf ihre eigene Sprache anwendeten, die sie immer annehmlicher und wohlklingender machten. „So entstanden die vortrefflichen Werke, welche wir immer noch bewundern und welche sich noch so lange in Ansehen erhalten werden, als Geschmack und gesunde Vernunft noch ihr Recht bei den Menschen behaupten werden. Homer, Plato, Aristoteles, Sokrates, Xenophon, Pythagoras, und wie die ehrwürdigen Männer alle heißen, sind die augenscheinlichsten Beweise." Wie, fragt Klemm, wenn diese Griechen nicht griechisch, sondern in einer

fremden Sprache geschrieben hätten, würden sie auch die Lehrer eines Volkes geworden sein, das sie nicht verstanden hätte? Die Römer, Schüler der Griechen, schrieben gleichwohl in lateinischer Sprache.

Nach dem Falle Roms traten barbarische Völker auf und „eine tiefe Nacht der Unwissenheit umzog beinahe ganz Europa". Die Unwissenheit war allgemein, die Verderbniß der Sprache groß. Erst unter Franz I. begannen die Franzosen die Verbesserung ihrer Sprache, Richelieu und Louis XIV. vollendeten das Werk: „So wurde Frankreich groß", — sagt Klemm wörtlich — „so erhob es sich über seine Nachbarn. Die Franzosen vernachlässigten deswegen die Erlernung der todten Sprachen nicht, Descartes, Boileau, Racine, der große Corneille sind Beweise davon; sie hatten nur den Vortheil vor uns voraus, daß sie den vernünftigen, rechten Gebrauch davon machten." Auch Wälschland verbesserte seine Sprache, fährt Klemm fort, und er bemerkt sehr treffend, dort habe es zu allen Zeiten einzelne große Gelehrte und schöne Geister gegeben; aber in der radicalen Besserung seiner literarischen Zustände war ihm jetzt Frankreich voran. England gebar eine nationale Literatur, und der Wiener Autor ruft aus: „Welche große Weltweise! Welche Gelehrte von allen Gattungen! Wer schätzt die Engländer nicht hoch und wer spricht nicht mit Entzücken von ihnen, sobald es auf Tiefsinn, auf Gründlichkeit, auf Erfindungen ankömmt." Am spätesten fing Deutschland an. Der Verfasser wirft einen Blick auf die tiefgesunkene deutsche Nation, deren Zustände Jahrhunderte lang den Stempel der Verwahrlosung und Verkümmerung an sich trugen, und erzählt, wie man in einigen Provinzen, so in Sachsen, „nachdem man Anfangs auf kindische Kleinigkeiten, wovon die fruchtbringende Gesellschaft ein Beweis ist, fiel", die guten Werke der alten und neueren Völker zum Muster nahm. „Nur bei uns in Oesterreich", ruft er schmerzlich bewegt, „hat man die Bahn nicht brechen wollen. Wir haben von den Franzosen alles, was sie Lächerliches haben, alle ihre komischen Arten sich zu kleiden ..... nur das, was sie Löbliches haben, was in der That die Hochachtung der Welt verdient, nur das wollen wir nicht nachahmen."

Jetzt kehrt Klemm zum Ausgangspuncte zurück: die Pflege

der deutschen Muttersprache müsse ernstlich und eifrig getrieben werden; denn nur alsdann wird erst der Gelehrte gemeinnützig werden, er wird nicht allein „seinen Schülern seine Kenntnisse mittheilen können, sondern auch Künstler, Bürger und viele Andere werden seinen Vortrag nützen und vielleicht auf nützliche Erfindungen geleitet werden; dann werden die Wissenschaften wie ein Bach, den man auf eine Wiese leitet und welcher jedes Gräschen, jede Blume befeuchtet und aus dem Schooße der Erde neues Grün hervorbringt, fruchtbar auf die Bürger herabfließen und ihnen Vortheile und Nutzen bringen, wenn man seine Einsichten in seiner Sprache vortragen wolle." Bedeutungsvoll tritt uns aus dieser Ausführung der Geist Lessing's entgegen; von ihm borgt Klemm die Gedanken und das starke nationale Bewußtsein. Wenn auch entfernt nicht mit der Originalität und Schärfe des großen Reformators, unter dessen Schlägen eine alte Welt in Trümmer ging, doch in dessen Geist und Sinn, schonungslos und furchtlos, sagt Klemm die Wahrheit offen heraus und in richtiger Erkenntniß dessen, was in Oesterreich fehlte, schlägt der Journalist mit der Geißel Lessing's die gelehrten Pedanten, den französelnden Adel, und nichts wäre übler angebracht, als von ihm verlangen, schöpferisch aufzutreten und selbständig einherzugehen auf einer Bahn, auf welcher ein Lessing die frischen Spuren seiner reformatorischen Geistesgröße zurückgelassen. Den Lehren des großen Meisters unbedingt folgen, sie in dem weit zurückgebliebenen Oesterreich zu verbreiten, war das einzig richtige Mittel. Will man schonend und nicht rein negativ urtheilen, so ist es einleuchtend, daß Klemm in dem von uns Angeführten Zeugniß ablegt für dieses anerkennungswerthe Streben. In Wien war aber noch die Arbeit Gottsched's und Lessing's zu verrichten; denn noch trieben Hanswurst, Bernardon, Colombine ihr unflätiges Spiel auf der Bühne und das Gemeinkomische fand an Hafner sein Genie. Gegen dieses Treiben eifert nun Klemm, auch auf diesem Gebiete ein Vorläufer Sonnenfels'. Aber vor allem sucht er seinem Meister Lessing Eingang zu verschaffen, und er thut dies in geschickter Weise mit den Fabeln, für welche Dichtungsart durch Gellert der Boden bearbeitet war.

Einer Abhandlung, „Vertheidigung unseres Jahrhunderts",

reiht sich Lessing's Fabel „Zeus und das Schaf" an. Klemm kündigt dieselbe als eine Fabel an, „die einem der schönsten Geister Deutschlands abgeborgt ist", und läßt dieselbe folgen, die gewiß interessante Schlußbemerkung anfügend:

„Eine Thräne zittert in dem Auge meiner Leser; — was würden Sie denn erst fühlen, wenn Sie die übrigen Fabeln dieses geschickten Fabeldichters leseten? Wie sehr wäre es zu wünschen, ihn in den Händen unserer Jünglinge, unserer Schönen, in jedermanns Händen zu sehen!"

Er beklagt es, daß vielleicht „der hohe Preis der Werke des beinahe unnachahmlichen Lessing" an ihrer geringen Verbreitung die Schuld trage, und er muntert Schulz, den Verleger, auf, eine Ausgabe derselben zu veranstalten, was dieser auf Anrathen Klemm's that, „um den Dank seiner Mitbürger zu verdienen".

Gleichzeitig ließ auch Trattner aus seiner Druckerei die Dichtungen Haller's, Hagedorn's, Gellert's, Klopstock's, Zachariä's, Kleist's in reinen, schönen, mit lockenden und doch passenden Vignetten gezierten Auflagen hervorgehen, und unter denjenigen Drucken deutscher Dichterwerke, die aus dieser thätigen Nachdrucksofficin hervorgingen, fanden die Lessing'schen den meisten Anklang und ungetheilten Beifall. Auch die „Welt" fuhr fort, Stücke aus Lessing's Werken zu bringen. Aber noch war der rohe Geschmack nicht ganz beseitigt.

„Miß Sara Sampson", das erste bürgerliche Schauspiel auf deutscher Bühne, war in Wien möglich, als Hanswurst darin die Person des Norton darstellte. Das französische Theater stand dagegen in vollster Blüthe. Indeß brach sich der Sinn für das Bessere und Edlere allmählich Bahn trotz aller Schwierigkeiten, die dem Aufschwung der deutschen Kunst im Wege standen. Noch besuchte der Adel die französische Komödie, der Pöbel ergötzte sich an Possenspielen, an Stücken, die mit Flugwerken und anderen Tausendkünsten der Maschinerie ausgestattet waren. Da schrieben denn Klemm und Heufeld die ersten Originallustspiele für das deutsche Theater in Wien, von denen einige die Runde über die deutschen Bühnen machten [1]). Ayrenhoff, k. k. Hauptmann, schrieb ein deut-

[1]) Lessing schreibt in der Hamburger Dramaturgie: „Den vierten

sches Trauerspiel „Aurelius" in Versen, das gefiel und im Laufe eines Jahres (1766) drei Auflagen erlebte, freilich nach dem Muster der Franzosen, welche Vorbilder er den Regeln, welche Lessing in der Hamburger Dramaturgie gab, zu Trotz auch in der Folge leider beibehielt.

Unterdeß war Sonnenfels (1766)] mit seiner Wochenschrift „Der Mann ohne Vorurtheil" aufgetreten. Er verdrängte damit Klemm's „Patriot" und richtete seine Angriffe auch gegen die neuen Wiener Stücke von Klemm und Heufeld. Kaum war Heufeld's Lustspiel „Der Geburtstag" unter allgemeinem Beifall über die Bühne gegangen, fiel Sonnenfels darüber her mit vernichtender Kritik. Das Stück erschien im Druck und erlebte in rascher Folge weniger Monate zwei Auflagen. Heufeld vertheidigte sich in der „Kritik über den Geburtstag" (2. Aufl. 1767) gegen Sonnenfels. Dieser aber ließ nicht ab und sendete einen neuen Pfeil gegen Heufeld, dessen Lustspiel den lauten Beifall des gebildeten Publicums für sich hatte — „Gedanken eines Philosophen von dem Lustspiele: „Kritik über den Geburtstag" (8. 1767). Heufeld entgegnete in „Gedanken eines unpartheiischen Mannes über die Gedanken eines Philosophen"; aber Sonnenfels verhinderte das Erscheinen dieser Schrift, der Druck derselben ward nicht gestattet; gleichwohl erschien eine Widerlegung unter dem Titel „Schreiben des Philosophen an den unpartheiischen Mann" (8. 1767). Sonnenfels hatte es auf die Vernichtung seiner

Abend (Montags, den 27. April 1767) ward ein neues deutsches Original, betitelt Julie oder Wettstreit der Pflicht und Liebe, aufgeführet. Es hat den Herrn Heufeld in Wien zum Verfasser, der uns sagt, daß bereits zwei andere Stücke von ihm den Beifall des dortigen Publicums erhalten hätten. Ich kenne sie nicht, aber nach dem gegenwärtigen zu schließen, müssen sie nicht ganz schlecht sein." Lessing kritisirt nun mit Schärfe das Stück des Wiener Autors und bedauert, daß dieser seinen, Rousseau's Neuer Heloise entlehnten Stoff nicht nach den Bemerkungen Mendelssohn's behandelt habe. Der strenge Richter tadelt Vieles, lobt hingegen das vom Romane abweichende Ende der Handlung, findet einzelne Scenen „hervorragend", insbesondere eine bestimmte, „die, wenn sie auch nicht recht in das Ganze passen will, doch sehr kräftig ist und eine treffliche Wirkung thut." Vergl. Werke Bd. XII der Lachmann'schen Ausgabe, S. 38—43.

Nebenbuhler abgesehen, mit denen er vereint einst die Bahn des Fortschritts gewandelt, und das Band der Freundschaft, das ihn ehemals mit den zwei Chorführern verknüpfte, war zerrissen. Er wollte allein dastehen und glänzen. Heufeld's Lustspiele „Die Haushaltung nach der Mode", „Der Liebhaber nach der Mode", „Julie", „Tom Jones", „Der Bauer aus dem Gebirge" — waren keine Meisterstücke, aber sie waren immerhin anerkennungswerthe Versuche eines productiven Talentes. Das letzte der angeführten Stücke war ein Versuch, den Hanswurst anständiger zu machen und so die gewohnte Lieblingsfratze der Wiener auf leichtere Weise aus dem Wege zu schaffen. In Berlin rühmte die Nicolai'sche „Bibliothek" dem Stücke nach, daß „dieser löbliche Versuch wohl gerathen sei". Billiger als Sonnenfels urtheilte das angeführte Berliner Organ und mit Recht wirft es die Frage auf: „War das der Ort, die Zeit für eine so strenge Kritik bei einem Theater, das noch nicht einmal in der Kindheit war, das sich erst von dem Wuste anfangen mußte loszuwinden?" Verdiente es etwa Klemm, dieser alte Vorkämpfer des guten Geschmacks, so mitgenommen zu werden? Sonnenfels aber bekämpfte jede neue Erscheinung mit unerbittlicher Schärfe. Die armen Gesellen drückten sich scheu in eine Ecke vor dem angesehenen Meister, der 1767 mit seinen „Briefen über die Wienerische Schaubühne" zur selben Zeit, als Lessing die „Hamburger Dramaturgie" schrieb und unabhängig von diesem, wahrhaft bedeutungsvoll auftrat. „Niemand", urtheilte man selbst in Berlin, „hat den Styl der Literaturbriefe Lessing's besser nachgeahmt, als dieser Verfasser."

Keiner, setzen wir hinzu, hat Gluck's reformatorische Bedeutung in ganz Deutschland so klar erkannt, als Sonnenfels, der Verfasser der Briefe über die Wiener Schaubühne, niemand so wohlthätig und durchgreifend für Hebung des Geschmacks in Oesterreich gewirkt.

Von dieser Publication datirt die Besserung der Bühnenzustände; was den kleinen Leuten nicht gelang, hatte der einflußreiche Professor der Universität, dessen Stimme im Staatsrathe Widerhall fand, bald durchgesetzt. Klemm, dessen Kräfte doch nur gering waren, ergab sich nicht so leichten Kaufes, er versuchte sich in dem Journal: „Wider die Langeweile" und in der „Wienerischen

Dramaturgie", deren Titel herausfordernd an Lessing's Hamburgische Dramaturgie erinnerte, ohne Beifall zu finden. Sonnenfels hatte mit dem „Mann ohne Vorurtheil" und mit „Theresie und Eleonore" auch schon den Beifall des Auslandes gewonnen, er konnte es wagen, jeder Unternehmung entgegen zu treten; seine Schriften wurden nun auch in ganz Deutschland nachgedruckt, in Leipzig aufgelegt, und auf seiner Reise (1767) hatte er vielfache Freunde geworben, so Weisse in Leipzig u. A. Noch einmal traten Klemm und Heufeld in den „Briefen über die neuere österreichische Literatur" auf, und neben Auszügen aus Lessing, Herder, Wieland u. s. w. würzten sie diese ihre in manchen Stücken interessante Zeitschrift mit Ausfällen auf Sonnenfels; allein zu Anfang 1769 mußten sie ihr Handwerk einstellen. Fortan sind sie die Stillen im Lande. Klemm aber, seiner Vergangenheit untreu, von Sonnenfels in die Opposition getrieben, thut das Aeußerste: er giebt Sonnenfels in einer auf ihn gemünzten Komödie der öffentlichen Verhöhnung preis („Der auf den Parnaß versetzte grüne Hut"), in welcher Hanswurst zum Schlusse unter allgemeinem Beifall auf den Parnaß gehoben und gekrönt wird.

Weil Sonnenfels die Sittenlosigkeit der Schaubühne bekämpfte, auf welcher unter dem Schutze des Extemporirens und der Hanswurstjacke Unflätigkeiten aller Art ausgekramt wurden, ward er von den unteren Schichten verspottet, und weil er damals auf politischem Gebiete die Dunkelmänner angegriffen, von diesen verfolgt. Allen diesen Widerwärtigkeiten zu begegnen, fühlte er sich zu schwach; er bedurfte der Unterstützung von Männern, die außerhalb Oesterreich Ruf genossen. Deshalb tritt er in Verbindung mit Weisse und dem Dictator in Halle — Klotz [1]). Ihnen klagt er sein Leid, sie ruft er um Unterstützung an. Weisse erhält von ihm zu diesem Zweck alle betreffenden Behelfe und tritt für die Sonnenfels'schen Reformen in die Schranken. Klotz beurtheilt regelmäßig die Wiener

[1]) Es scheint mir wichtig, diese Darstellung der literarischen Kämpfe hier zu berücksichtigen, nicht allein deshalb, weil diese bisher nie und nirgend behandelt wurden, sondern auch weil sie auf Sonnenfels' persönlichen Charakter ein Streiflicht werfen und sein Verhalten gegen Lessing illustriren.

Schriften, und seine Bibliothek spricht sehr geringschätzend, ja erbarmungslos von Klemm, Heufeld u. A.; hingegen preist sie Sonnenfels in ganz besonderer Weise:

„Wie viel waget ein Mann nicht, in einem Lande zu denken, wo es Kriegsheere von Leuten giebt, denen daran liegt, daß die Vernunft nirgend einen Strahl ihres Lichtes senden möge. Die Geschichte meiner Kriege ist zu stark, als daß ich sie Ihnen ganz übersenden könnte" — schreibt Sonnenfels an Klotz, der seit einiger Zeit sein Vertrauter geworden war.

Jeder abgehende Postwagen birgt irgend ein Packet österreichischer Literaturerzeugnisse. Kaum haben die Correcturbogen die Presse verlassen, so wandern sie auch zu dem gestrengen Richter nach Halle. Sonnenfels schickt „Theresie und Eleonore" und bemerkt in dem Begleitschreiben: „es gilt mir das Urtheil von ganz Deutschland".

So bleibt ein inniger Verkehr zwischen Wien und Halle aufrecht erhalten. Sonnenfels beeilt sich mit Sendungen, Klotz säumt nicht mit Anzeigen und Kritiken, um den eingesandten Arbeiten die größte Publicität zu geben. Abhandlungen, Reden, Zeitschriften, Alles ist in den großen Packeten, die der Postwagen nach Halle an der Saale befördert, und Sonnenfels' Eigenliebe findet in den Anpreisungen besondere Befriedigung.

In der That war Sonnenfels' Stellung eine äußerst schwierige, da seine principiellen Gegner und seine persönlichen Feinde, letztere Männer, die mit ihm eines Sinnes waren, doch von seiner Ehrsucht gekränkt in den Hintergrund treten mußten, gleichzeitig gegen ihn ankämpften. Und den Kampf mußte er nicht blos als Schriftsteller, er mußte ihn auch als Lehrer bestehen. Uebertrieben und selbstgefällig schildert Sonnenfels seinen Kampf gegen den Obscurantismus dem Halle'schen Freunde folgendermaßen: [1])

„Urtheilen Sie, was ein Professor auf einer katholischen Universität, wo es so viele Mönche und andere Klöster giebt, mit solchen Neuerungen für Aergerniß geben müsse! Viele beschlossen, so-

[1]) Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz, herausgegeben von Hagen (Cosmopolis), Halle, 1773.

gleich dieser Natter das Haupt zu zertreten. Sie hielten Blutrath über mich; und in diesem Synedrion ward ich schon verurtheilt; die dringendsten Vorstellungen wurden gegen mich nach Hofe gegeben; aber anstatt mich zu stürzen, sahen sie mit Herzensweh meine Grundsätze Wurzel schlagen und die Früchte meines Samens in mancher Verordnung reifen." Und an einer anderen Stelle berichtet er:

„Es war auf nichts Geringeres angetragen, als mich des Lehrstuhls zu entsetzen, etwa noch zur Besserung ein Paar Jahre Schanzarbeit, das weiß ich so eigentlich nicht. Aber auch dieses Gewitter zog über mich unschädlich dahin. Fürst Kaunitz vertrat meine Sätze im Staatsrathe und van Swieten, dieser für unsere Wissenschaften so nothwendige Mann, dem wir das kleine Licht, so sich blicken läßt, einzig zu verdanken haben, der zum Nutzen der Philosophie bei uns ewig leben sollte, dieser vertheidigte, was er censirt hatte." Sonnenfels veröffentlicht seine Grundsätze der Polizei-, Handels- und Finanzwissenschaft, Joseph nimmt die Zueignung an, sechs Lehrstühle werden in den Provinzen errichtet und mit Sonnenfels' Schülern besetzt, und Kaiserin und Staatsrath erheben die „Grundsätze" zum Vorlesebuch.

Wie auf politischem Gebiete, so auf dem Gebiete der Kunst hatte sich indeß der Sinn für das Bessere und Edlere bald Bahn gebrochen, und Sonnenfels konnte an Klotz von den Erfolgen berichten, welche seine „Briefe über die Schaubühne" errangen. „Die Fratze fällt völlig zu Boden und ob es gleich noch eine Menge Fratzenspiele auf unserer Bühne giebt, so haben dieselben nur einige Zuschauer und die guten Stücke immer einen vollen Hörsaal."

Ein Blick auf das Repertoire der deutschen Bühne in Wien aus dem Jahre 1769 wird das Vorstehende klar machen.

Die Bühne konnte 1769 mit einem einactigen allegorischen Drama „Das Gericht Apollo's oder das bestrafte Vorurtheil Vindobonens", worin gleichsam das vernichtende Urtheil über die ganze Vergangenheit des Wiener Theaters ausgesprochen war, eröffnet werden. Die Bühne steht nicht auf der Höhe jener, von welcher die Forderungen Lessing's erfüllt gewesen wären, aber wo war das sonst der Fall? Deutsche Originallustspiele wechseln mit den Uebersetzungen von damals noch allenthalben beliebten französischen rührenden Lustspielen:

1769.

März. „Der blinde Ehemann" von Krüger.
„Julie", ein rührendes Lustspiel in 3 Aufzügen von Heufeld.
„Graf von Olsbach", ein deutsches Originallustspiel von Brandes.
„Verwechslung" von Voltaire.
„Alzire" von Voltaire.

April. „Mysogyn" von Lessing.
„Stumme Schönheit" von Schlegel.
„Der poetische Landedelmann" von Destouches.

17. April. „Nanine" von Voltaire.
18. „ „Zaïre" „ „
19. „ „Nanine" „ „
22. „ „Der Schein trügt", deutsches Originallustspiel von Brandes.
23. „ Dasselbe.
„Sehende Blinde" von le Grand.
„Nanine" von Voltaire.
„Pamela", rührendes Drama von Goldoni.
4. Mai. „Crispus", deutsches Originaltrauerspiel von Weisse.
6. „ Dasselbe.
7. „ „Der Furchtsame", Lustspiel von Hafner.
13. „ „Canut der Gütige" von Schlegel.
16. „ Dasselbe.
23. „ „Mysogyn" von Lessing.
29. „ „Wohlthaten unter den Anverwandten", Lustspiel von Klemm.
30. „ Dasselbe.
31. „ Dasselbe.
3. Juni. „Die Schottländerin" von Voltaire.
7. „ „Der Mißtrauische" von Weisse.
8. „ „Crispus" von Weisse.
10. „ „Lottchen" „ „
11. „ Dasselbe.
„Die Schottländerin" von Voltaire.

16. Juni. „Minna von Barnhelm" von Lessing.
„Triumph der guten Frauen" von Schlegel. [1])

Diese Besserung der Bühnenzustände war nur eine Folge des besseren Geschmacks, der sich jetzt geltend machte und seit 1766, also in drei Jahren, riesige Fortschritte aufzuweisen hatte. Regelsperger dichtete einen „Hermann", Uebersetzungen und Nachahmungen des Horaz von den Jesuiten Denis, Mastalier, Kunz, Eckel, Burkard fanden den Beifall eines Nicolai, Lessing's Werke wurden häufig wieder gegeben, ein Faustfragment wiederholt abgedruckt. Stephanie's Monatsschrift zum Vergnügen und Unterricht, in welcher seit 1766 die classischen Werke anthologisch erschienen, ward 1769 fortgesetzt. Staatsrath Freiherr von Gebler unterstützte diese Bestrebungen in der wirksamsten Weise und nahm an der Hebung der deutschen Bühne namentlich ein besonderes Interesse; 1769 ist also der Kampf beendet, und nun geschehen auch bestimmte Schritte um der einmal als berechtigt anerkannten deutschen Kunst in Oesterreich zum Aufschwunge zu verhelfen.

Um junge österreichische Talente zur Beförderung der schönen Wissenschaften zu ermuntern, hatte ein „großmüthiger Wiener" zwei Preise ausgesetzt. Die erste Preisaufgabe lautete: Ein weiser, Monarch hat von einem aufgeklärten Volke weniger Unheil zu befahren als von einem blinden, das seine Vortheile auch wider Könige zu vertheidigen sich verpflichtet glaubt (25 Ducaten); die zweite: Zaïre von Voltaire in deutscher Uebertragung (100 Ducaten). Preisrichter waren: Sonnenfels und die Verfasser der Bibliothek der österreichischen Literatur. Die Preisschriften sollten an den Factor der Trattner'schen Druckerei im Schottenhof gerichtet und mit Devisen bezeichnet werden. Wo sind die Ausländer, die einer Uebersetzung 100 Ducaten zum Preise geben? konnte selbstbewußt ein Oesterreicher ausrufen.

P. Fulgentius Bauer, Professor der Mathematik und Physik am Savoyischen Collegio, hielt eine Rede, die auch gedruckt erschien,

[1]) Dazwischen figurirt auch einige Male der „Herzog Michel" von Joh. Christ. Krüger, dasselbe Stück, welches Goethe als Student in Leipzig in Schönkopf's Hause aufführte, wo er den Herzog Michel und Käthchen das Hannchen spielte.

von dem Vorzuge der deutschen Sprache in der Naturkunde und Größenlehre und übertrug damit die deutsche Sprache auf diese Materien, welche am längsten lateinisch tradirt wurden. Haslinger wurde Professor der deutschen Beredsamkeit, Bob hatte das Schulwesen in Händen — beide waren einst bescheidene Glieder der deutschen Gesellschaft. Wurz, Jesuit, ein außerordentlicher Lessingverehrer, „der Beredteste der Donau-Druiden", war ein geistvoller Kanzelredner und lehrte an der Universität die geistliche Beredsamkeit. Gebler, ein Mann, der auf der höchsten Stufe der Gesellschaft stand, wollte zeigen, „daß es auch in den oberen Ehrenstellen keine Schande sei, zu der Cultur der Sprache, zur Verbesserung der Sitten das Seinige beizutragen". „Alle Welt verwunderte sich" — schreibt er an Klotz — „als man hörte, ein Staatsrath schreibe in Nebenstunden für die Schaubühne." Des Beifalls seiner Souveraine gewiß, bot er dem Vorurtheile Trotz. Im October 1769 beschäftigte er sich mit den Angelegenheiten des Theaters; wenige Monate später, im März 1770, erwirkte er die bekannte Censurinstruction, welche Sonnenfels zum Amte eines Theatercensors beförderte, und damit stand den Hanswurstiaden ein gesetzliches Verbot entgegen. „Seit dieser Zeit", berichtet Gebler, „hat bis auf den gemeinsten Pöbel die Denkungsart sich augenscheinlich geändert, so daß ein Impresario mit Hanswurst- und Bernadoniaden, ja sogar mit besseren Fratzen, die Auswärts noch Beifall finden, itzt sein Glück in Wien schlecht machen würde."

P. Denis, seit Jahren mit den Häuptern des deutschen Parnasses in Verbindung, als Lyriker hochgeschätzt, trat 1768 zur allgemeinen Ueberraschung mit einer Uebersetzung der Gesänge Ossian's in die Oeffentlichkeit und errang damit in ganz Deutschland ungetheilten Beifall. Ja, man neidete Wien diesen Dichter, der bei der für die Gesänge des fabelhaften caledonischen Barden herrschenden Begeisterung ein gefeierter Mann wurde. Er hatte durch seine nationale Richtung das Vorurtheil, das man gegen die Geistlichen hegte, beseitigt, und da in der That auch noch andere Männer dieses Standes für die Ausbreitung des guten Geschmacks thätig waren, so waren die Erwartungen auf hervorragende Leistungen

von dieſer Seite rege gemacht. „Sollten noch in Oeſterreich unter den Ordensgeiſtlichen große Dichter aufſtehen“, ließ ſich eine Stimme in Nicolai's Bibliothek vernehmen, „ſo würde dies Land darin einen Vorzug vor allen anderen katholiſchen Staaten, z. B. Frankreich und Italien haben, wo man das Gegentheil will bemerkt haben.“

III.

Klopstock, Lessing und Joseph II.

Ungehört vor des großen Friedrich Throne, schien die deutsche Muse an dem Kaiserhofe zu Wien den Schutz zu finden, der ihr anderswo versagt blieb. Joseph's II. Interesse für die schönen Künste, sein reger nationaler Sinn, den die Dichter an der Donau in feurigen Versen priesen, beseelte die Hoffnung deutscher Dichter. Klopstock erblickte in Joseph II. einen Beschützer deutscher Poesie und Wissenschaft, und erwartete von ihm eine Förderung der deutschen Nationalliteratur, für welche er das Anbrechen eines goldenen Zeitalters prophezeite. Noch ehe Bernstorff's Sturz ihn nach Hamburg trieb, von Kopenhagen aus unternahm Klopstock die Verwirklichung seines Planes in Wien eine Anstalt für Kunst und Wissenschaft unter den Auspicien des Kaisers zu begründen. In Kopenhagen hatte nämlich Klopstock den kaiserlichen Geschäftsträger, Grafen Philipp Wellsperg, kennen gelernt, der — ein Verehrer Klopstock's — den Dichter aufforderte, seinen Plan zur Hebung der deutschen Literatur, mit besonderer Rücksicht auf Wien als Ausgangspunkt auszuarbeiten. Das Interesse des jungen Kaisers sollte durch die Vermittlung des Fürsten Kaunitz und des Grafen Dietrichstein gewonnen werden.

Graf Wellsperg empfing die Ausarbeitung aus den Händen des Dichters und nahm sie mit nach Wien. Graf Dietrichstein übermittelte dem Kanzler Kaunitz im Frühjahre 1768 das Schriftstück, welches den seltsamen Titel führte: „Fragment aus einem Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts." Klopstock erzählt darin im Tone eines Historikers, wie der Kaiser im 18. Jahrhundert die

Gelegenheit ergriff, die deutsche Literatur zu fördern: „Der Kaiser sah die Bewegung, in der die Nation war, und daß er in einer Periode lebte, die seine Vorfahren vergebens würden haben hervorbringen wollen; ein junger Kaiser, der den Geist Karls V. in sich fühlte, ergriff den Augenblick und entschloß sich zu sein, was er, weil er vaterländisch dachte, zu sein verdiente." Die Sache wurde sehr geheim gehalten, nur Lessing wußte um den Plan, der, kurz gefaßt, folgende wesentliche Punkte enthielt. Eine Akademie sollte in Wien die Leitung der Literatur in die Hand nehmen, über literarische Leistungen entscheiden, Schriftsteller belohnen, nach jungen Talenten „ausspähen" und sie ermuntern; die deutsche Bühne sollte zum kaiserlichen Nationaltheater erhoben werden, welches ohne Rücksichtnahme auf das Belieben des Publikums, den Geschmack bilden und in Lessing und Gerstenberg zwei Dramaturgen erhalten sollte. Seit längerer Zeit hatten sich die Blicke der Freunde classischer Dichtung auf Wien gerichtet. Nicolai hatte die Hoffnung ausgesprochen, man könne, „wenn die philosophische Denkungsart, die allein zu den wichtigsten Werken des Geistes tüchtig mache, in Oesterreich sich mehr ausbreite, hoffen, daß dort Schriftsteller von der ersten Größe aufstehen werden, und unsere Literatur von daher einen neuen Glanz erhalten wird." Jetzt schien der Augenblick für Wien gekommen, um dem ganzen deutschen Volke die Leuchte der Bildung voranzutragen.

Klopstock führte in dieser Angelegenheit einen Briefwechsel mit Wellsperg und erhielt von diesem über den Stand der Sache regelmäßig Nachrichten. Der Kaiser hatte die Widmung der „Hermannsschlacht" angenommen, was die Hoffnungen Klopstocks und Lessings nothwendig steigern mußte. Voll Freude über diese Aussichten schrieb Klopstock an seine Mutter am 4. October 1768: „Ich will Ihnen jetzt nur mit diesem Wenigen die angenehme Nachricht geben, daß der Kaiser sich entschlossen hat, die Wissenschaften in Deutschland zu unterstützen. Ich habe selbst nur erst vorläufige Nachrichten bekommen und erwarte nächstens umständlichere Briefe von dem Grafen Wellsperg. Preisen Sie, meine geliebte Mutter, Gott mit mir, daß er diese Sachen hat gelingen lassen und bitten Sie ihn, daß er sie ferner in seinen Schutz nehme. Sie kann von wichtigem Erfolg

für Alles werden, was die Wissenschaften Nützliches haben." Auch Lessing war voll Hoffnung. Er hatte kurz zuvor mit Bode, dem berühmten Uebersetzer des Tristram Shandy, ein Verlagsgeschäft begründet, mit dem auch eine Druckerei verbunden war. Am 21. October 1768 schreibt er aus Hamburg an Nicolai: „Klopstocks Hermann wird nun gedruckt, und zwar in einer Absicht, die für seinen Ruhm eine zweite Messiade werden kann, wenn sie ihm gelingt." Zugleich beabsichtigte Lessing, vor seiner geplanten Abreise nach Italien Klopstock in Kopenhagen zu besuchen, um den Wiener Plan zu besprechen. Den „vorläufigen" Nachrichten, welche die Geneigtheit des Kaisers für Klopstock's Plan zu einer Wiener Akademie und die Annahme der Widmung des Bardiets von Seite Joseph's enthielten, folgten denn auch wirklich bald „umständlichere Briefe von dem Grafen Wellsperg." Sie meldeten, daß der Kaiser dem Dichter sein Bild zu schenken beschlossen und den Gesandten mit der Ueberreichung betraut habe. Darauf schrieb Klopstock den nachfolgenden Brief an den Grafen Wellsperg. Er ist wie der zweite an den Grafen gerichtete und wie die Zuschrift des Dichters an Joseph II. bisher unbekannt gewesen. Ich habe diese Briefe vor einigen Jahren in dem Archive der Grafen Wellsperg zu Primör (Primiero) in Südtirol gefunden und lasse sie nach den Originalen unverändert folgen:

Hochgeborener Reichsgraf
Gnädiger Herr.

Ich bin nicht im Stande, Ew. Excellenz meine Freude über das in dem stärksten Verstande des Wortes, ungemeine Verfahren des Kaisers gegen mich auszudrücken. Und wie angenehm ist mir's, es gegen Sie, den liebenswürdigen Veranlasser, so zu nennen. Ich wäre heute gar zu gerne mit meinem Briefe an den Kaiser fertig geworden; aber ob ich ihn gleichwohl aus vollem Herzen geschrieben habe, so hat mich doch die in einem solchen Falle so natürliche Behutsamkeit zu so vielen Anmerkungen, was ich sagen, und nicht sagen durfte, veranlaßt, daß er nun vielleicht doch nicht völlig so ist, als ihn mein Herz von mir forderte. Der Kaiser wird es mir verzeihen, daß ich vor Ihm gezittert habe; aber ich habe doch, wie ein Deutscher gezittert. Ew. Ex-

cellenz sollen den Brief künftigen Posttag, nebst einer Abschrift, erhalten.

Das Bildniß des Kaisers aus Ew. Excellenz Händen zu empfangen, ist eine Vorstellung, die für mich einen sehr großen Werth hat; aber auch nur sie kann, die Begierde es zu sehen, und es zu besitzen, einigermaßen besänftigen. Ew. Excellenz würden mir einen Vorgeschmack von dem Vergnügen geben, das ich haben werde, wenn ich das Original aus Ihren Händen erhalten werde, wenn Sie mir eine Copie davon durch einen guten Zeichner machen lassen wollten.

So sehr mich auch nach einem Briefe von Ew. Excellenz verlangt, so hab ich doch beigelegte Ode für die Gräfin Wallis abgeschrieben. Diese kleine Rache, die Schuldige, leider, bei einem zu gelinden Richter, verklagt zu haben, müssen mir Ew. Excellenz verzeihen. Die Ode ist von einer Zeit, da ich sehr glücklich durch die Liebe war.

Ew. Excellenz wissen kaum, mit welcher Verehrung und wann Sie mir dieß erlauben, mit welcher Freundschaft, ich immer seyn werde

Hochgeborner Reichsgraf
Gnädiger Herr,

dero
unterthänigster Diener,
Klopstock.

P. S. Verzeihen Sie mir den schnell geschriebenen Brief. Er wäre gar nicht fortgekommen, wenn ich ihn hätte abschreiben wollen.

Kopenhagen, den 28. December 1768.

Dem nun das angekündigte Schreiben drei Tage nachher folgte:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser
Allergnädigster König und Herr

Der Ausdruck, mit welchem man sich gewöhnlich dem Throne naht, ist weit unter der Empfindung, mit der ich Ew. kaiserlichen Majestät schreibe. Ich mußte entweder schweigen, oder mein Herz reden lassen. Ich hatte keine andere Wahl. Meine Entschließung war bald gefaßt. Denn schweigen konnt' ich nicht.

Mitten in der wiederhohlten Untersuchung desjenigen, was ich Ew. kaiserlichen Majestät von Unterstützung der Wissenschaften in Deutschland zu übersenden gewagt hatte, und da ich nur an Andere, nicht an mich denke, erhalte ich die Nachricht, daß Sie mir ein Geschenk wie es, selbst einer weniger gemäßigten Ehrbegierde, als ich sie mir seit meinen reiferen Jahren erlaubt habe, und einem Herzen das schon voll ist von Verehrung und Liebe am wünschenswürdigsten sein kann, daß Ew. kaiserliche Majestät mir Ihr Bildniß bestimmen.

Ich muß die Furcht zu umständlich zu sein überwinden, und Ew. kaiserlichen Majestät mit wenig Worten eine Gemüthsverfassung, in der ich lange gewesen bin, beschreiben, um Ihnen einigermaßen sagen zu können, wie glücklich Sie mich gemacht haben. So lang ich die Geschichte, und durch sie, was edel und groß ist unter den Menschen, weis; sobald ich nur angefangen habe, diejenigen Deutschen, die es verdienen, mit Verehrung zu nennen; ist mein Herz warm von Vaterlandsliebe gewesen. Da ich mich auf die Seite der Wissenschaften gewendet habe, so hab ich nämlich ihr Schicksal in Deutschland oft überdacht und bin dabei, über die Ehre der Gelehrten, Alles allein zu thun, immer traurig und noch trauriger über die unerfüllten Hoffnungen geworden, mit denen sie sich nicht ohne Schein, bisweilen schmeicheln konnten. Je weniger ich in Beziehung auf mich selbst Antheil an diesem Allem hatte, desto lebhafter durfte ich mich der Vorstellung davon überlassen.

Erlauben Sie mir Erhabenster und Edelster des Vaterlandes, daß ich mich, in Ihrer Gegenwart, nun auch meiner Freude überlasse.

Ihre Deutschen, die nicht aufflammen aber glühn, werden von nun an, von dem Tage an, da Sie ihnen winken, keinen später! um den Vorzug in den Wissenschaften mit den Franzosen und Engelländern, einen heißen ausdauernden Wettstreit halten, welchen Sieg endigen wird; hierauf werden sie die Griechen, die bis jetzt unüberwundenen auf dem Kampfplatze antreffen ... Ich kann nicht hoffen länger zu leben, als noch den ersten Staub dieses Kampfes zu sehen.

Aber noch eh' Ew. kaiserliche Majestät zu jenen Siegen

winkten, gaben Sie mir Ihr Bildniß. Ich habe lange darüber gesonnen, was ich thun könnte, Ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen. Es sind wenige, die es mehr hassen, als ich, von dem zu reden, was man thun will; sonst würd' ich etwas davon erwähnen, daß meine Sorgfalt und Anstrengung, in Beziehung auf Ew. kaiserlichen Majestät Befehle zur Unterstützung der Wissenschaften das Aeußerste, wozu ich fähig bin, thun werden.

Wie sehr ich bei meinem Nachsinnen auch gesucht habe, so hab' ich doch nichts anders gefunden, als Ew. kaiserlichen Majestät den Wunsch nicht zu verschweigen, daß dies schon in der Entfernung von mir so sehr geliebte Bildniß, nach meinem Tode in dem großen Büchersaale über dieser Inschrift möge aufbewahrt werden:

„Joseph der Andere hörte den Verfasser des Messias von Unterstützung der Wissenschaften und belohnte ihn zwiefach für sein Zutrauen. Er entschied, was sein sollte, und gab ihm dies sein Bildniß. Wie er konnte, dankte der glückliche Besitzer. Er bewahrte es bis an seinen Tod für sich und seine Freunde, bei den Werken Trajans, Mark Aurels und Alfred des Großen. Wer dieses liest, vollende meinen Dank, der Fremdling mit dem frohen Lächeln des Beifalls und der Deutsche mit jenem stolzen dazu, mit dem er immer an Joseph den Andern denkt.

Denn in diesem edlen Tone begann der vortreffliche Kaiser, was nicht künftige Trümmer, wie des griechischen Gesetzgebers Leyer, erbaute, aber der Vaterlandsehre Denkmal, unter denen die Fackel der Zerstörung nicht zündet."

Ich habe noch einen Wunsch, und dieser ist, Ew. kaiserliche Majestät nicht von dem Umfange, welchen der Nutzen der Wissenschaften hat, unterhalten zu dürfen. Jetzt berühr ich nur, daß sie tiefer durchforscht, und mit vollen Zügen getrunken, die Religion in unserm Herzen befestigen. In Betracht der Religion ist jetzt eine trübe Aussicht nach Frankreich und Engelland hin. Wenn ich hier an Deutschland denke, so fühl ich am stärksten, wie ich mein Vaterland liebe. Aber ich habe viel Hoffnung, daß Gott es schützen werde.

Ich habe sie auch aus der Ursache, weil ich von Ew. kaiser-

lichen Majestät nicht fürchte, daß Sie Sich jemals von der Religion der Ewigkeit entfernen würden; wie weit auch die Zunge derer umherzische, die erst nach ihrem Tode wissen werden, daß Sie unsterblich sind. Und ich fürchte dies auch deßwegen nicht, weil ich weis, was für eine Mutter Sie haben, und daß diese Mutter (von Ihr wird einst die Geschichte laut sagen, was in meinem Munde Schmeichelei scheinen könnte; und die haß ich bis auf ihren Schein) diese Mutter eine der geliebtesten ist; und weil ich glaube, daß die Vorsehung Gottes schon damals mit Gnade auf Sie herabgesehen habe, als Sie in Preßburg Ihre von ihr geschätzte Mutter vor dem Altare auf ihren Armen hielt, und Ungarns Fürsten die Waffen bewegten und die Thränen hinstürzen ließen.

Edler, vortrefflicher Kaiser, Den Gott segne!

Ich werde niemals aufhören Sie mit dem redlichsten und vollsten Herzen zu verehren!

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Kaiser
Allergnädigster König und Herr,
Ew. kaiserlichen Majestät
allerunterthänigster Knecht
Friedrich Gottlieb Klopstock.

Kopenhagen, den 31. December 1768.

Dieses Schreiben war von dem nachfolgenden Briefe des Dichters an seinen Freund begleitet.

Hochgebohrner Reichsgraf
Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz empfangen hiebey den Brief an den Kaiser. Den einen hab' ich selbst abgeschrieben, so gut ich nur immer gekonnt habe; den andern hab' ich abschreiben lassen. Ich konnte mich keinem Schreibmeister anvertrauen; und überdieß kam es ja nur darauf an — deutlich zu schreiben. Nun machen es Ew. Excellenz, wie Sie es für gut finden. Kann die fremde Hand übergeben werden; so ersuche ich Sie, eine Abschrift machen zu lassen, so gut Sie nur eine bekommen können. Aber nun eine zweite Bitte. Wollten ihn nicht Ew. Excellenz selbst übergeben? Sie könnten mir dann am besten sagen, ob ich es recht gemacht

habe. Doch ich entferne diese Furcht von mir. Ich hab' es meinem Herzen recht gemacht. Und so ist das Uebrige Nebensache. Man hat mir vor einen paar Tagen, Herm. Schlacht beinahe ganz gedruckt zugeschickt. Ich habe sie recht darauf angesehen, wie ihr Kranz, die Zuschrift, ihr lassen werde. (Ich hab' ihn hint mit einer Stelle aus Tacitus zugebunden, die jedem Deutschen von alter kernhafter Art das Herz warm machen muß.) Sobald sie den Kranz trägt, kömmt sie und wirft sich vor unserem liebenswürdigen Kaiser mit dem frohen Blicke nieder, welchen Er ihr zu haben erlaubt hat.

Ich bin auf meine Freundinnen in Hamburg noch böse, daß Sie Ew. Excellenz keine Blumen gebracht und Ihnen keine deutschen Lieder gesungen haben. In solchen Fällen bin ich rachsüchtig, und ich bin sie gar fein vorbeigegangen, da ich den Auftrag nach Hamburg geschickt habe, mir zwei Bände mit Eichenlaub für den Kaiser und für die Kaiserin sticken zu lassen. Ew. Excellenz müssen mir ein Wort davon sagen, wie Sie mit der Stickerey zufrieden sind. Wenn sie nicht gerathen ist, so lasse ich sie hier von Neuem machen und bleibe bei dem Rahmen bis zum letzten Blatte sitzen.

Die ewig langen Briefe, die er immer schreibt, (wird die Gräfin Wallis sagen) von, ich weiß nicht welcher alten eisgrauen Schlacht und von Kränzen und Blumenbringen und von Tacitus und Stickerey. . . . Wie, Gnädige Gräfin, war denn das Blumenbringen ein so übler Einfall! Und hab' ich denn gesagt, daß Sie alle diese alten Kriegsthaten lesen sollen. . . . Muß ich denn nicht fürchten, daß Sie der Graf Wellsperg wird lesen wollen? . . . Ew. Excellenz sehen, daß Sie mich bei der Gräfin Wallis in Schutz nehmen müssen.

Und damit Sie nicht zu viel auf Einmal damit zu thun bekommen, so breche ich ab, und bin so sehr als jemals, und als ich es mit immer gleichen Verehrung seyn werde

Hochgebohrener Reichsgraf
Gnädiger Herr

Dero
unterthänigster Diener
Klopstock.

Kopenhagen, den 31. December 1768.

Unterdeß war im Juli 1769 die „Hermannsschlacht" im Drucke erschienen, mit der Zueignung:

„An den Kaiser."

„Ich übergebe unserem erhabenen Kaiser dieses vaterländische Gedicht, das sehr warm aus meinem Herzen gekommen ist.... Niemanden oder dem Kaiser mußte ich ein Gedicht zuschreiben, dessen Inhalt uns so nahe angeht. Und diese Zuschrift soll zu denen seltenen gehören, welchen man ihr Lob glaubt. Was sage ich ihr Lob? Wenn der Geschichtschreiber, so lobt nicht er, sondern die That. Und ich darf That nennen, was beschlossen ist und bald geschehen wird. Der Kaiser liebt sein Vaterland und das will er auch durch Unterstützung der Wissenschaften zeigen. Nur dies darf ich sagen. Aber ich wage es noch hinzuzusetzen, daß Er die Werke, welchen Er Unsterblichkeit zutraut, bei den Bildnissen Derer, die sie geschrieben haben, aufbewahren wird.

Mit gleichen Gesinnungen schätzte Karl der Große die Wissenschaften ..... aber die Zeiten Karl's waren seiner nicht würdig. ..... Ob es unsere Joseph's waren, entscheiden erst die künftigen; aber wir dürfen doch, wie es mir vorkommt, gute Ahnungen von dieser Entscheidung haben.

Ich kenne keinen stärkeren Ausdruck der Verehrung, mit dem ich mich bei Ueberreichung dieses Gedichtes Ew. Kaiserl. Majestät nähern könnte, als daß ich meinem Vaterlande und Ew. Majestät Selbst zu dem, was Sie für die Wissenschaften thun wollen, Glück wünsche. Niemals bin ich stolzer auf mein Vaterland gewesen, als bei dieser Vorstellung. Und mich däucht, ich höre schon mit dem frohen Beifalle Aller, welche vom Werthe urtheilen können, die unentweihte Leier der Dichtkunst erschallen, und sehe die Geschichte aufstehen, sie den goldenen Griffel nehmen und sich dem dauernden Marmor nahen. Dieser ganze Erfolg wird desto gewisser sein, je gerechter es ist, Die, welche sich zudrängen, zu entfernen, und je edler, Die aufzusuchen, die unbekannt zu sein glauben. Diese wird die schönste Blume in dem Kranze Ew. Kaiserl. Majestät sein.....

Ich bin mit jeder Empfindung der Aufrichtigkeit und des Vergnügens, welche die freiste Verehrung hat

Ew. Kaiserlicher Majestät

Allerunterthänigster

Friedrich Gottlieb Klopstock."

Der Monat Juli war noch nicht verflossen, so erhielt Klopstock durch den kaiserl. Gesandten in Kopenhagen ein Dankschreiben des Kaisers, begleitet von einer goldenen, mit Brillanten besetzten Medaille mit dem Brustbilde Joseph's. Wenn auch das kaiserliche Dankschreiben des von dem Dichter eingesandten Planes nicht ausdrücklich gedachte, so war doch die Auszeichnung eine derartige, daß Klopstock und seine Freunde daraus Hoffnung schöpfen konnten. Mit Spannung sah man in Dichterkreisen der weiteren Entwicklung entgegen. Gleim konnte es nicht verschmerzen, daß der schöne Plan nicht unter dem Schutze des großen Friedrich zur Ausführung komme. So schrieb er an Lessing (9. März 1769): „Und wäre Alles wahr, so macht es, lieber Lessing, Ihrem Freunde, dem Grenadier nur halbe Freude, weil der Stifter nicht sein Friedrich ist. Ein wenig weiter wären wir gewiß, wenn anstatt des Lappländers Maupertuis ein Lessing Präsident einer deutschen Akademie in Berlin gewesen wäre." Gleichwohl bat sich Gleim für seinen Musentempel von Klopstock eine Copie des Porträts des Kaisers aus.

Der weltkluge Nicolai bespöttelte jedoch den Sanguinismus der Dichter. Lessing aber verwies ihm dieses. Man weiß, wie herb Lessings Urtheile über Berlin stets lauteten. Schon 1751 schreibt Lessing aus Berlin an seinen Vater (Lachm. B. 12, S. 19): „Die Zeitungen seien wegen der scharfen Censur so unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darin finden könne" und in einem Briefe an Gleim vom 1. Febr. 1765 (ebd. S. 177) nennt er Berlin sogar „eine verzweifelte Galeere." Er schrieb (Hamburg 25. August 1769): „Wien, mag es sein wie es will, der deutschen Literatur verspreche ich doch immer mehr Glück, als in Eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon (Mendelssohn's) in Wien confiscirt ist, so muß es blos geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst

sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht; und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land von Europa ist. Ein jeder thut indeß gut, den Ort, in welchem er sein muß, sich als den besten einzubilden; und der hingegen thut nicht gut, der ihm diese Einbildung benehmen will." [1])

Eine solche Zurechtweisung mußte sich Nicolai gefallen lassen, weil er es gewagt, an dem Ernst und der Aufrichtigkeit der Wiener Regierung zu zweifeln. Und Nicolai war nicht der einzige Zweifler in diesem Falle. Uz schreibt am 19. December 1769 an seinen Freund Grötzner: „Jüngst sagte man, Lessing würde nach Wien gerufen werden, wo der Kaiser eine Akademie der deutschen Sprache errichten wolle, deren Haupt Klopstock sein sollte. Ein süßer Traum, von dem ich nichts glaube." [2]) Ein Traum allerdings, das war es und nichts weiter; denn das Project kam nicht zu Stande. Im Jahre 1769 schrieb Klopstock an den Fürsten Kaunitz, daß er für sich nichts verlange und legte die Angelegenheiten der Wissenschaften und Kunst dem mächtigen Staatsmanne warm ans Herz. Umsonst. Klopstock hing an diesem Gebilde seiner Phantasie mit schwärmerischer Anhänglichkeit, er wollte sich, als die aufmunternden Nachrichten aus Wien ausblieben, es nicht gestehen, daß der Plan nicht verwirklicht werden sollte, und suchte lange sich selbst durch Gründe aller Art zu beruhigen. Joseph II. hatte am

[1]) Werke, Bd. XII, S. 233 ff.

[2]) Vergl. Henneberger: Briefe von Joh. Peter Uz. Leipzig, Brockhaus. 1866.

4. März 1769 eine Reise nach Italien unternommen und die Sache fallen gelassen. Im Januar 1770 brach der Dichter, der ohne Aufforderung nicht nach Wien reisen wollte, alle weiteren Unterhandlungen ab, ohne jedoch allen Hoffnungen auf die Zukunft zu entsagen. Aber auch in seiner letzten Erwartung sah er sich getäuscht, und voll Unmuth und Bitterkeit, nicht ohne merkbare Andeutung auf Joseph II. (1771), ruft er:

„Sein Name lebt, welche Thaten er auch gethan hat,
Hinsiechendes Leben einst, in des Ruhmvergeuders Buch, in dem eignen
Schmück' es der Griffel auch, deck' es ein goldener Schild und steh's
Im gemäldebehangenen Säulensaal, hinsiechendes Leben!"

„Denn betritt er nicht noch
Die Bahn des vaterländischen Mannes, so schweigt
Von ihm die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn." [1])

Anders Lessing. Er hatte einst durch Bode glänzende Anträge von Wien erhalten, als Dramaturg und Theaterdichter einzutreten, mit 3000 fl. Jahresgehalt, ohne sie anzunehmen [2]); denn seine Sehnsucht trieb ihn nach Italien. Bald darauf hatte Klopstock zu einem großen patriotischen Unternehmen gerufen und er nahm lebhaften Antheil und stimmte freudig zu.

„Das Rad ist lange gedrehet worden"; endlich wurde Lessing Bibliothekar in Wolfenbüttel. Er klagt nicht und jammert nicht über eine verlorene Pension; doch als persönliche Gründe es ihm später erwünscht scheinen lassen, strebt er eine Stellung in Wien an. Wie bekannt, führten auch die späteren Verhandlungen zu keinem Resultate. — — Inzwischen hatten die Klotz'schen Händel die gebildete Gesellschaft in Aufregung versetzt, und sie fanden auch in Oesterreich lebhafte Theilnahme und lang forttönenden Nachhall.

[1]) Die Roßtrappe, Ode, 1771.

[2]) Vergl. Werke, Bd. XII, S. 230, und Guhrauer: Aus Danzel's Papieren in Lessing-Biographie, Bd. II, S. 273.

IV.

Die Wiener Literaten und die Klotz'schen Händel.

Mit Recht sagt Guhrauer: „Die Klotz'schen Händel bilden einen der merkwürdigsten Vorgänge in der damaligen Literar- und Gelehrtengeschichte und lassen auf den Stand und die Entwicklung der deutschen Poesie und Literatur überraschende Streiflichter fallen. In Lessing's Leben ist sogar der Streit mit Klotz nicht ohne bedeutende Folgen, denn wir werden durch ihn und seine Wirkungen in die nächste und letzte Periode seines Lebens hinübergeleitet." Das ist gewiß sehr richtig und gestattet für unser Thema noch die specielle Ergänzung, daß durch diese Händel Lessing wiederholt auf die Wiener aufmerksam wurde, sie mehrfach in den Kreis seiner Betrachtungen zog und ihr Treiben oft zum Gegenstande seiner vertraulichen Correspondenz machte. Das Verhalten der Wiener in diesem Streite ist auch von Lessing nicht ignorirt worden — so weit er in der Entfernung es beurtheilen konnte, — und namentlich die Haltung Einzelner hat seinen gerechten Unwillen herausgefordert. Die Bedeutung des Gegenstandes allein rechtfertigt es demnach, darauf zurückzukommen, zumal, wenn man, wie ich so glücklich bin, in der Lage ist, ein neues Material, ein Zeugniß für die gegentheilige Stimmung einzelner aufgeklärter und unbefangener Wiener bieten zu können.

Es ist mir fürwahr nicht um „Rettungen" zu thun, und selbst ein meine schwache Kraft weit überragendes Talent würde nicht vermögen, in unserer Geschichte das Schwarze in helles Weiß zu

verwandeln — die Geschichte der neuesten Zeit würde jeden solchen Versuch als Lüge entlarven. Aber zu allen Zeiten gab es in Oesterreich nicht blos einzelne Männer, sondern ganze Gesellschaftskreise, die den widrigen Umständen zum Trotz an der geistigen Entwickelung Deutschlands regen Antheil nahmen und solchen kund gaben; die Zeugnisse dafür, namentlich dort, wo dieß in bestimmten Leistungen hervortritt — aufzusuchen, ist nicht etwa blos eine Ehrensache, sondern vielmehr eine Pflicht, die man der Wissenschaft zu leisten schuldig ist und die ihre Vertreter gewiß nur dankbar anerkennen.

Die meisten Darstellungen, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, schöpfen lediglich aus einer Quelle, aus dem Lessing'schen Briefwechsel. So gewichtig auch dieses Zeugniß ist, so muß doch zugestanden werden, daß es nur über einzelne wenige Persönlichkeiten, wie Sonnenfels und Gebler, Aufschlüsse gibt; voreilig indessen wäre es, wie aus der nachfolgenden Darstellung hervorgeht, zu glauben, daß mit Sonnenfels allein schon die Ansichten und Urtheile der Wiener erschöpft seien. Sonnenfels strebte nach einer Dictatur an dem Orte seines Wirkens, aber schon in früheren Jahren ließ sich erkennen, daß neben ihm auch andere Wortführer gehört wurden.

Der mächtige Aufschwung, den die deutsche Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts genommen, zeigte sich nicht blos in einer größeren Production von poetischen und prosaischen Werken, in der Pflege neuer Kunstgattungen, in der Uebertragung und Nachahmung fremder Autoren, sondern auch in dem Entstehen zahlreicher Wochenschriften, welche zumeist in Universitätsstädten erschienen und Lehrer und Studirende der Hochschulen zu ihren Mitarbeitern zählten. Es war immerhin ein bemerkenswerther Fortschritt, daß die hervorragenden Lehrer der hohen Schulen aus dem enggeschlossenen akademischen Kreise in das bewegte Leben tretend und in der Sprache des Volkes zu diesem redend, durch Kritiken in deutscher Sprache den Geschmack zu läutern suchten und in Zeitschriften Organe schufen, durch welche sie mit dem gebildeten Theile Volkes in Berührung kamen.

Die Göttingische gelehrte Zeitung, an der die besten Kräfte dieser Universität sich betheiligten, stand oben an; sie hat namentlich für die Verbreitung und Würdigung englischer Literatur unablässig und mit Erfolg gewirkt, ihre Urtheile waren belehrend und gerecht. Minder tüchtig war die Leipziger; denn Hofrath Bel, ein eifriger Gegner der Crusianischen Philosophie, war ein vielbeschäftigter Mann, der die Recensionen dem Professor Eck und einigen urtheilslosen Studenten überließ. Eck aber beurtheilte eine Menge Schriften ohne sie gelesen zu haben. Dagegen stand die Bibliothek unter Ernesti, ruhmwürdigen Angedenkens, ganz auf der Höhe der Zeit, und Weisse führte mit Geschick und Talent die schönen Geister in seiner „Bibliothek der schönen Wissenschaften". In Süddeutschland stand die Frankfurter gelehrte Zeitung in Ansehen, hoch oben im Norden die Königsberger. Die Erfurter und die Jenaische, wie die Erlanger hielten fleißig Umschau auf dem Gebiete der schönen Literatur, wenn auch nicht ohne Parteilichkeit und Privatabsichten, zumal seit dem Klotz'schen Kriege.

Die größte Bedeutung aber erlangte die „Allgemeine Bibliothek", welche der Berliner Nicolai herausgab. Unstreitig war dieses Unternehmen, welches der gewandte Buchhändler und Redacteur 1765 unmittelbar den „Literaturbriefen" folgen ließ, nach Anlage, Tendenz, Verbreitung, Haltung und Wahl der Mitarbeiter bei weitem das hervorragendste Organ. Ihr stellte Klotz in Halle, der bereits die Halle'sche gelehrte Zeitung und die lateinisch geschriebenen „Acta literaria" herausgab, die „Deutsche allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften" entgegen.

Auch in Oesterreich traten kurz nach dem siebenjährigen Kriege Zeitschriften ins Leben; aber diese Publicationen, deren schon gedacht wurde, waren einestheils in ihrem Urtheil noch unselbständig, anderentheils localer Natur und nur mit ihrem Publicum beschäftigt. Erst die „Oesterreichische Bibliothek" (1769) hat einen mehr allgemeinen und kritischen Charakter, und der Aufschwung der Wissenschaften durch Störk, Riegger, Martini, Hell, Wurz, Keller, Jacquin u. A. in Oesterreich selbst bringt Organe hervor, welche sich an die gelehrte Welt wenden, so Sattler's „Philosophische Bibliothek" (1771), „Oesterreichische gelehrte Anzeigen" (seit 1771)

u. a., neben denen allerdings die für das größere Publicum berechneten Zeitschriften sich behaupten und selbst territoriale Eroberungen machen. Kleine Städte, wie Linz und Preßburg, haben beispielsweise ihre Wochenschriften mit schöngeistigem Inhalte. An den Hauptpuncten der Wissenschaft aber bestehen gelehrte Zeitschriften, und sie tragen wirklich, getreu ihren „ausländischen" Vorbildern, alle Fehler derselben an sich. Ein Beispiel von der „gelehrten Kritik" mag dies erläutern.

Prag hatte seit 1771 seine „Gelehrten Nachrichten". Sie wirkten vielfach anregend und nützlich. Tüchtige Gelehrte führten darin das Wort, und sie wendeten sich mit Erfolg an das große Publicum. Aber auch sie verfielen in den Fehler der Parteilichkeit, sobald sie hervorragende vaterländische Werke besprachen. Wenn sie z. B. bei einer Recension eines Vortrages von Sonnenfels über die „Urbanität der Künstler" diesen Schriftsteller den „Classiker des Jahrhunderts" nennen, zu einer Zeit, wo Lessing mit seinen Leistungen den Höhepunct bereits erstiegen und Wieland die ersten Proben seines herrlichen Talentes geliefert hatte — berührt das nur höchst komisch; eben so wie wenn Sonnenfels' Abhandlung über die „Vaterlandsliebe" hoch über Abbt's „Tod fürs Vaterland", ein Muster deutscher Prosa, gesetzt wird. Indeß, es zeigte sich doch in Oesterreich lebhafte Antheilnahme an allen Vorgängen in der Gelehrtenrepublik, und so konnte auch ein so merkwürdiger Kampf, wie der Lessing's gegen Klotz und der Krieg der beiden Bibliotheken, nicht vorübergehen, ohne das lebhafteste Interesse zu erwecken.

Christian Adolph Klotz, geb. 1738 in Sachsen, war mit vierundzwanzig Jahren Professor in Göttingen, mit siebenundzwanzig als Professor der Eloquenz nach Halle a. d. Saale berufen, bald durch ansehnliche Besoldung und den Titel eines geheimen Raths ausgezeichnet. Er galt für einen trefflichen Philologen, geschmackvollen Stylisten, hervorragenden Alterthumskenner. Eine Ausgabe des Tyrtäus, lateinische Briefe über Homer, in welchen sich sein Sinn für Auffassung der Antike vielversprechend ankündigte, verschafften ihm den Ruf ausgebreiteter Gelehrsamkeit und tiefer Gründlichkeit. Gleim nannte ihn „seinen großen und gelehrten Klotz", Wieland zählte ihn zu den „Zierden der Nation", Herder

zollte ihm anfangs die aufrichtigste Bewunderung [1]). Nur Einer unter Allen blieb dem Götzendienste fern, und das war — der Verfasser des Laokoon, Lessing, an dessen Beifall Klotz so viel gelegen war. Verblendet durch das Lob seiner Freunde führte Klotz mit maßloser Keckheit ein absolutes kritisches Regiment, und einige tadelnde Bemerkungen in Nicolai's Bibliothek genügten, um den hochmüthigen Prahler in wildes Toben zu bringen. Er schmähte in seiner neu gegründeten Bibliothek Ramler, Gerstenberg und Klopstock und richtete auch manchen hämischen Tadel gegen Lessing in Bezug auf dessen Hamburger dramaturgische Thätigkeit. 1768 aus Hamburg von seinem ästhetischen Feldzuge nach Leipzig zurückgekehrt, lernte Lessing Klotz' Schrift „von den geschliffenen Steinen" kennen, worin der Prahlhans sich herausgenommen, Lessing an drei Stellen zu verbessern und über Dinge zu sprechen, von denen er kein Verständniß hatte. Lessing griff zum Schwerte und vernichtete diese „elendeste und unverschämteste Compilation aus Winckelmann und Lippert", an der die Klotz'sche Zuthat das „Jämmerlichste" war. Er hatte lange gewartet, ob sich niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philister machen wolle. Endlich konnte er den dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein paar Steine aus seiner Tasche an den Kopf zu werfen [2]). Er statuirte in den „antiquarischen Briefen" an Klotz ein Exempel und schickte ihn zu jenen Schatten in das Reich der traurigen Berühmtheit, wohin er in dem „Vademecum" dem Pastor Lange den Geleitsbrief gegeben.

Doch die Wirkung trat nicht sofort ein; niemand wagte es vorerst, auf Lessing's Seite zu treten; Herder war der Einzige, der den Zorn der zahlreichen „Spießgesellen" des Halle'schen Dictators hervorrief; weder Gleim, noch Weisse, noch Flögel oder sonst Einer. Klotz setzte aber auch alle Kräfte, die ihm zu Gebote standen, für sich in Bewegung und wandte sich auch an seine Wiener Freunde.

Freundschaft! — heute nennen wir es Cameraderie — das war das Losungswort Klotz' und seiner Anhänger, und der Geist

[1]) Hansen, Leben und Charakter Klotz'. — Murr, Klotzens Denkmal.

[2]) Lessing an Reiske, Werke, Bd. XII, S. 222

jener literarischen Sippe kann kaum besser gekennzeichnet werden, als durch einen Brief Zachariä's an Klotz, worin es heißt: „Was sind zwanzig Kunstrichter, wären es auch lauter Lessinge, Mendelssohne, Weisse, gegen einen einzigen Freund!" Das waren die Worte eines wahrhaft verdienstvollen Schriftstellers und eines der besten aus der Klotz'schen Schaar. Der Geheimrath verstand das nur zu sehr; Freunde suchte er, und als er sie im nördlichen Deutschland nicht mehr fand, als sein Ansehen gesunken war und er in seiner Nähe keine Freunde mehr sah, da suchte er sie im fernen Osten, wo man von dem kritischen Kampfplatze entfernt war. So schrieb er an Mastalier in Wien, der sich von ihm fern gehalten, in zärtlichster, überschwänglicher Weise, so näherte er sich Denis, und suchte das Wohlwollen dieser Männer, welche damals Ruf genossen, zu gewinnen. Er veröffentlicht ihre Oden in seiner „Deutschen Bibliothek", preist dieselben über alle Maßen an; dann aber wendet er sich um Gunst werbend persönlich an die Wiener Dichter. So schreibt er an Mastalier aus Halle am 18. November 1769:

„Nicht genug ist es, daß Wien an einem Denis einen Barden hat, dessen Gesänge die Spree und Elbe der Donau beneidet. Auch Sie, mein werthester Herr, singen Ihrem großen Fürsten ein Lied, auf welches ganz Deutschland aufmerksam ist. Ich habe es gelesen, mit Enthusiasmus gelesen, und eine Wirkung von dieser Wärme ist die Freiheit, die ich mir nehme, Ihnen, mein Herr, meine große Verehrung zu bezeugen und meine Empfindung zu gestehen." Klotz befürchtet, daß ihn Mastalier vielleicht nur aus den Schriften seiner „unartigen Gegner" kenne und doch wünschte er, Mastalier fühle „mehr als Gewogenheit" gegen ihn. Mastalier schrieb, artig nach gewohnter Weise (im Ganzen bis zum März 1770 zwei Briefe), während Klotz inzwischen das Gedicht auf den Kaiser in der Bibliothek abdruckte, dasselbe in der Halle'schen gelehrten Zeitung anpries und die Lectiones Venusinas (welche er in jener Zeit drucken ließ und worin er das bekannte System des P. Harduin, die Geschichte zu fälschen, geißelt) dazu benutzte, um die classische Stelle anzubringen: „Totum ordinem, raris quoque virtutibus et ornamentis venerabilem atque etiam nunc, praeter alios, Denisium et Mastalierum, egregia literarum decora sinu suo complectentem,

non audeo accusare." In demselben Briefe, in welchem Klotz alle Anpreisungen aufzählt, welche er dem Mastalier'schen Producte zu Theil werden ließ, „gießt er die Empfindung des Kummers über den Mangel an Freundschaft in den freundschaftlichen Busen des Freundes aus und will sie in demselben verwahrt haben". Es scheint jedoch, als ob Klotz mehr wollte als dies. Er wollte unzweifelhaft, daß Denis und Mastalier kraft des Ansehens, das diese beiden Geistlichen im ganzen Deutschland genossen, sich offen für ihn erklärten. Aber auch in Wien hatte Klotz sein Ansehen eingebüßt und er bedauert gegen Mastalier „die dortigen Streitigkeiten, wodurch das gute Genie niedergeschlagen und abgeschreckt wird" [1]. In aufdringlicher Weise erbietet er sich, die Halle'sche gelehrte Zeitung sammt ihren früheren Jahrgängen zu senden und die Continuation auf eigene Kosten zu besorgen, beruft sich auf einen Grafen aus der österreichischen Armee, der ihm „das Feuer bezeugen könne, mit welchem er von Mastalier gesprochen" und dergleichen mehr. Der Wiener Dichter erklärte, er wolle „diese Wärme der Freundschaft und Liebe als ungeheuchelt annehmen". Es hatten indeß auch die Wiener Literaten entschieden für Lessing gegen Klotz Partei genommen. Denis, der kurz zuvor von Klotz um des Ossian willen gar sehr gerühmt worden, fand es nöthig, diesem zu versichern, daß die Angriffe nicht von seinen und Sonnenfels' Freunden herrührten. „Ich muß Sie bitten, ja nicht zu denken, daß jemand von unseren Freunden an der Schrift Theil habe, die sich die Bibliothek der österreichischen Literatur nennt und dieser Tage bis auf den dritten Band angewachsen ist." (December 1769.) Die „Dreistigkeit" thut dem milden Priester weh, mit welcher der Verfasser über Klotz herfährt.

[1]) Schon 1766 erschien in Wien eine Schrift gegen seine Kritik, also lange vor Ausbruch des Kampfes. Sie hatte einen Professor der Universität zum Verfasser und den Anlaß bot die confessionell beschränkte Art, in welcher Klotz alle aus katholischen Ländern kommenden Schriften beurtheilte. Man vergleiche die Halle'sche gelehrte Zeitung, 6. Stück vom 16. Januar 1766. Daß Klemm, Heufeld, Fidler u. A. Grund hatten, gegen ihn persönlich eingenommen zu sein, geht aus dem vorigen Capitel klar hervor.

„Ich weiß nicht, was Sie ihm gethan haben mögen, daß er sich an Ihnen auf das gesuchteste zu reiben pflegt. Beinahe sollte er mir meine Friedensliebe aus dem Herzen heraus bringen. Allein es wird besser sein, ihn der untrüglichsten Schriftenrichterin, der Zeit, zu überlassen."

Es ist schon hervorgehoben worden, daß unter allen Wiener Schriftstellern Sonnenfels die innigste Verbindung mit Klotz hatte. Beim Ausbruche des Kampfes zwischen Lessing und Klotz war Sonnenfels in allerlei Fehden verwickelt; neben seinem Lehramte beschäftigten ihn jener Zeit juristische, politische, theatralische Fragen, Abschaffung der Tortur und der Todesstrafe, wie der Kirchenbuße für gefallene Mädchen und dergleichen mehr. Zugleich arbeitete er an der Fortsetzung seines cameralistischen Werkes, ließ gleichzeitig bei Hilscher in Leipzig eine Abhandlung über „die Theuerung in großen Städten" drucken, eine andere Schrift „über die Physiognomie" war unter der Feder. Konnte da von einer Aufmerksamkeit für Untersuchungen „über geschnittene Steine" bei ihm die Rede sein? Dazu mangelte es ihm, der eine moderne Bildung besaß, an philologischen und antiquarischen Kenntnissen. Spärlich dringen überdies die Nachrichten von dem Schauplatze des gelehrten Krieges nach Wien, Monate lang lagen die von dorther einlangenden Schriften auf dem Revisionsamte: erst eine in jenen Tagen erschienene Hofresolution, laut welcher man zu Gunsten der Gelehrten, „welche jetzt so ziemlich Alles in die Hände bekamen", bei Auslieferung der Bücher eine Unterscheidung machen solle, ermöglichte es, daß die Wiener Gelehrten fortan genauer von den Vorgängen im „Auslande" unterrichtet wurden [1]). So war der Streit längst

[1]) Ich gebe dieß nach einem Briefe Sonnenfels' an Klotz wieder, kann aber dabei folgende Bemerkung nicht unterdrücken. Das Wiener Diarium bringt 1769—70 fast in jeder Nummer ein Inserat von dem Buchhändler Trattner, in welchem er Lessing's antiquarische Briefe um den Preis von 1 Fl. 15 Kr. zum Verkaufe anbietet. Ja, das Interesse scheint so lebhaft für diesen Gegenstand gewesen zu sein, daß Trattner wiederholt das Eintreffen der Lessing'schen Streitschrift ankündigt. Desgleichen finde ich angekündigt:

Raspe (R. E.), Anmerkungen über die neueste Schrift des Herrn

entbrannt, auch Nicolai's Freunde waren bereits gegen Klotz in die Schranken getreten, als man in Wien auf diese Fehde aufmerksam wurde. Die Männer der österreichischen Literatur-Bibliothek, unter denen sich manche befanden, denen Klotz vielfach zugesetzt hatte, waren von Anfang gegen den Halle'schen Professor, der sie freilich nicht beachtete und desto sorgsamer sich um Sonnenfels' Freundschaft bemühte. Sonnenfels' Freundschaft mit Klotz war dazumal in vollster Blüthe; auch Riedel, der Hauptkämpfer auf Klotz'scher Seite, gehörte seit lange zu seinen intimsten Verbindungen. Dieser hatte von jeher nur Lob für Sonnenfels' Arbeiten; er ließ dessen Porträt stechen, um es dem ersten Bande eines Jahrganges seiner Zeitschrift vorzusetzen. In diesen ungetrübten freundschaftlichen Austausch fiel die Nachricht, daß Lessing dem Ansehen Klotz' einen tödtlichen Schlag versetzt habe. Sonnenfels schreibt an Klotz:

„Man hat mir von Prag ihre Streitschriften gegen Lessing zugesendet, sie sind noch in der Revision, ich weiß etwas von dem Unterschiede Ihrer Meinungen, der auch von Weisse in seiner Bibliothek angemerkt worden, aber wer hätte glauben sollen, daß es zu einem öffentlichen Bruche kommen sollte? Ich weiß nicht, mit welchen Waffen von beiden Seiten gekämpft wird; Ansehen, Geist und Feuer ist auf beiden Seiten. Sollte man nicht von Lessing, dessen Hitze bekannt ist, sagen: „Multa quidem nobis facimus saepe mala poetae".

So wenig tief auch Sonnenfels die Streitfrage erfaßt zu haben scheint, so sehr eigener Vortheil und persönliche Dankbarkeit ihn an Klotz fesseln mochten, so wenig Zuversicht in den Sieg seines Freundes verräth er, wenn er unter dem 24. Juli 1769 an Klotz schreibt:

„Die meisten dieser Schandblätter habe ich gesehen, bis auf die Anekdoten und moralischen Beiträge. Sie schänden nur ihre Verfasser. So viele unartige Begegnungen Derjenigen, die Sie zu

geh. Rathes Klotz vom Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke. (10 Kr.)

Lessing: Wie die Alten den Tod gebildet. (1770. 1 Fl. 15 Kr.)

Herder: Kritische Wälder. 1. und 2. Wäldchen an Herrn Lessing's Laokoon gewidmet.

einer anderen Zeit bis in den Himmel erhoben hatten und nun gegen Sie die unanständigsten Pasquille verbreiten." Es scheint aber, als habe Sonnenfels ein heimliches Bangen um den armen Klotz. „Ich wünschte, Riedel hätte für Sie auch keinen Turnierkampf angesagt, so wäre die Sache von selbst gefallen. Zwar Ihrem Ruhme kann es keinen Nachtheil bringen, er ist bei der Welt durch unauslöschbare Verdienste gegründet; aber es ist eine Schande für unsere Zeiten, daß schon seit geraumer Zeit nichts als Schmähschriften gegen den verdientesten Mann erscheinen, und die Hitze Ihrer Freunde dient nur dazu, einen Streit länger zu unterhalten, der sehr ungleich ist. Sie haben einen Ruhm zu verlieren, und das haben Ihre Gegner nicht. Lessing allein ist der Mann, der um die Literatur verdient ist, aber Lessing hat vielleicht nicht den Ruhm, der noch wesentlicher ist, den Ruhm eines so guten Mannes." Aber als ob Sonnenfels sich auf einer Unwahrheit ertappt hätte, setzt er gleich vorsichtig hinzu: „Dieses Wort sei unter uns beiden auf wechselseitige Ehre verschlossen, ein Zeichen meines Zutrauens gegen Sie, und in eben demselben Zutrauen fahre ich fort Sie zu bitten: Lassen Sie Ihren Mitarbeitern an der Bibliothek alle kleinen und oft sehr herbeigezogenen Anspielungen auf Herder und Lessing nicht angehen. Solche Sticheleien entscheiden nichts, aber sie entscheiden den Argwohn der Parteilichkeit und machen die gegründetsten Urtheile verdächtig. Ihre Freunde müssen das Herz haben, durch edlere Beweise der Welt zu zeigen, daß sie Ihre Freunde sind! Und Sie, mein Freund, widerlegen alle Verleumdungen am kräftigsten — wenn Sie fortfahren, durch ewige Schriften die Welt aufzuklären." Die Artigkeiten und Complimente abgerechnet, beklagt Sonnenfels Klotz um seiner falschen Freunde willen, räth ihm zur Mäßigung, erkennt die Bedeutung des Gegners an, und hält es endlich für das einzig Vernünftige, diesen durch wirklich gute Leistungen zum Schweigen zu bringen. Aehnliches empfand Weisse, der an Klotz schreibt: „Ihre Fehde mit Lessing thut mir weh. Schöne Geister sollte das Band der Liebe und Eintracht verbinden, und wann hat je die Wahrheit bei dieser Art zu kämpfen gewonnen? beide Theile reiben sich auf, und am Ende geht es wie im letzten Kriege."

Aus all' dem hat Klotz aber nur das für ihn Schmeichelhafte in Erinnerung behalten und kündigt dem Wiener Freunde an, daß er ihm die zweite Auflage seiner „geschnittenen Steine" zueignen werde. Sonnenfels dankt gerührt, nicht ohne zu verrathen, daß ihm an dem Beifall der Lessing'schen Partei mehr als an dem der gefallenen Größe von Halle a. d. S. gelegen sei. Schon daß Weisse in der Leipziger Bibliothek seine Schriften nicht mehr erwähnt und mit dem Lobe über seine Wochenblätter zurückhält, das doch sonst, vor Ausbruch des Lessing-Klotz'schen Streites, so reichlich floß, verletzte ihn. „Weisse hat mir unlängst geschrieben und mich versichert, ich gehörte unter die classischen prosaischen Schriftsteller Deutschlands, meine Dramaturgie wäre gewissermaßen nutzbarer, als die Lessing'sche; aber es scheint, er hat nicht das Herz, so etwas von mir vor aller Welt zu sagen," und unvermerkt läßt er in demselben Schreiben an Klotz die besorgnißvolle Aeußerung fallen, ob ihn die allgemeine Bibliothek Nicolai's „mit Ehren durchkommen lasse". Für einen aufrichtigen Anhänger Klotz' durfte ein kräftiger Schimpf aus Nicolai's Munde nichts anderes als Seelenfreude sein.

Ja, noch mehr, als Klotz von der Mitwelt gerichtet ist, liegt Sonnenfels daran, „den Eindruck, welchen Nicolai's hämische Nachricht in Deutschland machen dürfte, etwas und zwar bald entgegen zu setzen", und er wählt dazu Nicolai's Zeitschrift, nicht etwa die Halle'sche Bibliothek, wofür er gegen Klotz einige Entschuldigungen anführt.

So ist Sonnenfels' Verhältniß zu Klotz übereinstimmend mit jenem, welches zwischen Weisse, Abbt, Gleim, Jacobi, Zachariä, Lavater u. A. und dem Halle'schen Professor und Geheimrath bestand, anfangs bewunderungsvolle Verehrung, der später Erkaltung der Beziehungen folgt.

Lessing's scharfer Ton wurde übrigens damals überall getadelt, Klotz nirgend, außer von Nicolai und Raspe, verurtheilt. Goethe selbst bedauerte, daß mit Lessing's Controversen „die schöne Zeit der deutschen Literatur, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, ihrem Ende zugeführt wurde".

Es war Klotz, auch wenn er es sonst vermocht hätte, vom Schicksal nicht vergönnt, wie ihm Sonnenfels gerathen, seinen Gegner

durch eine treffliche Schrift zu widerlegen. Er starb im Alter von zweiunddreißig Jahren, ein Opfer dieses literarischen Kampfes, Ende 1771 [1]). Sein früher Tod erregte Theilnahme, er machte Lessing „ernsthafter, als er es gedacht hätte", und nachdem die antiquarischen Briefe und die Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, den Hauptschreier wie zwei Bären zerrissen hatten — Herder's Ausspruch — hielt Lessing mit dem schon vorbereiteten letzten Angriff inne, welcher Klotz als gemeinen Plagiator entlarvt hätte.

Noch bei Lebzeiten Klotz', 1771, erschien in Wien eine Schrift: „Geheimnisse der deutschen Kunstrichter", welche in Form von Briefen, die zwischen einem Berliner und einem Leipziger Professor gewechselt werden, Klotz in directer Weise angriff. Man kann heute noch bedauern, daß dieselbe Lessing nicht bekannt geworden. Klotz wird gleich in dem Motto der Schrift dem Leser mit den Worten vorgeführt:

„Von mir hängt es blos ab, was ich erheben will;
Scribenten, merkt euch dies und schweiget vor mir still!"

Der Verfasser der „Geheimnisse" sagt offen: „Was ist die ‚Deutsche Bibliothek' anders, als ein seltsames Gemisch von Lobeserhebungen, die sich die Verfasser wegen ihrer Schriften selbst machen. Ein guter Freund lobt den anderen, und oft in solchem hohen Tone, daß ein unparteiischer Leser nicht weiß, was er denken soll. Ich darf keine Beispiele anführen, das ganze Buch ist voll davon. Und der Tadel?" Klotz habe sich einen „elenden Ruhm" als Tadler erworben. „Er hat Herrn Ramler und Herrn Lessing, besonders aber Letzteren, entsetzlich gemißhandelt, und zwar in einem Tone, der ins niederträchtige fällt und blos zu erkennen giebt, daß die Herren Bibliothekschreiber ganz allein große Männer sein und über das gute deutsche Publicum allein richten wollen! Doch das behüte Gott!"

„Dieses Treiben fällt jedem billig denkenden Leser desto lächerlicher in die Augen, wenn er erwägt und mit der ganzen Welt überzeugt ist, was für echte Verdienste Herr Lessing besitzt. Herr Klotz wagt sich an Alles und selbst an Dinge, wo es ihm keine

[1]) Stahr gibt irrthümlich 1772 an.

Schande ist, sie nicht zu wissen. Wenn er nun hierbei durch Herrn Lessing als einen Kenner von seinem Irrthume überführt wird, es mag auch so glimpflich geschehen, als es immer will — so heißt dieses die Ehre des hohen Klotz-Tribunals verletzen; es kann nicht fehlen, es muß ein Krieg, ein fürchterlicher gelehrter Krieg entstehen." Klotz aber, meint unser Autor, kann Lessing's Ruhm nicht tödten und sucht ihn daher „durch grobe Satyre zu beschimpfen, und glaubt er ihm die empfindlichsten Streiche versetzt zu haben — zuckt ganz Deutschland darüber die Achsel."

„Klotz behauptet Dinge, die so unerhört als lächerlich sind, und sein Ansehen muß darum abnehmen." Der Verfasser gedenkt nun der „Briefe, die neueste Literatur betreffend", an welcher Publication Lessing sich in hervorragender Weise betheiligt hatte, so daß die ersten sechs Theile fast ausschließlich von ihm herrührten, und über diese, von welchen Herder mit Recht sagt, daß sie die Quellen des guten Geschmacks öffneten, und von welchen wir den Anfang der neueren deutschen Literatur mit mehr Recht als von Klopstock's Messias herleiten, urtheilt unser Autor, daß dieses kritische Werk „unstreitig die größten Verdienste habe und noch nie eine deutsche erschienen von so vieler Einsicht und feiner Beurtheilungskraft", als die Arbeit Lessing's. „Wer dieses Werk liest, der erlangt eine vollkommene Idee von der neuesten Literatur in Deutschland. Man entdeckt an den meisten Recensionen wahre Kenntnisse, und die vortreffliche Sprache reißt uns gänzlich zu der Partei des Kunstrichters mit über. Wir glauben ihm, und vielleicht glauben wir dem losen Spötter zu sehr." Daß in Wien ein wahrer Ekel vor Klotz' und seiner Gesellen Treiben herrschte, geht aus manchem Zeugniß der Wiener Zeitgenossen hervor. Man wendete sich mit Unwillen davon ab, und unser Autor giebt dieser Stimmung vollen Ausdruck, wenn er sagt: „Ich weise alle diese Schriftsteller bei Seite, kehre den Blick ganz von ihnen ab, von diesen fürchterlichen Leuten, die so sehr verschieden in ihren Meinungen, so verkehrt, so wider einander aufgebracht, so abscheulich sind. Ich will für mich selbst lesen und prüfen, dem Getöse von ferne zusehen, und die vortrefflichen Genies, einen Haller, Hagedorn, Gellert, Uz,

Lessing, Gleim, Ramler, Klopstock, Wieland, bewundern. Mit diesen aber wollen wir es stets halten." —

Kaum war Klotz gestorben, traten 1772 „Die Briefe deutscher Gelehrter" an die Oeffentlichkeit, zum nicht geringen Aerger der Betheiligten. Eine große Anzahl darin rührt von Wienern her. Sie machten in Wien jener Zeit ein gewaltiges Aufsehen, „so daß," berichtet ein Zeitgenosse, Joh. Tobias Sattler, „sie von jedermann, es sei nun aus Neugierde oder aus anderen Ursachen, gelesen wurden."

Bis in die Hofkreise verpflanzte sich die Aufregung über diese Briefe, welche die Witwe Klotz aus Geldgier, wie man annahm, durch J. J. A. v. Hagen herausgeben ließ. Hohe Persönlichkeiten, wie Staatsrath Gebler, waren durch diese Indiscretion gewaltig beunruhigt; man war nahe daran, ein Verbot gegen die Briefe zu erlassen, aber dies, sah man ein, hätte das Aufsehen noch vermehrt, abgesehen davon, daß es dafür auch zu spät gewesen wäre, denn sie befanden sich schon in Aller Händen. Murr's Denkmal Klotz', Hansen's Biographie [1]), hatten das Interesse schon lebhaft angeregt; nun steigerten die Briefe dasselbe zu noch höherem Grade. Jetzt erst warfen sich die Wiener Literaten noch mehr auf den todten Klotz, und in vielfacher Weise wurde sein Treiben gegeißelt. Mit einem Male traten

„Beiträge zur geheimen Geschichte der Kritik"

(8. 57 S.) hervor. In 23 Briefen zweier Gelehrter wird uns ein anziehendes Bild von dem Treiben der literarischen Coterie entworfen und die Helden der gelehrten Kritik werden darin ergötzlich parodirt. Die Beiträge sind bestimmt, dem großen Publicum einen Einblick in das Wesen dessen zu geben, was damals sich unter dem Namen Kritik anmaßte, die Gebildeten über den Werth geistiger Producte aufzuklären. Was diese Briefe auszeichnet, ist, daß sie mit einer geringen und maßvollen Uebertreibung die Wohldienerei und Unlauterkeit der Recensenten geißeln und daß sie so glücklich der Wahrheit nahe kommen, daß man sie füglich auch einer wahren

[1]) Vergl. Goethe's Recension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, 1772.

Correspondenz substituiren könnte. Stücke, wie „Antwort nach einer gnädigen Recension", oder „Schreiben eines von einem Kunstrichter übel behandelten Schriftstellers an einen Kunstrichter, der mit ihm in engerem Verständniß lebt," sind eben so treffend in der Auffassung der herrschenden Zustände, als ergötzlich in der Ausführung. Die eingeschobenen „Kritischen Befehle des Herrn — an seine Recensenten" könnten wortgetreu von Klotz dictirt worden sein. Gegen diesen Halle'schen Meister kehrt sich auch der Stachel der Satyre, die an Treue, was das geschilderte Unwesen betrifft, mit der Wahrheit einer geschichtlichen Darstellung wetteifert.

Ernsthafter und bedeutender ist eine umfangreiche Schrift: „Bemerkungen über die neue deutsche Kritik" aus dem Jahre 1773, im März 1774 erschienen (sie lag, nach Versicherung des Autors, schon ein Jahr zuvor druckfertig)[1]. Sie verbreitet sich eingehend über die deutsche literarische Kritik und ist ein werthvolles Zeugniß für die Theilnahme der Wiener gebildeten Gesellschaft an dem berühmten Streite. Bei ihrer Gründlichkeit und bei dem Umstande, daß ihrer in keinem Werke bisher Erwähnung geschah, woran die Seltenheit ihres Vorkommens vielleicht die einzige Schuld trägt, mag eine Analyse derselben an dieser Stelle doppelt willkommen sein.

Ein symbolisches Buch für die Kritik ist so unmöglich als ein symbolisches Buch für die Philosophie. Der Subjectivität bleibt der größte Spielraum zur Aeußerung gerade in der Kritik. Die drei Hauptempfindungen des Menschen, die Empfindung des Wahren, des Rechtes und des Schönen, sind zu verschieden, als daß man je hoffen könnte, für die Kritik zu bieten, was die Grammatik für die Sprache ist. Es wird nun untersucht, wer das Recht habe, einen Autor zu beurtheilen. Die Gelehrten bilden einen Staat, aber

[1]) Ich habe in keiner Bibliothek ein Exemplar dieser Schrift gefunden. In der kostbaren Sammlung des Hrn. Haidinger, der sie mir zur Benutzung bereitwillig überließ, trat sie mir zum erstenmal entgegen, und ich glaube den Literarhistorikern mit dem Hinweise auf dieselbe einen Dienst zu erweisen: Joh. Tobias Sattler, Bemerkungen über die neue deutsche Kritik bei Gelegenheit der Klotz'schen Briefe. 1. Theil. Wien, in der v. Ghelen'schen Buchhandlung. 1774.

weder Monarchie, noch Aristokratie, auch nicht Demokratie ist die anerkannte Regierungsform in diesem Gemeinwesen; auch nicht die letztere, wie Wieland in der Vorrede zu seinem Mercur glauben machen will, dessen Aufforderung zur Rückkehr in die aristokratische Verfassung unser Autor entgegentritt. „Undique clamor, undique concursus" ruft er aus im Hinblick auf die Recensirungs-Machinationen. Als allbekannte Beispiele führt er nun den Krieg der deutschen Bibliothek des Geheimen Raths Klotz mit der allgemeinen Bibliothek Nicolai's an. Ihre Hauptmitarbeiter, Schmid in Gießen und Flögel auf der einen, Moses und Ramler auf der anderen Seite — sind parteiisch. Der parteiischeste Kritiker war Klotz, wenn er seine Freunde recensirte; seinem Herzen kann dies vielleicht Ehre machen, so wie es ihm als Kritikus keine macht — aber eben so parteiisch war Klotz, wenn er wider seine Feinde zu Felde zog. Manchem war er blos deßhalb feind, weil er ein Freund dessen war, den er für seinen Feind ansah. Solche Verbindungen, solche freundschaftliche und widrige Verhältnisse muß man kennen, sonst wird man sich oft über ein kritisches Phänomen wundern, das doch im Grunde so natürliche Ursachen hatte, als irgend eine Begebenheit in der Natur. Nicht stets sind in der Atmosphäre die zu einem Donnerwetter nöthigen Ursachen vorhanden, oft donnert der Kritiker nur alsdann, wenn die Atmosphäre seines Verstandes mit Zorn, Feindschaft, Neid oder Unwillen angefüllt ist.

Unser Autor exemplificirt sein Urtheil durch das Verhältniß Jacobi's zu dem Halle'schen Dictator und führt mit den Briefen des Ersteren, welche mit den schon erwähnten Briefen anderer deutscher Gelehrter durch die Indiscretion Hagen's an die Oeffentlichkeit traten, den kräftigsten Streich gegen Jacobi's Rechtfertigungsschrift (Halberstadt 1772).

Stellt er Klotz als Director einer „Recensionsfabrik" hin, so entlastet er ihn auf der anderen Seite wiederum gerechterweise dadurch, daß er ihn als von seinen entfernten Correspondenten irregeführt betrachtet. Diesen Mitarbeitern mißt er eben so viel Schuld bei als dem Director der „Fabrik"; denn schmeichlerisch und charakterlos opferten sie ihrem Herrn und Meister zu Gefallen die Wahrheit. In treffender Parallele stellt er Klotz mit Gottsched zu-

sammen, der ebenfalls durch blinde Verehrung zu „Schwachheiten“ verführt ward, die ihm dann seinen wohlverdienten Ruhm kosteten, und „jeder Ort kann seine Gottschede bekommen, wenn nur gewisse Umstände zusammentreffen.“

Geschickt enthüllt der Autor das Treiben solcher Art, wenn er sagt: „Ein schmeichelhafter und demüthiger Brief, ein schönes Exemplar noch dazu, was für Wirkung können solche Kleinigkeiten thun, die für den eitlen und zuweilen interessirten Recensenten nichts weniger als Kleinigkeiten sind? Der Autor hintergeht den Recensenten und der Recensent das Publicum. Beide lachen oft im Herzen darüber. Unterdessen wird die Recension an vielen Orten in der größten Entfernung gelesen. Wer im Gegentheile bei einem solchen Kritiker seine Schuldigkeit nicht beobachtet, dessen Schrift wird entweder gar mit Stillschweigen übergangen und wird Maculatur, oder er wird zur Strafe nachdrücklich getadelt, damit er zur Erkenntniß der Wahrheit komme und ein ander Mal seine Pflicht erfülle.

Wohl dem, der die Staatskunst der Kritiker kennt; wehe dem, der sie nicht weiß, oder wenn er sie weiß, nicht danach handelt! Wohl giebt es Autoren, welche sie so gut verstehen, daß sie mit Kunstrichtern, welche in einem größeren Krieg mit einander verwickelt sind, als die Russen mit den Türken, gute Freunde sind, also von den entgegengesetzten Parteien gelobt werden, aber die Neutralität ist nur bisweilen nützlich.“ Der Autor glaubt nicht erst Namen nennen zu dürfen, wenn er sagt, „daß mancher Gelehrte all' sein bischen Ruhm der lieben Kritik zu verdanken habe, daß aber auch dieser unsichere Ruhm durch gelehrte Verräthereien, oder andere Umstände wieder abgenommen, und endlich gar verschwunden sei“ und es sei so zu sagen ein Trost, daß man sich sagen könne:

„Et redit ad nihilum, quod fuit ante nihil.“

Der Verfasser hält es aber mit Racine, dessen Ausspruch über zeitgenössische Kritik er als Motto seiner Arbeit voranstellt: „Le bon or sera jamais negligé, et l'or faux n'éblouira qu'un moment.“

„Bisweilen“, fährt Sattler in seiner Schilderung fort, „beurtheilt sich der Autor selbst — ich weiß Fälle, wo sich Autoren

selbst gelobt, aber auch Fälle, wo sich Autoren, um nicht erkannt zu werden, selbst getadelt haben." Den Unfug Klotz', das nämliche Buch zwei Mal, in einem Journal lobend, in einem andern tadelnd, zu beurtheilen, beleuchtet er durch Beispiele aus Hausen's Klotz-Biographie. Er verurtheilt „die Sprache der stärksten Leidenschaft", welcher sich Klotz in dem berühmten Kriege der beiden Bibliotheken gegen Nicolai bediente, und findet, daß Nicolai in dieser Richtung nie so sehr gesündigt hat als Klotz, der „mit Feuer und Schwert" angreift. „Es macht Herrn Nicolai Ehre, daß er im 15. Bd. 2. St. der allg. deutschen Bibliothek selbst alle die Beschuldigungen hat abdrucken lassen, die ihm Klotz in seinen Schriften gemacht hat, um das Publicum darüber urtheilen zu lassen."

Aber auffällig erscheine es, „daß Nicolai, ehe sich Lessing und Herder rüsteten, zwei ganze Jahre den Frieden liebte." Auch die Unbilligkeit des Urtheils Nicolai's verurtheilt unser Autor; aber Klotz' boshafter und gemeiner Verdächtigung der Nicolaiten kann er nicht zustimmen, und zu der reproducirten Definition des Nicolai'schen Charakters aus Klotz' lateinischer Vorrede macht er die Bemerkung: „Hat sich hier Klotz nicht selbst abgeschildert?" Wenn Klotz fragt: Cui probetur luculentum partium studium in laudandis aliis, aliis vituperandis? so wirft Sattler seinerseits die Frage auf: Wie war es doch möglich, daß Klotz hierbei nicht an sich selbst dachte?

An Schmid, Professor in Gießen, dem Herausgeber des „Parterre", illustrirt Sattler die Ehrlichkeit und consequente Wahrheitsliebe des Geheimraths Klotz.

Erst tadelte Klotz den Gießener Schriftsteller, weil dieser gut von den Berlinern geschrieben hatte, dann wurde er gelobt, weil er das, was er von den Berlinern gesagt hatte, für jugendlichen Enthusiasmus erklärte und hierauf selbst ein eifriger Mitarbeiter an Klotz' Bibliothek wurde, und endlich ergrimmte Klotz noch kurz vor seinem Tode von neuem wider ihn. Sowohl aus der Bibliothek, als aus den „Acta literaria" und der Halle'schen gelehrten Zeitung bringt unser Kritiker der gelehrten Kritik mustergültige Proben Klotz'scher Gerechtigkeit und Charakterfestigkeit und geht sodann auf die Erklärung dieser Erscheinung über. Sehr richtig be-

merkt er, daß Klotz nicht den geringsten Tadel oder Widerspruch ertragen konnte und daß sein Talent vermöge des ihm beigesellten feurigen Naturells stets etwas zu tadeln wußte; einige zufällige Umstände traten hinzu, um ihn mit wahrer Leidenschaft zu erfüllen. Er stellt dann eine förmliche Untersuchung an über die Entwickelung des Kampfes mit Nicolai, dessen Keim er in den Ausstellungen sucht, welche Nicolai's Bibliothek an den vindiciis Horatii gemacht, und zeigt, wie Klotz in seinem Groll sich zum Paladin der in Berlin Getadelten aufwarf, um Bundesgenossen zu werben, wie er tecto nomine selbst hochachtbare Gelehrte angriff und wie er endlich die Bibliothek gestiftet als rivalisirendes Unternehmen. Lebhaft schildert unser Wiener Autor, ein aufmerksamer Beobachter des Kampfes, wie Klotz durch Eitelkeit und Ehrsucht endlich dahin gelangt, denselben Nicolai, „dessen Freundschaft er vorher suchte, den er für einen gelehrten Mann hielt, in dessen Bibliothek er selbst Recensionen lieferte, niedrig zu verläumden, daß eben dieser Nicolai ferner in Klotz' Augen bis zum schlechtesten Buchhändler herabgesetzt wurde." Er mustert dann die Hülfstruppen des Halle'schen Professors, ohne gerade ihrer Haltung besonders ehrenvoll zu gedenken, und schreitet hierauf zur Darstellung der Folgen des Kampfes. Als solche bezeichnet er einmal, daß viele tüchtige Männer sich vor solcher Kritik scheu zurückzogen, anderentheils aber wieder glaubt er, daß die Progression der Leidenschaften ein Zurückgehen auf das richtige kritische Maß nothwendig zur Folge haben müsse. Ein neuer Stern, dünkt ihm, gehe am Horizont auf: „Wieland, dieses große Genie, scheint durch einige harte Kritiken veranlaßt worden zu sein, über das Kunstrichtern der Deutschen nachzudenken," und die schöne Digression in der „Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" verdanken wir in der That jener Zeit nach Abschluß des Kampfes der „Bibliotheken."

Unser Antikritikus ist jedoch nicht mehr ohne Hoffnung, seitdem er in Wien den „Deutschen Mercur" Wieland's erhalten hat, und sagt: „Es ist eine Ehre für die Kritik, daß ein Wieland sich entschlossen hat, sich mit ihr abzugeben; denn der Mercur ist doch gewissermaßen ein kritisches Journal."

Nur in unwesentlichen Dingen — z. B. in der Beurtheilung

der Mad. Henſel, welche man in Wien für keine große Actrice hielt, — iſt er nicht einerlei Meinung mit Leſſing und Wieland, dieſen „großen Männern", und ſelbſt darin zu widerſprechen, ſcheint ihm eine „gefährliche Sache." Die „Hamburgiſche Dramaturgie" gilt ihm als ein Kanon, „Leſſing hat die dramatiſche Kunſt ſo ſehr ſtudirt, als irgend Einer" und „Wieland's goldener Spiegel" wird von ihm als ein Buch bezeichnet, das „ſeines Inhalts wegen einen wohlthätigen Einfluß auf ganze Nationen haben kann."

Wirft der Antikritikus aber einen Blick zurück nach dem Ausgangspuncte, denkt er an die Klotz'ſche Kritik, ſo muß er, „Alles wohl überlegt, ſagen, der Meßkatalogus, welcher bei Herrn Reich alle halbe Jahr in Leipzig erſcheint, ſei das beſte Journal, die beſte Bibliothek, die beſte gelehrte Zeitung; denn er iſt unparteiiſch, weil er nicht urtheilt, ſondern nur die Titel der Bücher enthält, ordentlich, weil die Autoren alle nach der alphabetiſchen Ordnung ſtehen, vollſtändig und wohlfeil — im Gegenſatze zu den Recenſionen der Journaliſten."

V.

Lessing's zweite Berufung nach Wien.

Lessing hatte, wie in dem Vorhergehenden erzählt wurde, das ihm zu Anfang April 1769 von Wien aus gemachte Anerbieten, als Dramaturg und Theaterdichter mit 3000 fl. Jahresgehalt einzutreten, in lebhafter Erinnerung an seine bitteren Hamburger Erfahrungen abgelehnt und die von ihm gewünschte Stellung neben Klopstock als Leiter einer Akademie zur Hebung des Geschmackes in den schönen Künsten von dem Wiener Hofe nicht erhalten. Es war das eine Enttäuschung mehr zu den vielen anderen, die er auf der rauhen Bahn eines den höchsten Interessen seines Volkes geweihten Lebens erfahren. Um die Reise nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, antreten zu können, hatte er seine Bücher verkaufen müssen; allein die täglichen Bedürfnisse verschlangen den Erlös, und Lessing mußte nicht nur auf die Befriedigung seines innigsten Wunsches verzichten, sondern auch darauf bedacht sein, irgend eine feste Stellung für den Lebensunterhalt zu gewinnen. Das Rad ist lange gedreht worden, und siehe, endlich kam eine Zahl heraus, von der er sich etwas versprochen hatte. Die Freundschaft hatte sie für ihn besetzt [1]). Ebert verschaffte ihm die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel. Mit schwerem Herzen ging Lessing nach dem Orte seiner Bestimmung ab. Er hatte bisher nur in großen Städten, Leipzig, Berlin, Hamburg, gelebt, aus der geschäftigen Handelsstadt in das kleine grabesstille braunschweigische

[1]) Werke XII. Lachmann. An Gleim. S. 242.

Städtchen, aus dem durch jahrelangen Verkehr vertrauten Freundeskreise in die öden Säle der herzoglichen Bibliothek, aus dem freien Leben des unabhängigen Schriftstellers in den Dienst eines kleinen Herrn zu treten, war in der That kein Geringes. Aber Lessing war ein Virtuose in der schwierigen Kunst des Lebens, und so rasch wie Wenige ward er stets Meister der Situation. Herder hatte Recht zu sagen: Lessing ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage und immer noch mit ganzer, junger, unveralteter Seele wirft. Solch' ein Mann kann Deutschland erleuchten.

„Kurz, mein lieber Gleim, es ist wahr, was Sie gehört und gelesen haben. Ich habe die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel angenommen, mit der Versicherung, daß meine Reise nach Italien dadurch nicht rückgängig, sondern nur verschoben werden soll."

So war Wien wiederum ganz vergessen. Aber schon wenige Monate nach seiner Ankunft in Wolfenbüttel tritt Wien mehr als je zuvor in Lessing's Gedankenkreis. Denn seit dem September 1770 weilt seine geliebte Freundin in der Kaiserstadt. — Eva König war die Wittwe eines wohlhabenden und feingebildeten Kaufmanns und Seidenfabrikanten, in dessen Hause in Hamburg Lessing viel verkehrt hatte. Als König auf einer Geschäftsreise in Venedig gestorben war, setzte Lessing sein freundschaftliches Verhältniß zu der Wittwe seines Freundes fort, und die wachsende Neigung zu der klugen und energischen Frau, welche zur Ordnung ihrer verwickelten Geschäfts- und Vermögensangelegenheiten nach Wien gereist war, führte Lessing in seinen Gedanken gar oft nach dieser Stadt, welche die Geliebte in ihren Mauern beherbergte.

Sonderbar, die einzige Person, von der man in Lessing's früherer Lebensgeschichte sagen kann, daß sie ihm Neigung eingeflößt, die schöne Schauspielerin Lorenz von der Truppe der Neuberin, entfloh ihm nach Wien und sie nahm seine Gedanken mit. Daß der neunzehnjährige Student ihr im Jahre 1748 nachgereist sei, ist allerdings, wie Stahr richtig bemerkt, „nur eine Sage, der obenein Lessing's eigenes Zeugniß widerstreitet"; aber es verdiente doch von den Biographen berücksichtigt zu werden, daß Lessing der Geliebten nach Wien folgen *wollte* und dießfalls sogar bestimmte Ein-

leitungen traf. „Sie fürchten", schreibt er an den Vater, der seinen Umgang mit den Komödianten mißbilligte, „ich möchte in der Absicht nach Wien gehen, daselbst ein Komödienschreiber zu werden.... Meine Correspondenz mit Komödianten ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geschrieben, welches der Director von allen Theatern im Oesterreichischen ist, ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist, und mir noch Zeit genug nützen kann .... Und wie haben Sie sich vorstellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, daselbst meine Religion würde verändert haben." [1]) Lessing hatte von dieser Zeit ab durch zwanzig Jahre keinem weiblichen Wesen eine innigere Sympathie zugewendet, in seinem vierzigsten Jahre erst faßt er eine tiefe Neigung zu Eva König, und da ist es wiederum Wien, welches ihm den Gegenstand seines Herzens vorenthält. „Das häßliche Wien, daß es so weit ist", heißt es in dem ersten Schreiben, das seine „liebste Freundin" von ihm in Wien empfängt. Er stellt es sich recht lebhaft vor, wie angenehm ihr der Aufenthalt daselbst werden dürfte: „Ich freue mich recht sehr, daß Sie glücklich in Wien angekommen sind und Alles daselbst nach Wunsch angetroffen haben. An Freunden und Zerstreuung und Beschäftigung wird es Ihnen nicht fehlen, und ich kann daher ein großes Theil für Sie nun ruhiger sein. Seit einigen Tagen denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals, und fange fast an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an anderen Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten etwas Gutes aufzusuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben so viel gute und vortreffliche Leute geben, als irgend anderswo: die wenigstens, die gut da sind, können vielleicht recht sehr gut sein. Sehen Sie was ein paar Beispiele vermögen! Zwei Wiener Grafen und kaiserliche Kammerherren, von Winzek [2]) und von Chotek [3]), haben sich auf ihrer

[1]) Werke XII., Lachmann. S. 8 ff.

[2]) Ich möchte glauben, es müsse Wilczek heißen, das ist der Name eines noch heute blühenden Grafengeschlechtes.

[3]) Joh. Rud. Graf Chotek, geb. 1748, war 1770 niederösterreichischer Regierungsrath, 1802 Staatsminister, zuletzt Oberstburggraf von Böhmen,

Durchreise einige Tage hier aufgehalten und außer dem Beifalle, den sie bei Hofe erhalten — Sie wissen wohl, wie weit der Beifall bei Hofe her ist — uns alle in Erstaunen gesetzt. Sie wissen eben so wohl, wen ich unter uns allen verstehe, die alle, welche ein Reisender nur einigermaßen dem Namen nach kennen kann. Sie haben jeden von diesen besucht, und von ungefähr war ich eben zu Braunschweig und logirte in meiner Rose — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicherweise mußten diese Herren ebenfalls da einkehren. Es sind wirklich ein Paar vortreffliche Leute, voller Kenntniß und Geschmack. Sie sind auf ihrer Rückreise nach Wien und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen. Erzählen Sie es ja in allen Gesellschaften, wie sehr sie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E(bert) machte ihnen das Compliment, daß sie eine sehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären. Das Compliment war nicht das feinste; aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Chotek ist, darauf ertheilte, war desto feiner: wir schämen uns, wenn wir es sind. Der Andere ist schon ein Mann und hat Güter in Italien, bei Mailand, wo er sich seit neun Jahren aufgehalten, in welcher Zeit er in Wien gar nicht gewesen, so daß ihn vielleicht auch da niemand kennt. Ich darf nicht besorgen, daß Sie mich fragen: was gehen mich die Leute an? Denn, wie gesagt, es sind recht sehr gute Leute; und alle guten Leute gehen einander an." [1])

Auch für das Theater in Wien, über welches Sonnenfels seit 1769 als Theatralcensor die Aufsicht führte, interessirte sich Lessing: „Das Wenige, was Sie mir von dem Wiener Theater melden, würde meine Neugierde allein nicht sehr reizen, wenn ich nicht kürzlich in verschiedenen Zeitungen gelesen hätte, daß nun bald das deutsche Theater in Wien allen Theatern der Welt trotzen werde. Besuchen Sie es also ja fleißig und verschweigen Sie mir keines von den Wundern, die darauf erscheinen. Es soll mich sehr freuen,

in welchem Amte auch sein Sohn 1826—1843 sich unvergeßliche Verdienste um das Land erworben hat.

[1]) Lessing's Briefe in der Maltzahn'schen Ausgabe, Werke Bd. XII, S. 316 ff.

wenn Sonnenfels in Wien mehr Gutes stiftet, als mir in Hamburg zu stiften gelingen wollen. Aber ich sorge, ich sorge, es wird dort auch zu nichts kommen. Schon des Herrn von S. allzu strenger Eifer gegen das Burleske ist gar nicht der rechte Weg, das Publicum zu gewinnen. Wenn er indeß Ihnen, meine liebe Freundin, nur recht viel Freundschaft in Wien erweiset: so will ich ihm von Herzen gern alle Fehler vergeben, die er in seiner Theaterverwaltung machen dürfte." [1]) Madame König bewegte sich, Dank den Verbindungen, welche ihr verstorbener Gemahl in Wien hatte, in der besten Gesellschaft der Residenz. Da traf sie denn häufig mit Sonnenfels zusammen, und, sei es, daß, wie leicht möglich, Sonnenfels in seinem Dünkel recht protzig auftrat und sich über Lessing, von dessen Freundschaft mit Mad. König er damals noch keine Ahnung hatte, im Bewußtsein seiner localen Größe gnädig äußern mochte, oder daß Lessing über den Mangel an Bereitwilligkeit von Seite des Herrn v. Sonnenfels gegenüber der Freundin ungehalten war, — der, wie Lessing nun bekannt war, ein Freund Klotz' gewesen — genug, sein nächster Brief verräth bereits eine bittere Stimmung gegen den Wiener Professor: „Daß der Herr von S. mein guter Gönner und Freund sein will, muß ich mir gefallen lassen. Er hat es durch seine unerträglichen Großsprechereien von seiner vermeinten Hauptstadt des deutschen Reiches und durch seine Freunde, die Herren Klotz, Riedel und Sch. ziemlich bei mir verdorben. Wer sich an solche elende Leute hängen kann, der muß um ein Bischen Lob sehr verlegen sein. Es kann ihm gar nicht schaden, wenn man ihn in Wien ein wenig demüthiget. Versäumen Sie es doch aber ja nicht, ihm seinen Willen zu thun und den „Hausvater" zu sehen. Ich bin sehr begierig zu wissen, ob er in Wien besser gespielt wird, als wir ihn in Hamburg gesehen haben. Vor einigen Tagen trug man sich hier mit der Nachricht, daß Ackermann todt sei und daß Mamsell mit ihrem Bruder nach Wien gehen würde. Ob nun aber auch Mamsell das Muster sein könnte, das S. wegen des Anstandes unserer hiesigen Acteurs zu widerlegen geschickt wäre, möchte ich eben nicht sagen. — Was zum Henker

[1]) A. a. O., S. 319.

nur will denn der Mann mit seinem Anstande überhaupt? Wenn seine Acteurs nichts wie Anstand haben, so können sie noch sehr, sehr elende Acteurs sein."

Indeß gingen die Angelegenheiten der Mad. König sehr schlecht von statten; Unpäßlichkeit und Mißmuth stellten sich ein, und letzteren theilte auch Lessing: „Wien und die Wiener mögen wohl recht gut sein, wenn man nichts Besseres kennt."

Das kärgliche Einkommen reichte nicht hin, um Lessing's durch die Unterstützung, welche er jetzt seiner Mutter gab, noch mehr beschränkte Existenz zu fristen, die Angelegenheiten seiner Braut schritten nicht vor — all' diese mißlichen Umstände erzeugten in seiner Seele jenen Unmuth, von dem sein Brief an den Bruder vom 14. November 1771 Zeugniß giebt. „Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank, und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben sein." Um diese Zeit vermittelt Prof. Sulzer in Berlin, um Lessing in Wien eine bessere Stellung zu verschaffen. Lessing sieht ein, daß eine Verbesserung seiner äußerlichen Umstände nothwendig sei. — „Aber ein Vorschlag nach Wien? Was kann das für einer sein? Wenn er das Theater betrifft: so mag ich gar nichts davon wissen. Das Theater wird mir überhaupt von Tag zu Tag gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impresario steht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die schönsten Versprechungen, die bündigsten Verabredungen, die ich dort fordern und verabreden könnte, würden doch nur Verabredungen von und mit einem Particulier sein, und man müßte es mir hier sehr verdenken, wenn ich eine gewisse, dauerhafte Versorgung ungewissen Aussichten aufopfern wollte. Doch vielleicht betrifft der Vorschlag das Theater nicht; wenigstens nicht unmittelbar; und in diesem Falle würde ich mich nicht sehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen. Ich setze voraus, daß ich bei diesem Tausche in allem Betracht gewänne. Dieß ließ Lessing durch seinen Bruder an Sulzer melden und erwartete eine weitere Aeußerung über diesen Gegenstand, und zwar „je eher, je lieber", weil er sonst gewisse Dinge allzu lange verzögern müßte, die ihn hernach mehr binden würden, als er im Grunde im Augen-

blicke gebunden war. Lessing läßt uns nicht in Zweifel darüber, weßhalb er jetzt einem Rufe nach Wien Folge zu leisten nicht abgeneigt ist. An der Seite seiner Geliebten zu leben, der ihn niederdrückenden Einsamkeit zu entfliehen — das ist sein einziger Gedanke.

„Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem anderen Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen und keinen weiteren Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu schaffen suche. Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten." Dieser Brief ist sechs Tage nach dem an den Bruder gesandten geschrieben, und zehn Tage später (5. December) schreibt er abermals an Karl Gotthelf Lessing: „Von Herrn Sulzer hast Du wohl noch keine nähere Antwort? Du hast sehr recht: mit 1500 Rthlrn. würde ich mich in Wien noch nicht viel verbessert haben; 2000 Rthlr. müßten es wenigstens sein. Doch, wie kann ich Forderungen machen, da ich noch nicht weiß, was man von mir erwartet! Mich verlangt nach der weiteren Erklärung sehr; denn durch ungewisse Hoffnungen möchte ich mich hier nicht gern hindern lassen." Während dieses Schreiben auf dem Wege nach Berlin war, traf ein anderes von dorther in Wolfenbüttel ein. Am 6. December schreibt Lessing an Mad. König: „Der Vorschlag nach Wien betrifft das Theater nicht; und da es doch so ganz ausgemacht noch nicht ist, daß Sie sich von Wien trennen müssen: so bleibt es bei meinem ersten Gedanken, und ich habe nochmals geäußert, daß ich mir die Veränderung wolle gefallen lassen. Man hat sogleich meinen Entschluß nach Wien gemeldet, und in einigen Wochen kann ich mich von dorther der völligen Erklärung gewärtigen. Vorläufig versichert man nur, daß ich auf 2000 Thlr. Rechnung machen könnte; und diese, denke ich, werden in Wien doch wenigstens immer so gut sein, als 600—800 Thlr. allhier. Es ist gewiß, und ich fange es wieder sehr deutlich an zu empfinden, daß, so einsam und verlassen ich jetzo da leben muß, mein Aufenthalt ohnedem von Dauer

daſelbſt nicht mehr ſein würde: und da ich vorausſehe, daß ich doch, über lang oder kurz, mich nach einer Veränderung ſehnen würde; ſo wäre es thöricht, wenn ich dieſe Gelegenheit wollte aus den Händen gehen laſſen. Beſonders bei der ſo weit ausſcheinenden Hoffnung, die Sie mir auf Wolfenbüttel machen können, da es hingegen ungleich wahrſcheinlicher, daß wir eher an jenem dritten Orte uns wieder zuſammenfinden können. Möchte es doch nur ſo bald als möglich geſchehen!" Jetzt drängen die brieflichen Mittheilungen über dieſen Gegenſtand. Schon fünf Tage nachher ſchreibt Leſſing abermals, und dießmal in ſeinen Hoffnungen noch beſtimmter: „Von meiner Wiener Angelegenheit erwarte ich das Nähere täglich. Auch beſtärkt ſich mein Vorſatz immer mehr und mehr, dieſe Gelegenheit nicht aus den Händen gehen zu laſſen. Beſonders da ich nun auch ungefähr weiß, worauf es ankommt.

Es kommt doch zu Stande, wovon man ſchon vor zwei Jahren in Hamburg geſprochen, daß nämlich der Kaiſer eine Akademie der Wiſſenſchaften in Wien anlegen will. Und ich höre ſchon von einigen Anderen, die er gleichfalls berufen läßt."

Dießmal glaubte Leſſing ſeiner Sache ſchon gewiß zu ſein, und mehrere Wochen hindurch lebte er voll Hoffnung auf die baldige Erledigung der Angelegenheit. Er erwartet von Wien directe Mittheilungen, und meldet bereits einem Freunde, der ſeine Söhne nach Wolfenbüttel bringen wollte, damit ſie da unter Leſſing's Anleitung ihre Studien fortſetzten, wohl im Vertrauen von der zu erwartenden Veränderung. Die politiſchen und gelehrten Zeitungen brachten indeß ſchon Mittheilungen darüber und nannten auch ſchon verſchiedene hervorragende Männer, wie Sulzer aus Berlin, Garve aus Leipzig u. A. Leſſing läßt ſich auch durch Mad. König, die ſich damals in Hamburg aufhielt, bei Klopſtock erkundigen, ob nicht auch an dieſen, in Wien doch ſo geſchätzten Dichter eine Anfrage ergangen ſei. Mit der Berufung hofft er auch an das Ziel gelangen zu können, an dem er ſein Lebensglück erblickt, zur Verbindung mit der Geliebten ſeines Herzens, und nun ſucht er dieſer den Ort, wo ſie ſeither ſo viel Bitteres empfinden mußte, auch beſſer erſcheinen zu laſſen. „Wien muß Ihnen auf keine Weiſe ein fataler Ort ge-

worden sein, und ich denke auch, daß er es nicht werden wird: ob ich schon aus Ihrem Widerwillen, selbst die Reise dahin zu thun, fast schließen wollte, daß er es bereits ist. Doch auch das giebt sich denn wohl wieder, und ich will mich in das Zukünftige nicht zu tief einlassen."

Wir haben die Wiener Angelegenheit nach Lessing'schen Briefen bis an den Punct der Entscheidung geführt; es ist nun an der Zeit, von Frau König zu erzählen, von deren Schicksalen uns die Briefe an Lessing im 13. Bande der Lachmann'schen Ausgabe das Ausführlichste berichten.

Seit ihrer Ankunft in Wien am 30. September 1770 hatte Lessing die genauesten und eingehendsten Berichte über das Verhalten jener Personen, denen er mit Recht einen Einfluß auf seine Berufung zuschrieb.

Nachdem Frau König die ersten Calamitäten überwunden hatte, welche zumeist dadurch entstanden, daß ein Brief an Hornbostel, der zwei Tage vorher eintreffen sollte, damit der genannte Geschäftsfreund für ihre Ankunft Alles in Stand setzen könnte, mit ihr zugleich eintraf, ging Frau König sofort an die Ordnung ihrer Angelegenheiten, was sie derart in Anspruch nahm, daß sie anfangs eine Gesellschaft zu besuchen nicht im Stande war; allein bald hatte die Wiener Gastfreundschaft sie ihrer geschäftsthätigen Einsamkeit entrissen, so daß ihr „Vornehmen, einen Tag einmal für sich zuzubringen, noch immer vereitelt worden." „Ehe ich mich's versehe," schreibt sie den 14. October 1770, „werde ich da- und dorthin abgeholt." „Unter allen Plaisirs, die man mir bisher zu machen gesucht, hatte ich gestern das größte — ich war in der Weinlese." Nur Eines weiß sie zu berichten, daß man in Wien Klopstock erwarte, und da macht sie Lessing sogleich den Vorschlag: „Wenn es wäre, so könnten Sie ihn ja wohl begleiten und wir könnten die Rückreise zusammen machen. Ueberlegen Sie es." Unterdeß hatte Lessing sein günstiges Urtheil über die beiden Wiener Grafen geschrieben, und Frau König schreibt nun ihrerseits, wie gut die Frauen in Wien seien. Ihr Urtheil über die Wiener im allgemeinen will sie bis auf's Mündliche versparen und bis dahin sie besser kennen lernen; jetzo möchte sich noch zu viel Eigenliebe dar-

unter mischen. „Denn wenn ich sie nach der Begegnung gegen mich beurtheilen sollte, so müßte ich sagen, daß es ganz außerordentlich gute Leute sind." Lessing's Lobe schenkt sie hingegen vollkommenes Zutrauen, sie wird also dem Vater des Grafen Chotek, da er doch ein großer Freund und Gönner ihres seligen Mannes war, „ihre Visite machen". Von nun an werden ihre Mittheilungen interessanter. Je näher sie den Herrn von Sonnenfels kennen lernt, desto weniger wundert sie sich, „daß er so bald von seiner Höhe gesunken. Sein Stolz und seine Eigenliebe überschreiten alle Grenzen und die ganze Stadt Wien freut sich, wenn er gekränkt wird."

Mit der Rückreise, die Frau König für den October vor hatte, war es so rasch nicht gegangen, und Madame blieb in Wien bis zu Anfang März des folgenden Jahres. Ihre Freunde suchten ihr in jeder Weise Vergnügen zu bereiten; um den Galaaufzug am Neujahrstage mit ansehen zu können, schickten ihr die Damen Kleider und Juwelen in's Haus. Allein sie machte davon keinen Gebrauch; sie dachte an die Heimkehr. Im Januar hatte sie jedoch das Unglück, einen Fall zu thun, und litt lange Zeit an den Folgen desselben. Das größte Zutrauen hatte sie zu van Swieten — der lag aber jener Zeit auf den Tod erkrankt, und so vernachlässigte sie es längere Zeit, ärztliche Hülfe zu suchen, nur um später größere Qualen zu erdulden. In den ersten Tagen des März verließ Frau König Wien und im April sahen sich die beiden Liebenden auf der Rückreise der Frau nach Hamburg. Daselbst blieb sie das ganze Jahr 1771 rastlos im Geschäfte thätig und mit Vorliebe der Erziehung ihrer Kinder sich widmend.

Inzwischen langten die Anträge von Berlin an Lessing ein. Karl Gotthelf Lessing schrieb, daß ihn Sulzer versichert habe, der Antrag sei „weder von einem Theaterunternehmer in Wien,[1]) noch von einem anderen Particulier, sondern von einem Minister im Namen des kaiserl. Hofes gekommen", und Lessing's Bruder vermuthete, daß es der österreichische Gesandte am Berliner Hofe gewesen, von dem die erneuerte Anregung ausgegangen war. Wie nahm nun Mad. König die Angelegenheit auf? Sie mußte doch, nachdem sie

[1]) Vergl. oben.

kurz zuvor in den Wiener Kreisen von Einfluß und Bildung verkehrt hatte, darüber ein maßgebendes Urtheil besitzen. Gleich die erste Nachricht davon ist ihr „überaus angenehm": „Allerdings wollte ich Ihnen rathen, eine Stelle in Wien anzunehmen, sobald sie so wäre, daß Sie sie mit Vergnügen bekleideten, und wäre sie auch beim Theater. Sie dürften sich ja nur ausbedingen, unmittelbar vom Hofe abzuhängen. Sie würden dort mit ungleich mehrerem Agrement leben, als in Wolfenbüttel, wo Sie außer der Bibliothek nichts verlassen würden, was Sie attachiret; und diese würde Ihnen auch wieder ersetzet. Alsdann würden Sie finden, wie allgemein Sie dorten beliebt sein würden; denn bei persönlicher Bekanntschaft leiden Sie keine Gefahr. — Und man ist jetzt schon so sehr für Sie eingenommen, was wird man dann nicht sein! Wenn es die Vorsehung so lenkte, daß ich mein Wiener Geschäft beybehalten könnte!" Und in einem fünf Tage später geschriebenen Briefe: „Wenn man Ihnen von Wien wirklich vortheilhafte Anträge macht, so würde ich es Ihnen sehr verdenken, sie so schlechterdings auszuschlagen. Wenn ich mir denke, daß Sie es in die Länge in Wolfenbüttel nicht aushalten, so glaube ich doch, daß Sie Ihr Leben in Wien angenehmer zubrächten, als in einem Cl.. in Italien. Ich weiß nicht, ob die Furcht, Sie möchten diesen Entschluß fassen, oder eine Ahndung, daß mein Aufenthalt noch einmal in Wien sein wird — unerachtet es keinen großen Anschein dazu hat — mich wünschen, macht, daß Sie den Beruf dorthin annehmen mögen; genug, ich wünsche es. Und doch schwöre ich Ihnen, wenn ich die Wahl hätte, würde ich lieber in Wolfenbüttel, als in Wien mit Ihnen leben."

Mad. König wollte, bevor sie nicht das Geschäft in Hamburg in Ordnung gebracht, dasjenige in Wien nicht verändern. Wäre Lessing geneigt dorthin zu ziehen, dann will sie auch ihre Tapetenfabrik in Wien behalten. Zu seinen Wiener Aussichten kann sie ihm „nur von ganzem Herzen Glück wünschen".

„Allerdings können Sie" — schreibt sie aus Hamburg den 10. December 1771 — „in Wien mit 2000 Rthlrn. besser leben,

als an irgend einem Orte. Kein Reichshofrath hat mehr denn 4000 Gulden und hält dafür Equipage mit zwei Bedienten." — Das Wiener Geschäft erfordert indeß eine Reise nach der Kaiserstadt, und es ist eben nur noch die Frage, ob Frau König selbst oder ihr Schwager dahin gehen solle. Bald, meint sie, wird es entschieden sein, „ob wir uns an jenem dritten Orte wiedersehen".

Indeß verlautete in Hamburg nichts von Lessing's Berufung nach Wien; dagegen sprach man sehr viel von der Riedel's, des bekannten Parteigängers Klotz'. Riedel (Professor in Erfurt) aber war, wie bekannt, Lessing's ausgesprochener Gegner. „Ist es denn wahr, daß Prof. Riedel, Gott weiß! was für ein Rath in Wien geworden und die Religion verändert hat? Hier wird es durchgehends erzählet" — schreibt Frau König aus Hamburg, und des folgenden Tages Lessing an dieselbe: „Was mich wundert, so hat Prof. Riedel auch einen Ruf dahin erhalten, ein sehr schlechter Mann; daß mir also bange ist, die guten Wiener werden nicht immer die beste Wahl treffen." Frau König sollte sich bei Dr. Matson erkundigen, ob an Klopstock keine Anfrage gekommen sei; aber aus einem Gespräche mit diesem selbst konnte sie entnehmen, daß er von nichts wußte. Dagegen macht sie selbst die sehr richtige Bemerkung: „Wenn Riedel berufen ist, so schließe ich fast, daß Sonnenfels wieder am Brette ist; denn der ist sein großer Gönner. Wenn er zwar die Religion verändert hätte, so wäre dieses schon Empfehlung genug, und dies sagt man hier; noch mehr, man sagt: er sei bereits in Wien." Indeß hielt Frau König, eben so wie Sulzer, die Sache keineswegs für aufgegeben; sie bemerkt noch einmal, daß sie keinen Widerwillen gegen Wien habe und daß sie Anschläge mache, das dortige Werk beizubehalten.

Lessing erwartete indeß vergeblich eine directe Anfrage von Wien. „Wenn man daselbst verlangt, daß ich erst zum Besuche hinkommen soll, so kann aus der ganzen Sache nichts werden. Denn denke nur selbst" — schreibt er den 31. December 1771 an seinen Bruder — „wie unanständig und unsicher es sein würde, zu einer solchen Reise den Herzog um Urlaub zu bitten". Die Nachricht, welche Riedel's Organ, die „Erfurter gelehrte Zeitung" brachte, daß der genannte Professor mit dem Titel und Range eines k. k.

Rathes, unter Zusicherung freier Uebung der protestantischen Religion nach Wien berufen sei, um in Geschäften verwendet zu werden, die für die Literatur des Vaterlandes von größter Wichtigkeit sein würden — verleidete Lessing die ganze Sache, und im gerechten Gefühle seiner Würde ruft er aus: „Aber lieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedeln den Anfang machen: was kann man sich viel davon versprechen? Und wenn sie Riedeln auf seine famam, und auf Treu und Glauben Anderer, sofort berufen können: warum wollen sie mich denn erst sehen? warum muthen sie mir erst eine Reise auf Besichtigung zu?"

Lessing's Bruder theilte dies Sulzern mit; aber dieser meinte: Riedel sei nur Nothnagel, man habe viele andere Männer nach Wien berufen wollen, allein alle wichtigen hätten es ausgeschlagen, und von Lessing hätte man eine abschlägige Antwort auf eine directe Frage zu allererst vermuthet. Deßhalb wollte man „unter der Hand Lessing's Gesinnungen einholen."

Sulzer schlug nun vor, Lessing möchte auf seiner Reise nach Italien, Wien berührend, die Sachlage daselbst persönlich prüfen; allein dem war ja Lessing's Vorsatz entgegen. Warum man aber von Wien aus an Lessing nicht direct geschrieben, darüber versucht ihn sein Bruder Karl aufzuklären. Er schreibt: „Der Graf von K.. (wohl Chotek in anderer Schreibung?) soll bei der Kaiserin in Ungnade gefallen sein, und da dieser eigentlich mit Genehmigung des Kaisers die Akademie der Wissenschaften errichten wollen, so könnte die Sache freilich stocken. Sollte sie aber wieder in Gang kommen, so glaube ich schwerlich, daß Riedel viel dabei zu sagen haben wird. Er kann jetzt einem und dem andern Großen als ein Wundermann vorgestellt sein; aber lernen sie ihn nur näher kennen, so werden sie schon sehen, daß sie, wie gewöhnlich, belogen worden sind. Und gesetzt, diese Großen selbst wären nicht die besten Beurtheiler, so fällt dem seichten Kopfe immer die Seichtigkeit des Anderen am ersten auf." Riedel war allerdings nicht das Hinderniß; denn nach den ersten Begegnungen stellte sich schon die Enttäuschung in Wien ein; Riedel spielte denn auch späterhin in Wien keine hervorragende Rolle. Am wenigsten war Sonnenfels der Mann, an ihn das Scepter abzugeben, und mit Ausnahme der durch den Baron Fries

geförderten Ausgabe der Winckelmann'schen Kunstgeschichte wüßte ich nichts Bemerkenswerthes, wodurch Riedel in den Vordergrund trat. Sonnenfels hätte in der Sache gewiß fördernd wirken können, aber er hat — das ist mir bis jetzt nicht völlig klar — entweder entschieden den Plan gestört, oder wenigstens, das ist gewiß, in der ganzen Angelegenheit Lessing's nichts dafür gethan.

Frau König giebt da wieder, die Sachlage mit unbarmherziger Klarheit überschauend, das Richtige, wenn sie schreibt: „Ich wollte Ihnen selbst unter den allervortheilhaftesten Anträgen nicht rathen, auf's Ungewisse hinzugehen; selbst wenn Sie beinahe gewiß wären, wie Sie es denn sein können, daß man Sie alsdann zu behalten wünschen würde, werden Sie sich doch allemal besser stehen, wenn Sie Ihre Bedingnisse vorher festsetzen. Am Wiener Hof muß man seine Vortheile wahrnehmen, ehe sie einen haben; nachher hält es schwer, etwas zu erhalten, zumal da der Kaiser nichts weniger als genereux ist." So wie sie Riedel erwähnen hörte, war ihr die Sache verdächtig, und da glaubte sie gleich Sonnenfels mit im Spiele, und ob er ihr gleich verschiedene Male gesagt, er wünschte, daß man Lessing nebst einigen Anderen nach Wien berufe, so konnte sie seiner Aufrichtigkeit nie Glauben schenken, „da es seinem Charakter nach fast unmöglich ist, daß er wünschen sollte, Sie an der Seite zu haben. So stolz er ist, so fühlt er doch wohl den Unterschied zwischen sich und Ihnen."

Auf der anderen Seite konnte Frau König sich davon keine Vorstellung machen, wie Sonnenfels, der im vorigen Jahre so sehr im allgemeinen Mißcredit gestanden, sich so schnell wiederum die Gunst der Monarchin erworben. Ja, sie weiß sich „keine Hand zu denken, die sich ihm dargeboten hätte." Pater Hell, [1]) alle diese Leute schätzen ihn sehr wenig „und diese wird man bei der Sache allerdings zu Rathe ziehen." Wenn Lessing das wüßte, dann könnte er im Voraus versichert sein, „daß Sonnenfels nicht viel dabei zu sagen hat und auch nie viel dabei zu sagen haben wird". Es sollte sie bloß einen Brief kosten, bemerkt Frau König, so würde sie die genauesten Nachrichten erhalten; allein es stellen sich ihr allerlei

[1]) Es ist der bekannte und seinerzeit so berühmte Mathematiker und Astronom.

Bedenklichkeiten entgegen; sollte sie die Reise bald antreten, dann werde sie ja doch an Ort und Stelle sich persönlich informiren können.

Unterdeß hatte Lessing, abermals über Berlin, einen Antrag von Wien erhalten: ob er nicht geneigt sei, auf Kosten des Kaisers, auch nur zum Besuche vor's Erste, nach Wien zu kommen, um selbst seine Bedingungen zu stellen und Verschiedenes einrichten zu helfen. Lessing antwortete darauf „fast empfindlich": aufs Ungewisse wollte er einen Urlaub beim Herzoge nicht ansuchen.

In den letzten Tagen des März 1772 befand sich Frau König bereits wieder in Wien. Sie logirte diesmal in der Vorstadt in ihrem Fabrikgebäude und widmete sich ganz den Geschäften. Lessing hatte ihr zur Förderung ihrer Angelegenheit einen Brief an den Staatsrath Gebler mitgegeben, den sie nun persönlich überreichte. Gebler, der selbst einige Stücke für das Theater geschrieben hatte, die er an Lessing zu senden nie ermangelte, war erfüllt von der größten Verehrung für den berühmten Dichter und Dramaturgen, und seine Eitelkeit gefiel sich darin nicht wenig, sagen zu können, daß er mit diesem in brieflichem Verkehr stehe [1]). Gebler nahm nun Frau König sehr freundlich auf und erkundigte sich eingehend nach Lessing's Umständen. Mad. König verfehlte nicht die Bemerkung zu machen, daß sie nicht glaube, Lessing wolle auf die Länge der Zeit in Wolfenbüttel bleiben, worauf der Staatsrath erwiderte: „Ich wünschte, daß Herr Lessing einmal hierher käme, weil ich überzeugt bin, daß sich dann gleich Gelegenheit zeigen würde, ihn auf die vortheilhafteste Art hier zu fixiren; ich werde es ihm auch schreiben." Frau König konnte aus den Worten Gebler's leicht entnehmen, daß diesem die Berufung bekannt war, und nur der Umstand, daß das Gespräch durch einen fremden Besuch unterbrochen wurde, verhinderte weitere Mittheilungen des Staatsraths. Sonnenfels wußte nichts Gegründetes und gestand, daß man noch für Riedel, der dem Rufe sofort gefolgt sei, während Lessing und Andere nicht unbedingt zustimmend geantwortet hätten, keine passende Verwendung habe. Zur selben Zeit drang

[1]) Vergl. über ihn Wurzbach's biograph. Lexikon.

die Lessing'sche Berufung in die Oeffentlichkeit und in Berlin fand die Sache Glauben. Nicolai, der unverbesserliche Zweifler, frug gleichwohl: „Ist etwas daran?"

Lessing war indeß „auch schon von anderwärts versichert, daß es ihm nicht fehlen solle, sobald er sich selbst um etwas bewerben würde." Doch das Selbstbewerben ist eine gar harte Nuß; und er würde nur sehr schwer in Rücksicht auf eine Person, die er mehr liebte, als sich selbst, dazu zu bringen sein. Wie sehr Lessing in Wien verehrt war, davon könnten viele Beweise angeführt werden. In jenen Tagen erhielt er von dem Oberstlieutenant Ayrenhoff eine neue Tragödie, die ihm zugeeignet war[1]). Allgemein aber glaubten diese „guten Unterthanen", Lessing habe die Ehre der Berufung abgelehnt, so z. B. Prof. M. von der Handelsakademie, der zu Frau König sagte: Es ist schade, man hat Lessing berufen, bevor man Riedel genommen; aber der hat es abgeschlagen. Pater Wurz, der berühmte Kanzelredner, ein außerordentlicher Verehrer Lessing's, sagte zu dem Schwager der Frau König: „Vor einigen Jahren hat man sich Hoffnung gemacht, Lessing würde nach Wien kommen; allein er war zu stolz."

Lessing aber war, wie wir deutlich ersehen, bis an die Grenze entgegengekommen, über welche hinaus zu gehen ihm seine Würde nicht erlaubte. Nach den Berichten der Frau König erkennen wir wiederum, wie wenig ernsthaft man in den höchsten Kreisen die Sache nahm. Joseph II. hätte Herzog in Weimar sein müssen, dann — und auch nur dann — hätte er sein Augenmerk ausschließlich auf die Hebung der schönen Literatur gerichtet.

Lessing hatte aber auch in diesem Puncte von Joseph's Ernste einen so vortheilhaften Begriff, daß er, mit vielen Anderen, das Entscheidende, erst „nachdem zwei Augen geschlossen wären", also von Joseph's Alleinherrschaft nach dem Tode der Kaiserin, erwartete. Somit hatte er die Sache vorläufig aufgegeben. Es kamen aber noch mehrere Umstände dazu, um Lessing Wien in jener Zeit verhaßt zu machen. Staatsrath Gebler, das stellte sich mehr und mehr heraus, hatte ihm Verehrung bezeigt und Riedel zu Amt und

[1]) Sie führt den Titel Antiope.

Ehren gerufen; Sonnenfels, dessen Beziehungen zu Lessing längst bekannt waren, trat in den getreuen Schilderungen seiner Freundin immer unvortheilhafter hervor, und — was die Hauptsache — Wien entzog ihm die Freundin seines Herzens, die dort an den Posttagen die traurige Geschichte ihrer Drangsale und Leiden niederschrieb. Für uns ist ihr Briefwechsel mit Lessing ein wahrer Schatz von Mittheilungen, den wir kaum erschöpfen könnten [1]), wollten wir an diesem Orte von all' den kleinen Geistern der feinen Wiener Gesellschaft ausführlich reden.

Unterdeß eröffnet Lessing seiner Freundin in Wien die Aussicht, auf seiner Reise nach Italien mit ihr daselbst zusammenzutreffen.

Frau König, die mit dem Hofcommercium unterhandelte, Bilancen controlirte, die ganze Correspondenz führte, den Absatz des großen Lagers zur Befriedigung der Gläubiger zu vermehren trachten mußte, konnte nach dreivierteljähriger Anwesenheit diesen traurigen Verwirrungen kein Ziel setzen und deshalb hing sie neuerdings dem schmeichelnden Gedanken nach, daß Lessing in Wien festen Fuß fasse. „Wohl, wenn der Kaiser allein regierte, dann wollte ich garantiren, daß Sie hier blieben." Diese Meinung theilten Viele, die den außerordentlichen Beifall, welchen Emilia Galotti gefunden, gesehen und gehört und Joseph's Urtheil darüber kannten, und so konnte Frau König selbst im November 1772 das niederschreiben, was sie, wenn sie in Wien hätte bleiben müssen, einzig wünschte.

Es hieße den Geist und den Bildungsgrad der feinen, gebildeten Gesellschaft des damaligen Wien gänzlich unterschätzen, wollte man behaupten, man habe jener Zeit in Wien nicht Lessing's hohe Bedeutung erkannt und gewürdigt. Wenn auch die dem Throne nahe stehenden Schöngeister, wie Gebler, Männer vom Schlage Riedel's protegirten, — das konnte dem allgemeinen reifen Urtheile nicht entgehen, welche weitaus glänzendere Erwerbung Lessing für

[1]) Vergl. Elise Reimarus an Hennigs, herausgegeben von W. Wattenbach.

Hebung und Läuterung des Geschmackes wäre. „Außer Gebler", schreibt Frau König, die wir als unparteiischen Zeugen sprechen lassen, „ist hier doch auch kein Einziger, der Riedeln nicht für die elendeste und kriechendste Natur hält" [1]). Noch gaben Viele die Hoffnung nicht auf, Lessing in Wien wirken zu sehen. Lessing erzählt uns, daß er „neuerlich (October 1772) durch den Grafen K., welcher ihn in Wolfenbüttel besuchte, sehr dringende Veranlassungen bekommen habe, diese Reise nach Wien doch ja einmal zu thun; mit der Versicherung, daß sie unmöglich anders als zu seinem Glücke ausschlagen könne." Nun steht für ihn die Sache derart, daß er, ohne darauf zu rechnen, die Vortheile auf einer Reise prüfen will: „finde ich es in Wien so, daß ich Wolfenbüttel darüber vergessen kann: desto besser. Finde ich es nicht, so habe ich mich doch wieder mit Ihnen, meine Liebe, — schreibt Lessing an Frau König — besprochen, und ich weiß, woran ich bin." [2]) Jetzt trat mit einemmale das todtgeglaubte Project wieder auf, und zwar diesmal recht ernsthaft. Lessing schreibt darüber aus Braunschweig vom 15. November 1772:

„Man läßt sich, über Berlin, durch den Canal des Pr(ofessor) S(ulzer) und den jungen Baron von S. [3]), welcher, wie Sie wissen, kaiserl. Gesandter in Berlin ist, bei mir erkundigen, ob ich wohl geneigt wäre, unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien zu kommen. Näher will man sich darüber nicht auslassen, bis ich mich vorläufig erkläret, ob man überhaupt auf mich rechnen könne oder nicht. Ich antworte mit heutiger Post, wenn der Vorschlag nicht das Theater beträfe, so könnte man auf mich rechnen. Nur mit dem Theater möchte ich nichts zu thun haben, wenigstens so lange nicht, als es unter einem Impressario stehe, und nicht unmittelbar vom Hofe abhange. Doch ich glaube auch nicht, daß der Vorschlag

[1]) Werke Lachmann, XIII. Bd. S. 407.

[2]) Werke Maltzahn, XII. Bd. S. 446.

[3]) Lachmann und Maltzahn schreiben „Sch."; doch scheint mir dies falsch. Man vergleiche den Brief der Mad. König in Werke Lachmann, XIII. Bd., S. 98, wo v. Sv.... steht und offenbar der jüngere v. Svieten, kaiserl. Gesandte am Berliner Hofe, gemeint ist.

das Theater betrifft, sondern daß etwas ganz anderes im Werke ist. — Habe ich recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten zu lenken. — Wenigstens sehe ich doch aus dieser Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie so gern los sein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen sollen." — Nun, in Wien dachte man allerdings an Lessing; denn man bot ihm, wie er selbst an seinen Bruder schreibt, „neuerdings hundert Ducaten für ein Stück;" aber Lessing meinte: „Ich will hundert Louisdor, und ein Schelm, der jemals wieder eines macht, ohne diese zu bekommen."

Allein es war auch ohnehin in jenen Tagen Grund genug für die Wiener vorhanden, an Lessing zu denken, und zwar durch die Briefe der deutschen Gelehrten an den Geheimrath Klotz. Die Veröffentlichung derselben konnte den Wienern zeigen, wie sehr Lessing und die Nicolaiten im Rechte waren, den Herrn Geheimrath Klotz mit allen Waffen anzugreifen; denn nun lag dessen Treiben offen zu Tage. Ihn traf die Schande wohl nicht mehr, er hatte ein besseres Jenseits aufgesucht; aber sein Anhang trat jetzt im vollen Lichte der Oeffentlichkeit beschämt hervor. Keinen traf der Schlag jedoch so schwer, als den Hrn. Prof. v. Sonnenfels. Daß er, der Professor der Polizeiwissenschaft, nichts von der Streitfrage über die geschnittenen Steine verstand, war nur erklärlich; daß er Klotz Huldigungen dargebracht, war nicht auffallend, da man sein Einverständniß mit Klotz, Riedel und Consorten kannte, und darin irrte er nur eben so, wie viele Andere; aber daß er es gewagt hatte, Lessing's Charakter zu verdächtigen — das war, zumal einem streitbaren Manne gegenüber, wie Lessing einer war, nichts Geringes.

Am 3. December 1772 schreibt Lessing an Mad. König: „Sie kommen doch noch von Zeit zu Zeit zu dem Herrn von Sonnenfels? Sagen Sie ihm doch, daß seine Correspondenz mit Klotzen gedruckt worden, und daß ich es ihm melden ließe, wenn er nicht etwa bereits wüßte. Vielleicht versteht er, was ich damit sagen will. Sie können noch hinzufügen, wenn Sie wollen, daß ich mir über eine gewisse Stelle eine öffentliche Erläuterung mit nächstem von

ihm ausbitten würde. — Doch warum will ich Ihnen diesen Auftrag machen? Der falsche und niederträchtige Mann könnte leicht Ihnen selbst darüber feind werden. Besser daß ich mit nächstem selbst an ihn schreibe." Das Schreiben war noch lange nicht an seinem Ziele, da Frau König bereits umständlich von dem „Lärm, den diese Briefe in Wien thun", an Lessing berichtete. Anfangs waren nur zwei Exemplare im Umlauf, das eine las die Kaiserin, das andere cursirte in der Stadt von Hand zu Hand. Niemand konnte es länger behalten, als er eben nöthig hatte, um die Sonnenfels'schen Briefe zu lesen. Rasch wurden einige hundert Exemplare mit der Post verschrieben; der Erzbischof allein ließ dreißig kommen und sorgte in seinen Kreisen für die Verbreitung derselben, um den verhaßten Aufklärer so recht zu beschämen. Sonnenfels' Frau war ganz zerknirscht, Mad. König mochte sie nicht besuchen, um nicht das traurige Gesicht der Frau zu sehen, die sie von ganzer Seele bedauert. „Um ihretwegen ist sie der Klotzin so böse, als möglich. Sie verzeiht ihr es nicht, auch wenn sie durch die äußerste Noth zur Herausgebung der Briefe gebracht würde."

Sonnenfels hatte seine Aeußerung über Lessing nur als vertrauliche gethan („dieses Wort sei unter uns beiden auf wechselseitige Ehre verschlossen"), jetzt stand er vor aller Welt als Feind Lessing's und Parteigänger des kürzlich erst schmählich erlegenen Klotz da. Und seine Feinde, deren er doch sehr viele hatte, beuteten diesen Scandal aus. Der holländische Legationsprediger trug auf der Maskerade ein Briefträger-Costume, auf einer Tasche hatte er einen Brief geheftet mit der Aufschrift: Briefe auswärtiger Gelehrten an Klotz, und auf der anderen: Briefe von Sonnenfels an Klotz. Frau König erzählte, es seien scurrilische Briefe wider Sonnenfels, Mastalier und Riedel, der doch jetzt mit zu den Wienern zählte, in Umlauf gewesen. Stephanie der jüngere brachte eine grobe Satyre auf die Bühne „Der Tadler nach der Mode", wo Sonnenfels unter dem Namen Hader auf das häßlichste geschildert erscheint. Den Staatsrath Gebler befiel ein solcher Schrecken, daß er mittelst eines Circulars alle seine Briefe zurückverlangte.

Sonnenfels begann sofort damit, sich bei Frau König zu entschuldigen; die war der Ansicht, es sei für Sonnenfels ein heil-

samer Schrecken, damit er „seine heimlichen, tückischen Kunstgriffe nicht fortsetze." Nicht ohne Befriedigung sah sie Sonnenfels' Angst vor einem Schritte Lessing's. Die Schwestern der Frau v. Sonnenfels besuchten sie nun häufiger, brachten sogleich das Gespräch auf Lessing und frugen treuherzig, ob Lessing nichts gegen ihren Schwager habe drucken lassen. Um die guten Mädchen zu beruhigen, versicherte Frau König, daß es noch nicht geschehen sei, konnte es sich jedoch nicht versagen, hinzuzufügen: ob es aber nicht noch geschehen könne, dafür wolle sie nicht bürgen. Lessing war in der That schon daran, einen derben Brief an Sonnenfels zu schicken und ihn gleichzeitig dem Drucke zu übergeben, als die kläglichen Schilderungen der Mad. König einlangten; jetzt gab er es auf. Denn: „Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede."

Von Wien kamen indeß keine weiteren Anträge und das gewisse stets wiederkehrende Project schien jetzt endlich zur ewigen Ruhe bestattet zu sein. Lessing's Stellung in Braunschweig besserte sich keineswegs. Dazu schwanden die Aussichten auf eine baldige Vereinigung mit der Geliebten stets von neuem — und Frau König blieb bis zum Frühjahr 1775 in Wien, unablässig thätig und bemüht, ihre Verpflichtungen zu erfüllen und die Fabriken ohne Schaden aufzulösen. So traurig waren die Angelegenheiten auf beiden Seiten und blieben es auch in das Jahr 1775 hinein. Lessing, um nicht unter der ihn schwer niederdrückenden Melancholie zu erliegen, entschloß sich rasch zur Reise nach Wien.

Lessing befand sich zu Anfang des Jahres 1775 in einer sehr gedrückten Stimmung, so daß er die Nothwendigkeit fühlte, sich „anderwärts durch einen gewaltsamen Schritt Luft zu machen." Am 9 Februar trat er seine „abenteuerliche" Reise an. Er ging über Leipzig nach Berlin. Hier blieb er vierzehn Tage bei seinem Bruder und im innigen Verkehr mit Mendelssohn, Nicolai und anderen alten Freunden. Sein „vornehmster Wunsch" war, die geliebte Freundin, deren Anblick er schon so lange entbehrt hatte, in Wien zu sehen; aber auch andere Dinge sollte er gleichzeitig in Wien fördern, so wollten es wenigstens der Gesandte van Swieten in Berlin, der Legationssecretär, der Gesandtschaftsprediger Abbé Blarer u. A., die sich der Hoffnung hingaben, es werde gelingen,

Lessing in Wien festzuhalten. Sie statteten ihn daher, als er sich zu der Reise nach der Kaiserstadt anschickte, mit den besten Empfehlungsbriefen aus. Kurz nach Lessing's Abreise von Berlin schreibt sein Bruder an ihn nach Dresden, am 18 März 1775: „Der österreichische Legationssecretär machte mir letzthin in der Komödie so viel angenehme Vorstellungen in Ansehung deiner in Wien, daß ich glaube, du wirst von da nicht wieder wegkommen. Der Gesandte und alle, sagte er, wären von dir so eingenommen, daß sie alles für dich zu thun wünschten; und doch glaubte er, würde das nicht nöthig sein, so viel der unbekannten Freunde würdest du dort finden. Er bat mich recht inständig, ihn wissen zu lassen, wie du in Wien aufgenommen worden. Wegen der Religion hättest du nicht das Geringste zu fürchten."

Was Lessing mehr als diese Aussichten nach Wien trieb, war die Sehnsucht nach der geliebten Freundin, welche nun nach jahrelangem Mühen ihrer Geschäftssorgen ledig war und sich zur Heimreise anschickte, die sie in Lessing's Gesellschaft anzutreten hoffte. Dringend bittet sie ihn, seinen Aufenthalt in Dresden abzukürzen und zu ihr zu eilen.

Lessing schreibt vom 24. März, daß er am 26. seine Reise nach Prag antreten, daselbst sich nur einen Tag aufhalten und so am 1. oder 2. April in Wien eintreffen werde. Da Frau König ihm die Gasthöfe in Wien als schlecht geschildert, so bittet er sie, ihm ein Zimmer zu miethen; zunächst aber werde er in dem ihm empfohlenen Gasthofe „zum goldenen Ochsen" bei der neuen Mauth absteigen. Am 31. März 1775 traf Lessing, also 1 bis 2 Tage früher, als er erwartet wurde, in Wien ein. Sofort sandte er aus dem Gasthofe ein Billet an Frau König, mit der Meldung seiner Ankunft, in die nahe Wohnung der Freundin im Regensburger Hofe[1]) und gleichzeitig ein zweites an den Staatsrath Frhr.

[1]) Frau König wohnte in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes bei Hrn. v. Lutz im Regensburger Hof, im zweiten Stock. Vergl. Lachmann, Bd. XIII. Für Leser, welche die Oertlichkeit nicht kennen, die Bemerkung: der Regensburger Hof, mitten in der Stadt, in der Nähe des Stephansdomes, mit doppelter Gassenfront, liegt an dem Vereinigungs-

v. Gebler. Dieser hatte in der letzten Zeit durch seine thätige Unterstützung, welche er der Angelegenheit der Frau König zu Theil werden ließ, seine anfängliche Haltung vergessen machen und somit einen erhöhten Anspruch auf Lessing's Freundschaft. Er bewährte sich auch diesmal als aufrichtiger und begeisterter Verehrer Lessing's, den er zu sich in's Haus nahm und glänzend bewirthete. Alle Biographen constatiren den großartigen Empfang Lessing's in Wien. Leider ist kein detaillirter Bericht von Lessing über seinen Wiener Aufenthalt vorhanden. Frau König war ja in Wien Zeugin seines Triumphes, und an seinen Bruder schrieb er erst am 7. Mai aus Mailand. Dennoch ist das, was Karl Lessing über den Aufenthalt seines Bruders in Wien schreibt, sehr unterrichtend, eben so wie Gebler's Bericht an Nicolai (vom 15. Juli 1775)[1]. Ich will dies durch einige Nachrichten gleichzeitiger Journale ergänzen.

Am 5. April 1775 brachte das „Wiener Diarium" — die Ahnfrau der kaiserl. Wiener Zeitung —, welches neben politischen Nachrichten nur Verordnungen und überhaupt amtliche Verlautbarungen enthielt, folgende Meldung: „Der berühmte Herr Lessing, herzoglich braunschweigischer Rath und Bibliothekar, dessen Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Sara Sampson auch Wien so oft entzückt haben, und dessen Name den Begriff des Literators, Alterthümerkenners, Dramaturgisten und zugleich Meisters der dramatischen Kunst mit sich führt — ist vor einigen Tagen hier angekommen."

In der Nähe der geliebten Freundin, umgeben von zahlreichen enthusiastischen Verehrern, wich Lessing's gedrückte Stimmung. Mitglieder des hohen Adels beeiferten sich, ihm ihre Huldigung darzubringen, in allen Gesellschaften ward er gefeiert, die Kunstschätze der Residenz, wie die Schönheiten der Natur in der reizenden Umgebung derselben fesselten seine Aufmerksamkeit. Bei Gelegenheit eines Ausfluges in das Stift Klosterneuburg soll Lessing, wie Guhrauer nach einer damaligen gelehrten Zeitung berichtet, auf die Spur einer alten

punkte der (oberen) Bäckerstraße und (unteren Bäckerstraße) Sonnenfelsgasse mit dem Lugeck.

[1]) Guhrauer aus Danzel's Papieren, Bd. II. S. 266.

Messiade gekommen sein, nicht lange darauf habe man das betreffende Manuscript aus dem Jahre 1300 gefunden und für Lessing eine Abschrift davon vorbereitet.

Lessing besuchte bei seinem Aufenthalte auch den Schauspieler Joh. Heinr. Friedr. Müller, den er schon in Berlin und Hamburg gekannt hatte und der jetzt in Wien in Engagement stand. Von ihm hörte Lessing, daß das Augustiner-Chorherrenstift in Klosterneuburg eine werthvolle Bibliothek besitze. Müller, der selbst hochgebildet und Dichter war, zählte mehrere Mitglieder des Stifts zu seinen Freunden. Lessing bat ihn deshalb, ihn auf diesem Ausfluge zu begleiten.

Nachdem Müller Tags vorher einen Boten hingesandt hatte, um sich und Lessing anzumelden, fuhren sie am 7. April nach Klosterneuburg, dem berühmten Stifte. Sie wurden, wie Müller berichtet, mit „vorzüglichem Wohlwollen" aufgenommen. Der Dechant Floridus Leeb, nachmaliger Prälat, und Müller's Freund, der Bibliothekar P. Benedict, waren entzückt sowohl über Lessing's Besuch, als auch über dessen Beurtheilung der im Stifte vorhandenen seltenen Manuscripte[1]).

So kurz der Aufenthalt Lessing's in Klosterneuburg war, es sollte sein Fund von Wichtigkeit für die Folge sein. In jener Zeit war die Auffindung einer altdeutschen Handschrift eine Sache von größter Bedeutung. Die gelehrten Kreise beschäftigten sich mit dem Lessing'schen Funde lange Zeit. Schubert's deutsche Chronik auf's Jahr 1776 erzählt: „Lessing hat kürzlich in der Bibliothek zu Kloster-Neuburg bey Wien eine alte teutsche Messiade gefunden. Die Handschrift ist vom Jahr 1300 und Herr Lessing bekömmt eine Abschrift davon. Wär's doch ein alter würdiger Vorfahrer von Klopstock, der nur etwas von seinem himmelhohen Geiste und seiner tiefen Empfindung hätte! Aber wenn ein Antiquar in 400 Jahren Cuno's

[1]) Ich gebe dies nach dem Berichte Müller's in seiner Selbstbiographie: „Mein Abschied von der Bühne, Wien. 1802." Weitere Aufschlüsse giebt auch Müller, Lessing's Begleiter, nicht. Indeß ist selbst Vorstehendes bisher unbekannt, da es von Guhrauer, der an einer anderen Stelle der Biographie bedauert, Müller's Buch nicht zu kennen, — noch weniger von Anderen — nicht benutzt worden.

Messiade fände; würde er sich wohl seines Fundes freuen?" Dieses Citat beweist, wie man in jener Zeit über altdeutsche Sprachdenkmale dachte. Gleichwohl machte diese Notiz der Literaturgeschichtschreibung viel zu schaffen, welche mehr und mehr auch das Altdeutsche in ihren Kreis mit hinein zog. Im Jahre 1780 schrieb Leonhard Meister „von einem Gedichte auf Pergamen", das das Leiden Jesu zum Inhalt und den Joh. von Frankenstein zum Verfasser hat und bemerkte dazu: „Höchst wahrscheinlich ist dieser Cruciger die Messiade, welche Lessing in der Bibliothek zu Klosterneuburg bei Wien gesehen hat." Diese Vermuthung ging in der Folge in eine Anzahl von Literaturhistorien und Handbüchern über, war aber nichtsdestoweniger falsch. Als Heinrich Rückert 1853 das Gedicht herausgab, zeigte sich seine Ausgabe als ganz übereinstimmend mit der Klosterneuburger Handschrift; es war das vielbekannte Marienleben von Bruder Philipp dem Karthäuser, mit dem sich Lessing bereits beschäftigt, dessen Spuren mancher Germanist bis herab auf unsere Tage, wo Wilhelm Grimm, Wackernagel, Rückert, Zeibig und J. M. Wagner ihm Aufmerksamkeit schenkten, verfolgt hat, wiewohl er der Nachwelt nur ein Dichterwerk hinterlassen, welches sich nicht über das Niveau der unzähligen gereimten Legenden erhebt, die am Schlusse der klassischen Periode deutscher mittelalterlicher Literatur auftauchen. Klopstock's Messiade verdankt es den damals geläufigen Titel „Messiade", ein Titel, welcher der Handschrift von Lessing's Besuche in Klosterneuburg an blieb.

Lessing scheint übrigens mehrere solcher Excursionen gemacht zu haben. Unterm 22. April z. B. meldet das Wiener Diarium in einer Correspondenz aus Preßburg: „Nicht Wien allein, auch Preßburg hat das Vergnügen genossen, den Herrn Rath Lessing zu sehen. Er kam gestern den 21. hier an, reisete aber gegen Mittag schon wieder ab." Am selben Tage (21.) kam die Erzherzogin Marie Christine mit ihrem Gemahl, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, die zeitweilig in Preßburg residirten, dort an. Sollte Lessing in ihrer Begleitung gekommen sein? Es ist übrigens nur wahrscheinlich, daß Lessing auch von diesen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses empfangen wurde. Denn Herzog Albert war, ein ächter Voltairianer am Hofe, hochgebildet und sehr kunstsinnig, wie das seine, auf den

Erzherzog Karl vererbte und heute noch als Albertina bestehende Sammlung beweist.

Lessing's Anwesenheit in Wien fiel in die Osterzeit, in welcher die Schauspielhäuser geschlossen blieben. Am Ostermontag [1]) wurde das Theater nächst der k. k. Burg eröffnet — mit einem Trauerspiele in fünf Aufzügen nach Voltaire und Maffei, genannt Merope, von Herrn Gotter in Jamben übersetzt. Die „Real-Zeitung" vom Jahre 1775, der wir die Mittheilung entnehmen, referirt nachträglich: „Die Vorstellung dieses Stückes ist durch die Gegenwart des größten dramatischen Dichters und Kunstrichters, Herrn Lessing, der sich ein paar Wochen hier aufhielt, merkwürdig geworden. Zween Tage darauf ist ihm zu Ehren Emilia Galotti und am folgenden Tage der Hausvater, dessen vortreffliche Uebersetzung wir ihm gleichfalls verdanken, aufgeführt worden."

Die Aufführung der Emilia Galotti wurde vom Publikum, wie Gebler an Nicolai berichtet, zu einer Ovation für Lessing benutzt. Als dieser neben Gebler in der Loge erschien, erhob sich das Publikum mit dem Rufe: „Vivat Lessing!" Lessing, der bekanntlich sonst nur schwer, oft gar nicht, zu vermögen war, die Darstellung seiner Stücke mit anzusehen, mußte in Wien die Aufführungen seiner Stücke durchmachen; während er z. B. kurz zuvor in Leipzig die ihm zu Ehren aufgeführte Miß Sara nicht besuchte. Nicht bloß sein Ruf, nicht allein die Empfehlungen, auch nicht seine persönliche Liebenswürdigkeit, die einen Eindruck auf jeden zu machen nie verfehlte, der mit ihm verkehrte, sondern die aufrichtige Verehrung seines Genius erregten diese Demonstration des Wiener Volkes. „Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinction aufgenommen worden, als unser vortrefflicher, gemeinschaftlicher Freund, und das von unsern Souverains angefangen, bis auf das allgemeine Publikum" — schreibt Gebler an Nicolai. Es ist ein preußischer Bio-

[1]) 17. April. Am 4. ward das Theater mit einer großen musikalischen Aufführung geschlossen und nach den Osterferien mit Merope wieder eröffnet. Vergl. Tagebuch und Geschichte der Wiener Bühne. Am 18. wurde ein neues Stück von Stephanie d. j., Die seltsame Eifersucht, und am 19. auf Befehl des Oberstkämmerers, des Grafen Rosenberg, Emilia Galotti gegeben.

graph Lessing's, Ad. Stahr, der die Bemerkung macht: „Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, den Dichter der Minna und Emilie, den ein Friedrich der Große jahrelang in seiner Nähe gehabt hatte, ohne von ihm jemals Notiz zu nehmen, in Wien so gefeiert, eine Maria Theresia sich mit ihm über Wissenschaft und Kunst unterhalten und ihn um sein Urtheil über den Stand der Bildung und des Geschmackes, der Gelehrsamkeit und Literatur, der öffentlichen Anstalten und des Theaters befragen zu sehen."

Gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit ward Lessing vom Kaiser und von der Kaiserin empfangen[1]). Lessing war ungefähr zehn Tage in Wien und gedachte die Heimreise in Gesellschaft seiner Braut anzutreten, als Prinz Leopold von Braunschweig in Wien eintraf.

Die Kaiserin war hoch erfreut, einen Prinzen des braunschweigischen Hofes in Wien begrüßen zu können, dem sie durch ihre Abstammung von mütterlicher Seite nahe verwandt war. „Nun habe ich einmal einen Braunschweiger!" — rief sie ihrer ersten Kammerfrau zu — und bot dem Prinzen nach eigener Wahl ein Regiment Cavallerie oder Infanterie mit der Zusicherung von 900 Ducaten Jahrgelder an. Leopold, der Lust bezeigte, lieber in die kaiserliche als in die königlich preußische Armee zu treten, stellte dies gleichwohl der Entscheidung seiner Mutter, einer Schwester Friedrich's des Großen, anheim. Die Zeit bis zum Eintreffen der mütterlichen Willensmeinung beschloß Herzog Leopold zu einer Reise nach Italien zu benutzen, und lud Lessing ein ihn zu begleiten. So erfüllte sich, recht zur Unzeit, Lessing's Wunsch, Italien zu besuchen, und Frau König mußte jetzt die Heimreise allein antreten.

Bevor Lessing Wien verließ, hatte die Kaiserin mit ihm jene Unterredung, über welche Karl Gotthelf uns Einiges erzählt. Kaiser Joseph war bereits nach Italien abgereist. Die Kaiserin fragte ihn

[1]) Weshalb Guhrauer von dieser ersten Audienz, von der doch Lessing in seinem Briefe an Karl Gotthelf (7. Mai) spricht, keine Notiz nimmt, ist mir nicht recht erklärlich. Wie stimmt dann das von ihm citirte Zeugniß Gebler's über die gnädige Aufnahme Lessing's bei den „Souverains" mit der bloßen Erwähnung einer Unterredung Lessing's mit der Kaiserin?

unter anderem, wie er mit Wien, mit den öffentlichen Anstalten daselbst, mit dem Theater und den Verdiensten der Wiener Gelehrten um die deutsche Literatur zufrieden sei? Weder die Wahrheitsliebe, bemerkt sein Bruder, noch die Klugheit gestatteten etwas anderes, als allgemeine beifällige Ausdrücke, die so wenig als möglich der alltäglichen Schmeichelei glichen; zum Glück durfte Lessing hinzusetzen, daß er sich bei einem so kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen.

Die Kaiserin, welche dieses als ein abfälliges Urtheil auffaßte, erwiderte: „Ich glaube Ihn zu verstehen. Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht vorwärts will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlauben. Aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." Die Kaiserin soll Lessing auch eine goldene Schaumünze mit ihrem Bildniß zur Erinnerung überreicht haben. Als im Verlaufe des Gespräches auch der italienischen Reise Erwähnung geschah, frug die Kaiserin, ob Lessing auch nach Mailand gehen werde, und als Lessing dies bejahte, erwiderte sie „mit heiterem Blick": „Da werde ich Ihm einen Brief an den Grafen Firmian mitgeben; ich weiß, Er wird mir diese Bekanntschaft danken." Wirklich erhielt auch Lessing vor der Abreise ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den berühmten Staatsmann, der jener Zeit Gouverneur der Lombardei war[1]). Während seiner Anwesenheit hatte Lessing den Herrn v. Sonnenfels auch nicht eines Wortes gewürdigt. Gebler schreibt

[1]) Ueber die Anwesenheit Lessing's in Wien ist stets hier viel gefabelt worden. Das hat wohl Gräffer mit seinen kleinen Wiener Memoiren verschuldet. Aus den mir von dem Herrn Regierungsrath Dr. v. Wurzbach gütigst an die Hand gegebenen bibliographischen Nachweisen, die ich für die Darstellung selbst nicht benutzte, ersehe ich, wie lange nach dem Erscheinen der Lessing'schen Briefe in Lachmann's Ausgabe in Wien, Männer, denen man eine Würdigung des Lessing'schen Charakters zutrauen sollte, Gräffer's Geschreibsel im localen al fresco Tone benutzten. In seiner Erzählung, welche damit beginnt, wie Lessing am späten Morgen im Bette ruhend von einem Diener des Staatsraths Gebler, der mit einer Tasse Chocolade aufwartet, geweckt wird und beim Erwachen den

an Nicolai darüber: „Lessing hat, wie billig, vermieden, mit demjenigen in Bekanntschaft zu kommen, von dem er in den Briefen an Klotz so freventlich angegriffen worden." Im Ganzen hatte Lessing sehr angenehme Tage in Wien verlebt; im heiteren Freundeskreise entstand auch jenes Impromptu, welches wohl von einem Freunde Lessing's nach dessen Tode, zur Zeit als allgemein in Deutschland Zeichen der Erinnerung an den Unvergeßlichen in die Oeffentlichkeit drangen, im „Wiener Blättchen" Sonntag den 23. November 1783 veröffentlicht wurde. Es ist, meines Wissens, bisher nicht wieder abgedruckt und lautet:

Trinklied.

Brüder, jauchzt und trinkt, bis wir zu Boden sinken,
Doch betet auch dabei, daß Könige nicht trinken;
Denn da sie unberaucht die halbe Welt verkehren,
Was würden sie nicht thun, wenn sie betrunken wären!

Am 27. April brachte das „Wiener Diarium" folgende Nachricht: „Dienstags 25. April sind Seine Durchlaucht der Prinz Leopold von Braunschweig in Begleitung des berühmten Herrn Leßing's von hier nacher Italien abgereist." Ueber Salzburg und Brescia ging die Reise der Gesellschaft, die aus dem Herzog, Lessing und dem Obersten Warnstedt bestand.

Am 7. Mai langten sie in Mailand an. Am selben Tage reiste Frau König von Wien ab. Vom 29. April an machte sie ihre Abschiedsvisiten; von allen Seiten hörte sie das Lob Lessing's oder das Bedauern, ihn nicht näher kennen gelernt zu haben. Gebler trug ihr „hunderttausend Empfehlungen" an Lessing auf. „Er hat mich", schreibt sie noch vom selben Tage des Besuches, „beinahe auf die Folter gelegt, ihm zu sagen: ob Sie ihm auch gewogen wären? So ernstlich ich es ihm auch betheuerte, so hat er doch diese Frage gewiß sechsmal wiederholt und immer dabei gesagt: Ich bin ihm von ganzem Herzen gut und wünsche nur, daß wir ihn hier behalten." Frau König aber bekennt, daß sie dabei gedacht

Prof. v. Sonnenfels erblickt, der ihn zu einer Audienz abzuholen kommt, wird die Wahrheit auf das furchtbarste mißhandelt. So wird Lessing darin ein dithyrambisches Lob auf Sonnenfels und Denis in den Mund gelegt u. dgl. m.

habe: und ich wünsche es nicht; denn mein lieber Lessing schickt sich besser zu der Wolfenbütteler Bibliothek, als unter die Hofschranzen; wenigstens wird ihn jene länger unterhalten, als diese." Die Wiener schmeichelten sich gleichwohl noch mit der Hoffnung, Lessing bald zu besitzen, und erwarteten sehnlichst seine und des Kaisers Rückkehr aus Italien. „Ich nehme es für ein gutes Zeichen an, daß wir diesen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten — wie selten sind sie! — bald wieder auf der Rückreise hier sehen werden.... Das weiß ich, daß, wenn unsere Akademie der Wissenschaften zu Stande kommt und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine so große Zierde zu verschaffen, ich es gewiß nicht unterlassen werde" — schrieb Gebler 15. Juli 1775 an Nicolai[1]).

In Mailand fand Lessing, Dank der Empfehlung der Kaiserin, die auszeichnendste Aufnahme; der Erzherzog zog ihn zur Tafel — eine Ehre, die ihm vielleicht mehr in seiner Eigenschaft als Begleiter des Herzogs, denn als berühmten Schriftsteller bezeigt wurde. Nach achtmonatlicher Abwesenheit in Italien, kehrte Lessing voll banger Sehnsucht nach der Heimath, nach Wien zurück. Mad. König hatte mehrfach ihren Wunsch dahin ausgesprochen, daß Lessing in Wolfenbüttel bleibe, und da ihm um jene Zeit „die besten Versicherungen" zur Verbesserung seiner Stellung gemacht wurden, so hatte Lessing ihr zugestimmt. So wenig er auf die Dresdener Anträge ein besonderes Gewicht legte, eben so wenig berücksichtigte er jetzt Wien. Weihnacht 1775 langte er ermüdet von der langen Reise, die ihm einen unwillkommenen Aufschub in seiner Verbindung gebracht hatte, in Wien an. Lessing ging hier jeder Gelegenheit aus dem Wege, die ihn zu Verhandlungen mit den leitenden Kreisen geführt hätte. Diesmal trifft niemanden die Schuld, wenn Lessing nicht seinen Sitz in Wien genommen, er will „nur wenige Tage in Wien bleiben, zu niemanden von dem großen Geschmeiße kommen, sondern sich lediglich auf die Bekannten seines Gleichen einschränken". Er „abstrahirt von allen Projecten auf Wien". Bei diesem Entschlusse blieb Lessing auch während seines kurzen Aufenthaltes. Unvermuthet

[1]) Vergl. Aus Nicolai's Handschrift. Briefwechsel in Danzel's Papieren bei Guhrauer II. Bd., S. 266.

langte aber der Baron v. S.[1]) aus Berlin in Wien an. „Mit diesem war die Ausnahme unvermeidlich[2])." Lessing ging zu ihm und dieser überredete ihn, mit ihm wenigstens zum Fürsten K(aunitz) zu gehen. Des Tages darauf ließ ihn der Fürst zum Essen bitten; und um da nicht erscheinen zu dürfen, was that Lessing? Er ließ sich entschuldigen, weil er den nämlichen Tag noch schlechterdings abreisen müsse, und reiste wirklich ab, so gern er auch noch einige Tage geblieben wäre, am 5. Januar 1776.

Das erste Zeichen der Erinnerung Lessing's an Wien ist der Brief an den Staatsrath Gebler vom 20. Juni 1776. Lessing entschuldigt sein langes Stillschweigen gegenüber dem Manne, der ihn „mit so vieler Freundschaft in Wien aufgenommen hat", und bittet ihn, von seiner Ergebenheit überzeugt zu sein.

„In der That, mein würdigster Freund, ich habe nach meiner Zurückkunft so viele Geschäfte, Verwirrung und Aergerniß gefunden, die zum Theil noch dauern, daß ich an nichts weiter denken können, und am wenigsten an das denken mögen, was mir meine Reise so angenehm und nützlich gemacht hat."

Hiermit will er den Briefwechsel wieder eröffnet haben, und schließt: „Versichern sie mich bald, daß Sie mich Ihrer Freundschaft werth halten, und empfehlen Sie mich Allen in Wien, die mich mit so vieler vorkommenden Güte überhäuft haben." Im Herbst führte

[1]) Lachmann und Maltzahn schreiben Sch. Guhrauer II. Bd., S. 279, conjecturirt in der Note 2 „v. Schlabrendorf?" Ist meine Lesart van Svieten, wie oben, richtig, dann ist auch hier der österreichische Gesandte in Berlin van Svieten zu verstehen, was mir natürlicher erscheint. Der Gesandte mochte die Feiertage in Wien zugebracht haben, hatte gewiß Anlaß, Kaunitz zu besuchen, und Lessing seinerseits mochte erfreut sein, für die vielen Empfehlungen, denen er seine vorzügliche Aufnahme in Wien theilweise zuzuschreiben hatte, seinen Dank persönlich abzustatten. (Vergl. Maltzahn XII. Bd., S. 513.) Daß sich van Svieten übrigens persönlich in der Wiener Angelegenheit für Lessing lebhaft verwendet, ist mehrfach erwähnt.

[2]) Diese Stelle tritt übrigens bekräftigend für meine Lesart auf. Die Regel ist: „von meinen großen und vornehmen Bekannten diesesmal keinen einzigen zu sprechen", sie ist für Wien aufgestellt, die Ausnahme wird doch wohl auch nur auf einen Wiener zu beziehen sein.

Lessing seine liebe Freundin als Gattin heim. Einer der Ersten[1]), welche Lessing in seinem neuen Hause besuchten, war ein Wiener, der Schauspieler Joh. Heinrich Friedrich Müller[2]). Joseph II. hatte nämlich das Theater 1776 zum Hof- und National-Theater gemacht und den obgenannten Müller auf Reisen geschickt, um die besten Talente für die kaiserliche Bühne zu gewinnen. Auf dieser Reise nun besuchte Müller den alten Freund in Wolfenbüttel, der ihn auf das freudlichste empfing. Wie Weiße in Leipzig, so war auch Lessing über die Reform, die der Kaiser vornahm, sehr erfreut. „Schön," rief er aus, „ich verehre Ihren Kaiser, er ist ein großer Mann. Unstreitig kann er vor allen anderen Höfen uns Deutschen am ersten eine Nationalbühne geben, da der König in Berlin das vaterländische Theater nur duldet und nicht in Schutz nimmt, wie Ihr Regent." Lessing sprach nun den Wunsch aus, der Kaiser möge eine Theater-Pflanzschule errichten, und empfahl Müller, einige Personen, die er näher bezeichnete, wie Mad. Rouseul, zu engagiren[3]). Lessing ermangelte nicht, seine Grundsätze genau zu entwickeln; Müller schrieb sie in sein Diarium und gab Lessing's Gutachten in einer Relation wieder, die er die Freude hatte vom Kaiser gewürdigt zu finden. Müller regte von neuem den Gedanken an, daß Lessing einem Rufe folgend seinen Sitz in Wien wählen und die Leitung des Theaters in die Hand nehmen möchte; allein Lessing protestirte. Er wollte mit dem Theater nichts mehr zu thun haben. Müller hatte übrigens keinen Grund dazu, diese Weigerung Lessing's

[1]) Vergl. Lessing's Brief an Eschenburg in Werke Maltzahn, XII., S. 567. Bei Lachmann XII., fehlt der Brief gänzlich. Hier ist eine Differenz im Datum zu beachten. Lessing schreibt am 25. October: „Gestern war der Wiener Müller" bei mir. Müller erzählt: „Den 25. Mittags ließ ich mich nach Wolfenbüttel fahren." Am 24. Abends will er in Braunschweig angekommen sein. Müller führte ein sorgfältiges Diarium; aber häufig irrt er im Datum, es dürfte demnach bei Lessing eher richtig angegeben sein.

[2]) An ihn sind auch die beiden Briefe gerichtet in Werke XII., Maltzahn, S. 580 ff.

[3]) Ausführlicher berichtet darüber mit Benutzung derselben Quelle Heinrich Laube in Dramaturgische Briefe. Oesterr. Revue 1865, 3. Bd., S. 182 ff.

nicht für ernst zu halten[1]). Das bewies ja Lessing's Haltung gegenüber dem churpfälzischen Hofe. Joseph befahl, daß die Abschriften des Reformplanes an Lessing und Engel gesendet und diese Kenner um ihr Gutachten gebeten würden. Lessing's Vorschlag, jedem Dichter die ganze dritte Einnahme seines Stückes, welches im Hof- und Nationaltheater aufgeführt würde, zu überlassen, ward vom Kaiser angenommen. Noch einmal kam Kaiser Joseph auf den Plan zurück, Lessing zu bestimmen, in Wien zu wirken. „Es wäre mir lieb," sagte der Kaiser dem heimgekehrten Müller, „wenn Engel zu uns käme. Was uns drückt und immer drücken wird, ist der Mangel an guten Dichtern, und besonders an solchen, die wir unsere eigenen nennen können. Ich möchte die ersten und besten Köpfe von ganz Deutschland hierher ziehen, worunter in Rücksicht auf das Theater Lessing und Engel uns hier vorzüglich nützlich werden könnten." Ein Kaiser, bemerkt einmal Laube treffend, kann eben nicht auch im Detail Theaterdirector sein und in Kaiser Joseph's Umgebung fehlte augenscheinlich der Mann, der des Kaisers Intentionen ausgeführt hätte. Man halte sich einmal in Perspective die Thatsache, daß Lessing jener Zeit in Wien seinen Richterstuhl aufgeschlagen hätte, an der Seite eines Herrschers wie Joseph II einer war, Lessing der beyond all dispute the first critic in Europe — wie ihn Macaulay nennt. Welch' großen Wirkungskreis hätte er da gefunden, wie nachhaltig und durchgreifend in allen Richtungen hätte er wirken können unter dem Schutze eines Souverains, der ein gleiches Ideal verehrte und seines Lebens ganze Kraft für dessen Verwirklichung einsetzte. Es ist verlockend, diesem Gedanken nachzuhängen, wie Lessing seine Kraft erprobt im Kampfe gegen Hierarchie, wie er die Luft reinigt in dem noch immer von mittelalterlichen Miasmen verpesteten Oesterreich, wie er, der nichts Falsches duldete, die Maske allen Heuchlern herabreißt, die Seichtigkeit der österreichischen Rationalisten, ihre Halbheit und Oberflächlichkeit züchtigt und sie stählt zum ernsten Kampfe gegen den Feind, der durch die Gewohnheit der Jahre sich im Besitz der Gewalt geheiligt glaubt,

[1]) Mein Abschied von der Bühne. Von Joh. Heinr. Friedr. Müller. Wien 1802. „Er protestirte, doch so, daß ich glauben konnte, er würde den Ruf annehmen."

und wie er der Kunst und Wissenschaft im Herzen des für das Höhere nun empfänglichen österreichischen Volkes Altäre errichtet und auf dem weiten Gebiete seinen großen reformatorischen Geist walten läßt!

Dieses Volk hielt ja seine Autorität so hoch, erwärmte sich an seinen poetischen Schöpfungen, und der Cultus seiner Dramen war an keinem Orte in Deutschland so verbreitet als in Wien. Auch in den achtziger Jahren sind Minna und Emilia beliebte Erscheinungen, und Wien rühmt sich, in Mad. Sacco die beste Darstellerin dieser Rollen zu besitzen. Ja, als eine neue Aera in der dramatischen Kunst angebrochen war, da können blöde Kunstrichter mit Hinweis auf Lessing den Classicismus verpönen, und da tritt bei jener unseligen Stabilität auf dem Boden des französischen Drama's und der Aristotelischen Einheitslehre der merkwürdige Umstand ein, daß der Verirrung – Lessing's Autorität untergeschoben wird.

Man denke an Schink's Dramaturgische Fragmente, an die weitläufigen Digressionen über Miß Sara Sampson[1]), die 1782 gepriesen wird. Systematisch wird die Opposition der Ayrenhoff und Retzer gegen Shakespeare und Goethe getrieben und ihr Aushängschild ist der vielverehrte und — halbverstandene Lessing. So wird der Hausvater von Diderot, den Lessing bearbeitet, als sein Product hoch in Ehren gehalten; 1776 finden wir, in einem Monate sich wiederholend, Hausvater, Minna, Emilia, und ganz eben so dreizehn Jahre später neben sporadischen Shakespeare'schen, Iffland'schen und Schröder'schen Stücken am häufigsten die Lessing'schen; die letzten Tage des Theatraljahres 1789/1790 — es sind die letzten Tage Kaiser Josephs —: Samstag, den 6. Februar der Hausvater, Montag, den 8. Emilia Galotti. Die Reaction brachte Kotzebue, und nicht nur seine Stücke, auch ihn selbst in Person an das Hof- und Nationaltheater, das bald wieder nur Hof-Burgtheater werden sollte. Aber der im Todesjahre des Kaisers ausgegebene Rechenschaftsbericht des berühmten Mimen Brockmann[2]) durfte noch sagen: „Des unsterblichen Lessing's Emilia Galotti

[1]) Dem Münzdirector Lessing gewidmet.

[2]) Rechenschaft dem Wiener Publikum. Wien, Wallishauser, 1790.

gefiel nur auf sehr wenigen Theatern Deutschlands so wie sie hier gefällt. Während anderswo Waltron, füllen bei uns die Lessing'schen Stücke die Casse." So wie man 1774 in Wien schrieb: „Man hat diese Emilia wie eine Göttin aufgenommen."

Welch' bedeutenden Einfluß aber haben Lessing's Grundsätze vom Staate und der bürgerlichen Gesellschaft, seine freimaurerischen Gespräche auf die Bewegung der Geister in Oesterreich in den achtziger Jahren geübt!

Um sich von dem niederschmetternden Eindrucke, den der Verlust der geliebten Gattin, die er wenig über ein Jahr die Seinige nennen durfte, zu erholen, zog Lessing von neuem in den Kampf für die Freiheit. Man kennt allgemein seine Großthaten im Streite mit Götze, und die Frucht dieser Polemik ist Nathan; noch einmal besteigt er seine „alte Kanzel", die Bühne, und läßt den weisen Nathan die herrlichen Worte der Duldung sprechen. „Ich hatte aus Wien eine Menge Subscribenten darauf; aber durfte ich es wagen, meine dortigen Freunde zu compromittiren?" schreibt Lessing den 13. August 1779 an den Staatsrath Gebler. Man weiß, wie Lessing, vom leidenschaftlichsten Hasse des Obscurantismus verfolgt, im Jahre 1781 ganz vereinsamt sein Leben beschließt. Niemand im ganzen deutschen Reiche unternahm es, hervorzutreten für ihn; Semmler in Halle, einst selbst der Erste in der Reihe der Kämpfer für Aufklärung, verhöhnte ihn in niedrigster Weise. Keine Bühne wagte es, den Nathan aufzuführen[1]). Das orthodoxe Lutherthum machte Lessing zum Antichrist, Käuflichkeit wurde ihm vorgeworfen u. dgl. m. Die Böswilligkeit und Verläumdung heftete sich an jede That Lessing's. So wurde in Deutschland die Fabel verbreitet, Lessing hätte für die Herausgabe der Fragmente des Reimarus, eines Werkes, welches mit Recht als

[1]) Döbbelin's Wagniß in Berlin mißglückte völlig. Nach drei Aufführungen wurde das Stück bestattet, um erst nach zwanzig Jahren wieder — durch Iffland — zum Leben zu erwachen. 1785 führte es Seipp in Preßburg zum Staunen aller Welt auf die Bühne. Das größte Verdienst aber hat sich Schiller durch seine Bühneneinrichtung bei der Aufführung in Weimar, 1801, um Nathan erworben.

Vorläufer von Strauß' „Leben Jesu" gilt, von der Judenschaft zu Amsterdam ein großes Geldgeschenk erhalten. Das Gerücht kam auch nach Wien. Es ist bemerkenswerth, in welcher Weise es in dem josephinischen Oesterreich mitgetheilt und aufgenommen wurde. Das kaiserliche Amtsblatt, „Wiener Diarium", meldete unter dem 23. Weinmonat 1779 folgendes: „Von guter Hand ist uns einberichtet worden, daß Herr Lessing, dessen Verdienste schon so allgemein berühmt und bekannt sind, daß sie nicht erst nöthig haben, durch unsern schwachen Federzug besonders erhoben zu werden, wegen Herausgabe einiger Fragmente von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenke von 1000 Ducaten erhalten habe. Belohnungen dieser Art verdienen es allerdings, öffentlich angemerkt zu werden, weil sie zugleich die Ueberzeugung bewirken, daß ächte Verdienste und wahre Gelehrsamkeit nie unbelohnt bleiben, und jedes Genie zur unverdrossenen Nacheiferung aufmuntern müssen." Mit diesem Nachsatze ist genügend bewiesen, daß es fürwahr keine böswillige Tendenz gewesen, welche dieser Reproduction eines in Deutschland verbreiteten Gerüchtes innewohnte.

Gebrochen von so viel Stürmen des Gemüths, sank Lessing in das Grab. Daß es ihm doch nicht vergönnt war, etwas zu erfahren von dem, was im Cabinet Joseph's II. eifrig ausgearbeitet wurde! Ein Lichtstrahl der Freude hätte seinen düsteren Sinn belebt. Während Joseph sich in den Niederlanden aufhielt, wurde der Entwurf zu jenem Gesetze ausgearbeitet, das die Principien, welche Lessing bis zu seinem Tode vertheidigt hatte, in der Form eines Gesetzes aussprach. Am 15. Februar 1781 schied Lessing aus dieser Welt, am 15. October desselben Jahres erschien das Toleranz-Edict. Es enthielt Satzungen, durch welche den Juden ein menschenwürdiges Dasein geboten wurde. Es war dies die schönste Todtenfeier für den Dichter des „Nathan". Vierzehn Tage später (1. November 1781) ward die Leibeigenschaft völlig aufgehoben, und so erfüllten sich auch in diesem vom edelsten Geiste der Humanität durchwehten Gesetze des gefürsteten Philosophen Lessing's Ideen von der Freiheit und dem Rechte der Menschen[1]). Klopstock, der Lessing überlebende

[1]) Vergl. übrigens das Spartacus-Fragment.

Dichter, sang gleich nach Veröffentlichung dieser Gesetze seine schöne tief empfundene Ode an den Kaiser:

Den Priester rufst Du wieder zur Jüngerschaft
Des großen Stifters, machest zum Unterthan
Den jochbeladenen Landmann, machst den
Juden zum Menschen — — — — —
— — — — — — — — — —

Wie Lessing, so mußte auch Joseph II. den Kampf mit dem Obscurantismus bestehen. Seine durchgreifende und zufahrende Art ist nicht ohne Schuld daran, daß er viele seiner politischen Maßregeln zurücknehmen mußte; aber wie Lessing den Nathan, so hinterließ Joseph das Toleranz-Edict als ein theueres Vermächtniß, da er genau neun Jahre später seinem geistigen Mitstreiter in den Tod nachfolgte. Nicht blinder Zufall hatte die Beiden gleichzeitig auf dieselbe Bahn geführt, sondern die Erkenntniß von dem hohen Berufe der Menschen. So leuchten sie uns denn auch jetzt noch voran als zwei hervorragende Helden aus dem „Zeitalter der Aufklärung".

VI.

Joseph II. und die deutsche Bühne.

In der Selbstbiographie des einstmals hochgefeierten Schauspielers Joseph Lange findet sich eine Stelle über Joseph's Verhältniß zur deutschen Bühne. Sie lautet: „Der unsterbliche Kaiser sah die Bühne als ein Mittel zur Bildung seiner Nation an und darum hieß er sie deutsches Nationaltheater. Deutsche Sprache, deutsche Sitten, deutscher Geschmack, deutsche Kunst sollten sich an ihrer Darstellung erheben. So betrachtet erschien ihm die Bühne seiner Aufmerksamkeit werth bis an seinen Tod. Darum gehörte ihr Fortgang unter seine Lebensfreuden, darum wies er sie sogar jedem seiner Gäste mit einem edlen Stolze und war vergnügt, wenn auf seine immer bereite Frage: „Nun, was sagen Sie von meinem Theater?" ihm recht viel Gutes darüber gesagt wurde. Die ersten Schritte des Monarchen bezeichneten sogleich, wie sehr es ihm darum zu thun war, die deutsche Bühne besucht und also auch wirksamer zu machen. Großmüthig setzte er die Eintrittspreise herab, um alle Stände an dem Vergnügen des Schauspiels theilnehmen zu lassen. Weise hob er die Ballets und die italienische Oper auf, um den Adel zum Besuche deutscher Stücke zu zwingen und ihm allmälig für dasselbe Interesse einzuflößen. Ausdrücklich befahl er, bei der Wahl der Stücke nur auf ihre innere Güte, nicht auf den damaligen Geschmack zu achten. Als sodann Anfangs die Logen unverpachtet waren, das Theater unbesucht blieb, sagte der große Menschenkenner: „Nur so zu, sie werden schon kommen". — „Und siehe da, sie kamen."

Das Vorstehende enthält in wenig Worten eine große That des Kaisers, welche für Hebung deutscher Bildung und Gesittung, mitten in der französelnden Epoche von Bedeutung war. Am 17. Februar 1776 verordnete der Kaiser, „daß er das Theater nächst der Burg zum Hof- und National-Theater erhebe und daß von nun an nichts als gute regelmäßige Originale und wohlgerathene Uebersetzungen aus anderen Sprachen darin aufgeführt werden sollen". Diese Resolution machte begreiflicher Weise in Deutschland großes Aufsehen und von Neuem richteten sich die Hoffnungen der Dichter auf Wien. Als nun vollends der Kaiser den Schauspieler Joh. Heinr. Friedr. Müller in das deutsche Reich sandte, damit dieser für das deutsche Nationaltheater die besten literarischen und schauspielerischen Kräfte gewinne, da wurden selbst die Zweifler eingenommen für die vielversprechenden Wiener Bestrebungen. Müller war ein „studierter" Mann, einstmals Lehrer der Kinder des Schauspieler-Principals Schuch und wurde durch diese Verbindung auf das Theater gelockt. Später kam er zu Sebastiani nach Linz, der in der oberösterreichischen Provinzhauptstadt 1761 regelmäßige Stücke aufführte, als in Wien der Hanswurst noch sein Unwesen trieb. Die Ermunterung des Landeschefs, des Grafen von Schlick, und die Anwesenheit von 200 gebildeten sächsischen Offizieren, welche, nachdem sie sich selbst aus preußischer Gefangenschaft ranzionirt hatten, hier den Zeitpunct der Auswechselung der Gefangenen abwarteten, begünstigten das Unternehmen. Im Jahre 1763 kam Müller nach Wien und betrat wenige Monate nach der Eröffnung des neuerbauten Theaters als Sever in der Tragödie „Polieuct" des Corneille die Bühne, welcher er bis zu seinem Tode angehören sollte. Unter Anleitung von Prehauser und Weiskern lernte er geschickt extemporiren und wurde, als bald darauf die Stegreifcomödie abgeschafft wurde, eines der schätzbarsten Mitglieder der gereinigten Bühne. Noch 1780 nennt ihn Schröder, der geniale Mime, einen „fein komischen Schauspieler voller Einsicht und treffender Darstellungsgabe. In den letzten Jahren sprach er aus Gedächtnißmangel etwas gedehnt. Aber Gecken, Glücksritter können kaum vollkommener dargestellt werden." Bei Lessings Besuche in Wien war er der Begleiter des Ge-

feierten, er war es, der Lessing die Bücherschätze von Klosterneuburg eröffnete. Mit 1000 Gulden fein Gold ging Müller auf die Reise, besuchte in Leipzig Weiße und holte dessen Rathschläge ein, dann Hamburg, wo Schröder seine ersten Triumphe feierte, Berlin, überall die Theater und ihre Kräfte genau prüfend. Mit einiger Genugthuung durfte er an Wien zurückdenken, wenn er in Berlin die Bude Döbbelins in der öden Bärenstraße besuchte, in welcher der Principal die von Hof und Adel vernachlässigte deutsche Kunst pflegte, indeß auf dem Gensdarmenmarkte mittelmäßige französische Provinz-Comödianten einen Kunsttempel inne hatten. Prof. Engel in Berlin unterzog sich der Mühe, ein Gutachten für den Kaiser auszuarbeiten, ebenso ertheilte Lessing in Wolfenbüttel manchen nutzbaren Rath. In Hildesheim, wo der Bischof ein leidliches Theater unterhielt, verweilte Müller ein paar Tage, kehrte dann nach Braunschweig zu Lessing zurück, mit dem er eingehende Gespräche pflegte über die Tantièmen der Dichter, Anlage einer Theaterbibliothek, Engagements von Künstlern, Lessing'sche Vorschläge, welche der Kaiser in der Folge allesammt annahm. Nur gegen eine Lieblingsidee des Kaisers sprach sich Lessing auf das Entschiedenste aus, gegen das „deutsche Singspiel", während er das Aufgeben des Ballets vollkommen billigte. Mit Lessings Empfehlung versehen begab sich Müller zu Gleim nach Halberstadt. Der alte Canonicus empfing den Wiener Künstler mit all' jener zärtlichen Wärme, die ihm eigen war und sprach enthusiastisch von Josephs Absichten.

Was den Parteigänger Friedrichs des Großen unter den deutschen Dichtern, den Sänger der preußischen Grenadierlieder am Meisten beschäftigte, war die von den Zeitungen gemeldete Nachricht, daß Joseph an der Stelle, wo Held Schwerin siegend in der Prager Schlacht gefallen, dem feindlichen General ein Denkmal errichten wolle. Damals dichtete Gleim:

„Ja Kaiser! ja wenn unser Held Schwerin,
Für welchen unsrer Krieger Herzen glüh'n,
In jenes Feld,
Auf welchem er im großen Trauerspiel
Am sechsten Mai mit tausend Helden fiel,
Ein Ehrenmonument aus Deiner Hand erhält —

Dann Kaiser! setzen wir
Zum Ehrendenkmal Dir
Dich selbst in jenes Feld."

Diese Zeilen händigte Gleim handschriftlich seinem Gaste ein als ein Zeichen der Erinnerung. Müller las nun seinem Gastfreund aus seinem Tagebuche die Unterredung mit Lessing über das Theater vor. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte Gleim dem Inhalte und sprach nun seine eigenen Ansichten über die josephinische Bühnenreform aus. Der alte Anakreontiker legte eine Lanze zu Gunsten des Ballets ein, im Gegensatze zu Lessing. Um so energischer protestirte er gegen die Einführung des deutschen Singspiels. Offen sprach er sich gegen diese josephinische Neuerung in nachfolgenden Versen aus:

Gegen das deutsche Singspiel.

Der deutsche Kaiser, sagt man, will
Den Deutschen eine Bühne geben
Und ihnen Geist und Herz erheben —
Um Gottes Willen, wenn er will,
So laß er nicht die Hexe leben,
Die schlau wie Schlang' und Krokodill,
Sich schleicht in aller Menschen Herzen
Und drinnen sitzt als wie ein Huhn
Auf seinem Nest und lehrt: Nur kleine Thaten thun,
Und über große Thaten scherzen!

So wenig Gleim sich für deutschen Operngesang erwärmen konnte, der Gedanke, Deutschland ein Nationaltheater zu verschaffen, schien dem Dichter wahrhaft kaiserlich und deutsch. Vollends der Gedanke, in Wien unter kaiserlichem Schutze die ersten Dichter zu versammeln, nahm den alten Gleim für Joseph II. ein. Er hatte schon früher auf die Nachricht, daß der Kaiser auf derselben Stelle, wo Schwerin fiel, ein Quarré von 24,000 M. hatte bilden und zu Ehren des vor Jahren Gefallenen eine dreifache Ehren-Salve hatte geben lassen, gedichtet:

„Schwerin, der Held, ist wie ein Held gestorben
Und Joseph, der das deutsche Kaiserthum
Mit Friedenskunst erhebt, hat dieses Helden Ruhm
An diesem Tage sich erworben."

Nun glaubte er den Tag gekommen, an welchem sich doch die Hoffnung deutscher Dichter auf ein „Augustisch Alter" verwirklichen sollte und er widmete Joseph II. nachfolgende Verse:

An unsern deutschgesinnten großen Kaiser.

„Ich möchte wohl der Kaiser sein!
Den Orient wollt' ich erschüttern,
Die Muselmänner sollten zittern,
Constantinopel — wäre mein.
Ich möchte wohl der Kaiser sein!

Ich möchte wohl der Kaiser sein! —
Athen und Sparta sollten werden —
Und Rom die Königin der Erden,
Die Alte! — sollte sich erneu'n,
Ich möchte wohl der Kaiser sein!

Ich möchte wohl der Kaiser sein! —
Die großen Helden zu besingen,
Würd' ich die besten Dichter dingen,
Die gold'nen Zeiten führt' ich ein,
Ich möchte wohl der Kaiser sein!

Ich möchte wohl der Kaiser sein!
Weil aber Joseph meinen Willen,
Bei seinem Leben will erfüllen,
Und sich darauf die Weisen freu'n,
So mag er immer Kaiser sein!"

In Gotha verkehrte der josephinische Kunstgesandte mit Gotter, dessen Bühnenkenntniß sich in den dramatischen Productionen bewährte, welche das Wiener Theater in seinem Repertoir hatte. Von da wandte sich Müller nach Weimar. In dieser Stadt interessirte sich der Herzog und sein dichterischer Freund Dr. Goethe für das Theater; ja sie hatten einige Tage vor Müllers Ankunft privat in dem Stücke „Die Mitschuldigen" mitgespielt. Von dem jungen Goethe wäre ein Votum sehr erwünscht gewesen. Allein er war mit seinem herzoglichen Freunde auf einem Ausfluge nach Dessau abwesend; und so blieb Müller nur Wieland als Rathgeber, an den ihn Gleim warm empfohlen hatte. Wieland zählte in Wien tausende von Verehrern, war, wegen seiner den Franzosen

abgelauschten Manier und Grazie ein Liebling des dortigen Lesepublicums, unterhielt viele, mitunter freimaurerische Beziehungen zu dem österreichischen Adel und beherrschte, bald nur zu sehr, den Wienerischen Geschmack, so daß Goethe behaupten konnte, Wien sei Wieland die poetische und prosaische Cultur schuldig. Mit aller Herzlichkeit nahm Wieland den Wiener Künstler auf und sprach sich sehr eingehend über das „Singspiel" aus. Während Lessing, Ramler, Engel, Weiße in der Einführung des deutschen Singspiels eine Gefahr für das deutsche Nationaltheater erblickten, indem sie nicht mit Unrecht darauf verwiesen, daß selbst unbedeutende Gesangskräfte das recitirende Schauspiel überall in den Hintergrund drängen und auf Kosten des kaum aus der Zwangsjacke des Hanswursts befreiten Schauspiels das Singspiel freigebig ausgestattet werden müßte, zeigte sich Wieland als Freund des Singspiels. Lebhaft vertrat er die Ansicht, daß die Deutschen berufen seien für das musikalische Lustspiel. Damals gefielen Wielands Singspiele „Alceste", „Wahl des Herkules", namentlich „Alceste" in der Composition Schweitzers. Kein Wunder, daß Wieland dem josephinischen Plan, dem deutschen Singspiele eine Pflegestätte zu widmen, lebhafteste Anerkennung gab, und er dieser Kunstgattung eine glänzende Zukunft verhieß, wo Gluck so hoch in Ansehen stand und Haydn, Salieri und bald auch Mozart heimisch waren.

Im Jänner 1777 kehrte Müller von seiner Reise nach Wien zurück. In anderthalbstündiger Audienz erstattete er dem Kaiser Bericht über die Kunstzustände in Deutschland. Joseph sprach von Müllers Tagebuch, rühmte die Beobachtungsgabe des Künstlers, welche er den Diplomaten wünschte und verweilte längere Zeit bei den Ausführungen Lessings und Engels. Die Lessing'schen Vorschläge wurden genehmigt, der Auftrag ertheilt, Weiße, der an dem Sitze des Buchhandels lebe, gegen ein ihm jährlich zu leistendes Honorar mit dem Ankaufe der Bücher, Zeichnungen und Kupferstiche für die Theaterbibliothek zu betrauen. Müllers Vorschlag eines Theater-Philantropins sollte noch einmal zur Prüfung an Lessing, Engel und Weiße gelangen. Wir wissen nur, daß „sämmtliche befragte ausländische Gelehrte" Gutachten einlieferten; diese selbst sind uns nicht erhalten. Die „Pepinière", das „Theater-

Philantropin" kam als kaiserliches Institut nicht zu Stande. Müller gründete eine Theaterschule auf eigene Gefahr, die jedoch nach einem Jahre aufhörte. Der Tod der Kaiserin Maria Theresia brachte lange Theaterferien und ein Verzögern der Bühnenreform. Der Kaiser nahm sich des „Nationaltheaters" eifrig an, gab ihm eine neue Organisation und neue Kräfte, wie die von Lessing empfohlene Rouseul und den auf Befehl des Kaisers engagirten Schröder. Mehr noch als das Schauspiel beschäftigte den Kaiser die Gründung einer deutschen Oper. Bald waren die Kräfte in dem musikalischen Wien gesammelt. Joseph II. ermunterte durch seine Anwesenheit bei den Proben und Aufführungen. Der ganze Hof und Adel folgte seinem Beispiel. In wenigen Monaten war das Werk vollendet, eine neue, vielfachen Genuß bietende Kunstgattung auf der deutschen Bühne einzuführen. Das Interesse war nun allerseits für die deutsche Oper geweckt und die Vorstellung der „Bergknappen", von Umlauf, fand unter ungeheurem Beifall des Publicums statt, das sich ungemein der Wahrnehmung erfreute, daß auch Deutsche im Stande seien, gut und angenehm zu singen. Den Singspielen folgten bald serieuse Opern in deutscher Sprache und Gluck hatte noch am Abende seines Lebens die Freude, sein musikalisches Drama „Iphigenie in Tauris" endlich einmal in deutscher Sprache zu hören. Marie Antoinette hatte in Paris wesentlich dazu beigetragen, daß Glucks Werke den Sieg, allen Feinden zu Trotze, davon trugen. Ihr Bruder Joseph brachte das musikalische Drama des deutschen Tondichters in Deutschland zu Ehren. Nun war die deutsche Oper festgegründet und das josephinische Oesterreich schenkte ihr auch noch den Genius Mozart.

VII.

Lessing's Jugendliebe.

Caroline Neuber hatte in Leipzig den Versuch gemacht, ein ständiges Theater mit gutem deutschen Charakter zu gründen. Zu den Besuchern dieses Theaters gehörte auch Gotthold Ephraim Lessing, der Sohn des Pastors aus Kamenz, der sich in Leipzig zu Studien aufhielt. Er und sein Freund Weiße „aßen lieber trockenes Brot, ehe sie es versäumt hätten, das Theater zu besuchen." Sie übersetzten gemeinsam einige französische Stücke für die Bühne der Neuberin, um sich freien Eintritt zu verschaffen, und Lessing kam so in den unmittelbaren Verkehr mit den Schauspielern und Schauspielerinnen dieser Bühne, gab ihnen Anleitung und Belehrung, zechte und spielte mit ihnen und erregte, wie allgemein bekannt, den Zorn des würdigen Vaters, der den achtzehnjährigen Sohn als „Beflissenen der Gottesgelahrtheit" hinter theologischen Folianten wähnte. Der Umgang mit Freigeistern und Comödianten ward dem jungen Lessing auf das Strengste verboten, und als das Verbot nichts fruchtete, ward er von Leipzig in die Heimat abberufen. Allein wenige Monate nachher — zu Ostern 1747 — kehrte Lessing nach Leipzig zurück, und die alte Neigung erwachte mit erneuerter Kraft und Lebendigkeit. „Man sah ihn", erzählt sein Bruder, „früh bei den Proben und Abends bei den Vorstellungen, und er studierte die Schauspielkunst mit solchem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl derselben für ihn in Leipzig errichtet werden sollte."

Dieser Theilnahme für die Kunst gesellte sich aber noch ein anderes Interesse hinzu. Lessing liebte die Schauspielerin Lorenz,

und zwar mit der ganzen Gluth einer ersten Liebe. Dies Factum ist bekannt und wird in allen Lessing-Biographien erzählt; allein die Heldin dieses Roman's geht von dem Augenblicke an, als sie Leipzig verläßt, allen Biographen verloren. Es könnte scheinen, als ob sie in der Folge nicht ein und das andere Mal in Erinnerung käme — nein, sie taucht ja in Lessing's Briefwechsel, dreißig Jahre später, wieder auf; nicht als ob diese Neigung nicht noch eine zeitlang in Lessing's Gemüthsleben tiefe Spuren zurückgelassen hätte; nein, ihre Spur geht nur aus dem einfachen Grunde verloren, weil das Leben der Geliebten Lessing's sich in Wien fortsetzt und dort die Erforschung der Spuren des deutschen Geisteslebens bisher vernachlässigt wurde.

Im Frühjahre 1748 löste sich die Truppe der Neuber auf, und die junge schöne Lorenz folgte einem Rufe nach Wien. Lessing, der mit in die Neuber'sche Katastrophe verwickelt war, verließ Leipzig, ging nach Wittenberg und dann nach Berlin. So trennte das Schicksal die beiden Liebenden, die sich erst nach dreißig Jahren in Wien wiedersehen sollten. Lessing trug den Verlust der Geliebten schwer. Stahr hat vollkommen recht, zu behaupten, daß dieses Verhältniß den Anlaß zu jenen Liedern aus der Leipziger Epoche gegeben, und Schlußwendungen wie die in dem Liede „Die Namen" oder in dem an die „Schlafende Laura" haben in der That mehr innere Empfindung, als den Ton der conventionellen Anakreontik. Die Lieder: „Die Betrübniß" und der „Verlust", aus der Zeit, in welcher Lessing das Leben eine „unerträgliche Last" war, drücken den tiefen Liebesgram deutlich genug aus:

„Ach, Freund, sie flieht, die Ungetreue
Und sie besaß mein Herz;"

oder:

„Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingst nicht mit verloren
Liebe, da ich sie verlor!"

Das Gerücht ging, Lessing sei der Geliebten nach Wien gefolgt. Der Pastor Primarius zankt gelegentlich über „Correspondenzen mit Comödianten", worauf der Sohn sich entschuldigt, seine Briefe nach Wien seien an den Baron Seiller, den Director von

allen Theatern in Oesterreich, gerichtet. Ein andermal wird der Sohn befragt, was es denn mit dem Gerüchte von der Uebersiedelung nach Wien und dem Katholischwerden auf sich habe. Genug, wir haben es hier mit einer wahrhaften Liebe zu der Schauspielerin Lorenz zu thun, die später Madame Huber, schlechtweg die Huberin hieß und als Madame Weidner zu den Zierden des Schauspieles in Wien durch volle vierzig Jahre zählte.

Die Schicksale dieser Jugendgeliebten Lessing's sollen meine Collectaneen erzählen, nachdem, wie oben bemerkt, Niemand bisher ihre Spur verfolgt hat, ein Loos, welches diese Künstlerin umsoweniger verdient, als unsere Literar-Historiker bei Weitem unbedeutendere Frauen-Charaktere sonst zum Gegenstande ihrer Studien zu machen pflegen.

Als Lessing's Geliebte nach Wien kam, fand die Schülerin der Neuber Alles anders, als sie es in Leipzig gewohnt war zu sehen, als der geliebte Freund es gelehrt. Hier herrschte noch Hanswurst mit voller Macht, und nur an zwei Tagen der Woche gab es regelmäßiges Schauspiel, Dienstag Lustspiel, Donnerstag Trauerspiel. An den übrigen Tagen herrschte die Stegreif-Comödie. Sie sprach also mit Prehauser, Weiskern, Leinhaas, Heydrich um die Wette ex tempore, und wie uns ein Kenner aus jenen Tagen meldet, „mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und bündiger Suada in der Burleske". Ihr edler Anstand, ihre schöne Erscheinung, das sympathische Organ fesselten den besseren Theil des Publicums an das regelmäßige Stück, das durch ihr Wirken stets mehr Boden gewann. Ihr Auftreten in der Comédie larmoyante wurde zum Magnet für den Theaterbesuch. In dem Modestücke jener Zeit, dem „Poetischen Landedelmann" des Destouches, stellte sie, wie ein Referent jener Zeit erzählt, ein ergreifendes Bild voll Naturwahrheit hin, und Tags darauf ließ sie ihrer Laune in einem extemporirten Schwanke an der Seite Prehauser's die Zügel schießen. Sie brachte Lessing's „Miß Sara Sampson" auf die Wiener Bühne, bei welcher Gelegenheit in dem bürgerlichen Trauerspiele des Mellefonts getreuer Bedienter vom Hanswurste dargestellt werden mußte, um dem Publicum eine Concession zu machen. Aber sie brachte das Stück und sie bearbeitete es, um es möglich zu machen. Der Director fürchtete den Ernst

des Stückes; aber Lessing's Geliebte trat mit ihrem Namen ein und auf dem Zettel stand mit großen Buchstaben — wie auf dem Titel des selten gewordenen Druckes: „Dargegeben von Kristiana Friderica Huberin, gebornen Lorenzin." Das Stück gefiel, die Bahn für das ernste Stück war eröffnet. Ihre Beliebtheit war derart, daß man sie niemals entbehren konnte; so kommt Diderot's „Hausvater" in der Lessing'schen Uebersetzung auf die Bühne, und die Huberin bereitet diesem Stücke einen Triumph; 1767 tritt sie in der „Minna von Barnhelm" auf und der Erfolg ist ein glänzender. Das Lustspiel wurde mehrere Male in Einer Woche zur Darstellung gebracht, zumal es das Lieblingsstück der Kaiserin Maria Theresia gewesen — ein Beweis mehr, wie wenig Wahrheit in der Behauptung gewisser Literar-Historiker liegt, daß das Stück eine Verherrlichung des Preußenkönigs sei, der ja doch die Aufführung desselben überall verbieten ließ und es sogar in Hamburg, ja durch seinen Gesandten in Paris verfolgte.

Seit dem Jahre 1763, in welchem Jahre das neue Schauspielhaus bezogen wurde, und vollends seit dem Tode des Kaisers Franz I., gewann das deutsche Schauspiel immer mehr Boden, und seine beste Stütze war die Huberin. Das Publicum verlangte sie immer und überall beschäftigt. In einem Promemoria des Oberstlieutenants Affligio, des Pächters der Bühne, vom 16. des Christmonat 1769, finde ich folgende Stelle: „Die Huberin wurde kurz vor Weihnachten krank, man gab in der Geschwindigkeit ihre Rolle einer Anderen und diese wurde ausgepfiffen. Sie hat fast in allen Stücken Rollen, man kann nichts geben, man kann nichts thun ohne sie; man muß oft solche Stücke geben, worin sie nicht ist, aber sie machen den Eindruck nicht, als wo sie darinnen spielt." Fürwahr ein glänzendes Zeugniß für diese Künstlerin. Aber die Huberin ließ sich durch solche Lobsprüche nicht bestechen. Dieser Affligio, der Pächter der Bühne, hatte es eben darauf abgesehen, mit dieser Klage die Erlaubniß zu erhalten, den Hanswurst wieder auf die Bühne bringen zu dürfen. Die Huberin hatte aber längst ihre Partei gewählt; sie hatte sich auf die Seite des Sonnenfels gestellt, und sie, die 20 Jahre in der extemporirten Comödie wie im ernsten Stücke mitgewirkt hatte und in dem erstgenannten Genre die glän-

zendsten Proben ihres schlagfertigen Geistes gegeben, trat offen als Gegnerin der Burleske auf, stand bei allen Schritten, welche die Schauspieler gegen Affligio unternahmen, an der Spitze der Opposition, bis es endlich gelang, den Kaiser zu bestimmen, das Theater dem Pächter aus den Händen zu nehmen.

Joseph II. machte die deutsche Bühne zum Hof- und National-Theater, und der Obersthofmeister Fürst Khewenhüller-Metsch verkündigte den versammelten Schauspielern die Grundsätze, welche fortan maßgebend sein sollten, daß nur gute Originale und wohlgerathene Uebersetzungen zur Aufführung gelangen können, und gab dabei zu bedenken, daß jetzt das Studium, das Auswendiglernen der vielen Novitäten sehr schwierig sein werde. — Da trat die Weidner — diesen Namen führte die Huber jetzt — vor und hielt im Namen aller Schauspieler eine Ansprache, in welcher sie auf die bitteren Kränkungen hinwies, welche die Schauspieler von den Pächtern bisher erdulden mußten und betonte es nachdrücklich und dankbar, daß die Kunst durch den Schutz, den ihr der Kaiser angedeihen lasse, geadelt werde. Bald darauf starb der Fürst Khewenhüller; der intime Freund des Kaisers, Graf Rosenberg, erhielt die Leitung des Theaters, dessen schöne Tage nun begannen.

Mit größter Auszeichnung wurde die Weidner behandelt. Sie schien mit ewiger Jugend begnadet; ihr Adel war ein Seelen-Adel, deshalb veredelte sie jede Gestalt. Sie war längst in das Fach der Anstandsdamen und Mütter übergetreten, aber sie durchgeistigte noch jede Gestalt mit der edlen Empfindung der „schönen Lorenz". Fünfundzwanzig Jahre nach ihrer hinreißenden Darstellung in Gellert's „Zärtlichen Schwestern", die Lessing so sehr entzückte, schreibt Eva König, Lessing's Braut aus Wien, ihrem Freunde: „Ich habe in meinem ganzen Leben nie eine Rolle so ausführen sehen und bei keiner das empfunden, was ich bei der Darstellung der Mutter in „Emilia Galotti" empfunden habe." So schreibt der „incarnirte helle Verstand" von dieser Künstlerin. Welchen Eindruck Diese auf Frau König gemacht, die bekanntlich sehr strenge über ihre Wiener Freunde urtheilte, ersehen wir aus ihrem Briefe an Lessing aus dem Jahre 1772, worin sie dem Geiste derselben das ehrenvollste Zeugniß ausstellt. Lessing fühlte sich dadurch etwas beunruhigt.

„Daß sie die Bekanntschaft von Madame Huber gemacht", schreibt Lessing an Frau König, „ist mir sehr angenehm. Ich weiß nicht, ob ich ihnen schon einmal erzählt habe, daß ich sie als Mademoiselle Lorenzen gekannt, ich weiß auch nicht, ob sie selbst sich dessen noch erinnert, wenigstens sind es nahe an 25 Jahre, daß ich sie zuletzt gesehen, und in einer solchen Zeit kann man, glaube ich, noch vertrautere Bekanntschaften vergessen, als die unserige gewesen. Sie kann gar wohl noch eine ganz gute Frau sein, aber sie muß auch dabei eine sehr eifersüchtige Actrice sein, die keine neben sich aufkommen lassen will. Wenn ihre Verdienste ihr dazu einiges Recht geben, so mag es noch hingehen, aber man sagt, daß auch diese nicht so bedeutend sein sollen."

Wie verlegen ist diese Sprache Lessing's, der, zart wie immer, glaubt, selbst die Erinnerung an seine Jugendliebe in dem Sinne der Frau, die er eben jetzt liebt, nicht aufkommen lassen zu dürfen. Und doch wie ungerecht! In den Tagebüchern des Joh. Friedrich Müller, des berühmtesten Darstellers des Just aus der „Minna", eines Collegen der Huber-Weidner, findet sich die Darstellung eines Theatervorganges, der die „eifersüchtige Actrice" recht weit weg in's Fabelreich stellt, hingegen die wahrhaft edle Künstlerin zeigt, die, mit voller Berechtigung, die allgemeine Verehrung ihrer Collegen wie des Publicums genoß. Als 1775 Madame Sacco, die früher unter dem Namen Mlle. Richard auf mehreren Bühnen Deutschlands mit großem Glücke gespielt hatte, als „Eugenie" in dem Schauspiele „Beaumarchais" zum ersten Male die Wiener Bühne betrat und im Verlaufe ihrer Darstellung all' die Vorzüge einer dramatischen Künstlerin von Bedeutung entfaltete, erdröhnte das übervolle Haus unter den Beifallsrufen der Zuschauer. Madame Sacco wurde stürmisch hervorgerufen; allein von der Empfindung der Freude überwältigt, vermochte sie es nicht, vor dem Publicum zu erscheinen. Da trat die Huber-Weidner, sie an der Hand führend, vor die Lampen, und als die Sacco sich nur verbeugte, ergriff sie das Wort und sprach: „Der gütige Beifall hat ihr Herz zu sehr gerührt; ihr Dank ist stumm. Sie wird Alles anwenden, Ihre Güte ferner zu verdienen." Diese Collegialität gefiel dem Publicum und: „Bravo Weidner! Braviſſimo!" erscholl es aus allen Räumen. War das eine „eifer-

süchtige Actrice"? Doch kurze Zeit nachher war Lessing in Wien; es ward ihm zu Ehren „Emilia Galotti" gegeben; die Sacco gab die Emilia, die Weidner die Claudia. Die Letztere glänzte in der kleinen Rolle. Als Lessing sie wieder sah, war er tief bewegt, und die noch immer „anmuthige Frau" rief ihm die Tage der Leipziger Jugend, den „jungen Gelehrten", den er für die Neuber'sche Truppe geschrieben, die Proben und die Jugendliebe wieder in das Gedächtniß zurück, und Frau König schreibt, nicht ohne eine kleine Regung von Eifersucht, an ihren Freund nach Wien: „Erneuern sie die Freundschaft mit Madame Huber nicht zu stark, sonst giebt mir mein guter oder böser Geist ein, daß ich es nicht besser mache."

Als der Regisseur Müller von seiner großen Rundreise in Deutschland, auf welcher er auch Lessing besuchte, 1777 heimkehrte, hatte er dem Kaiser Joseph über die Acquisitionen Bericht zu erstatten. Müller hat das Gespräch sorgsam in seinen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet.

Der Kaiser richtet an ihn die Frage: „Haben Sie denn gar keine Actrice für das Fach unserer Weidner gefunden"? worauf Müller antwortet: „Nein, Euer Majestät, diese Frau zu ersetzen würden wir drei Schauspielerinnen nöthig haben, nämlich für die hohe Tragödie, für die edlen Mütter im Lustspiele, für carikirte Damen, eifersüchtige Ehefrauen und für bäuerische Mütter." — „Das ist wahr," erwiderte Joseph, „sie ist in diesen Charakteren Meisterin; ich sah sie erst kürzlich als Elisabeth in „Essex", als Bäuerin im „dankbaren Sohn" (Engels) und in der „Schönen Wienerin" als adelsstolze Etiquette-Närrin — man kann nicht besser spielen."

Drei Jahre später kam der große Mime Schröder nach Wien und er schreibt: „Madame Weidner im Besitze des Beifalls, ihre Gestalt, ihr Anstand entsprechen dem Bilde der würdigsten Mutter — ihre stolzen und gezierten Damen scheinen die Wirklichkeit selbst." Im Februar 1788 machten die fünf Inspicienten dem Kaiser die Anzeige, daß die älteste Actrice, Weidner, ihr vierzigstes Dienstjahr mit Ruhm zurückgelegt habe. Der Kaiser ließ der Künstlerin melden, sie möge sich ein Stück und einen Abend selbst wählen, an welchem sie ihr Jubiläum feiern wolle:

„Die Direction soll ihr die ganze Einnahme überlassen; sie hat noch mehr als das verdient," setzte der Kaiser hinzu.

Fünf Tage später war die Vorstellung; die Weidner hatte „Emilia Galotti", das Werk ihres inzwischen verstorbenen Geliebten aus der Jugendzeit gewählt, wiewohl sie zu jener Zeit noch ein großes Repertoire der hervorragendsten Rollen hatte. Ihr herrliches Spiel voll Ausdruck und Würde machte die kleine Rolle hervorragend, und sie empfing die lautesten Beifallsbezeigungen des übervollen Hauses. Ein Berichterstatter meldet in einer gleichzeitigen Wochenschrift: „Keine Loge, kein Platz war unbesetzt. Se. Majestät war vom Anfange bis an das Ende gegenwärtig und schickte ihr zwanzig ganze Souverain'or nebst der großen goldenen Ehrenmedaille." Die Weidner blieb trotzdem in Thätigkeit. Brockmann, der seit 1789 die Direction führte, schonte die Kräfte der alten Künstlerin; nur selten, dann aber in wichtigen Partien, wie die Königin im „Hamlet", trat sie auf. 1790 starb Joseph II., der Schützer der dramatischen Kunst und der Künstler. Dem langjährigen Leiter der Bühne, dem Fürsten Rosenberg, dem Freunde des Hingeschiedenen, ward Graf Ugarte als Nachfolger gesetzt. Leopold II. machte die Künstler zu Hofbeamten und pensionsfähig, und die Weidner hielt in der Audienz die Dankrede im Namen Aller: „Diese Sicherung der Zukunft giebt den älteren Mitgliedern, welche den besten Theil ihrer Lebenstage für des Theaters Glanz und Würde angewendet, eine beruhigende Vergeltung — und jüngeren einen neuen Antrieb, dem Gipfel höchster Vollkommenheit zuzueilen." Nicht lange und Leopold II. starb und es folgte Franz II. Man fürchtete von diesem Kaiser ein Zurücknehmen der josephinischen Theatergesetze. Und es kam auch so; Graf Kuefstein erhielt die Oberleitung. Neue Verordnungen, von bureaukratischem Geiste erfüllt, wurden den Schauspielern vorgelesen, die Künstler sollten die Satzungen unterschreiben! Lessing's Freunde, Müller, der berühmte Just-Darsteller, der etwas von der eckigen Rauhheit seiner Meisterrolle mit ins Leben übertrug, und die Weidner, Lessing's Jugendgeliebte, weigerten sich, wagten sogar einen Protest für die Aufrechthaltung der josephinischen, nach Lessing's und Weiße's Ideen verfaßten Gesetze. Die dem Grabe zuschreitende Weidner stand an der

Spitze der Verschwörung des Künstlervölkchens. Doch umsonst, das k. k. Theater ward wieder in Pacht gegeben, das National-Theater wurde Hofburg-Theater und Kotzebue bestieg den theatralischen Thron! Goethe und Schiller blieben verbannt. Immer einsamer wurde es um die Weidner, der Tod entriß viele der besten Genossen; nur selten betrat die Künstlerin, die eine bessere Zeit gesehen, die Bühne, auf welcher sie von Lessing zur Priesterin geweiht wurde.

An der Seite der Neuberin kämpfend, war sie unter Lessing's liebevoller Leitung der Kunst vertraut geworden, der sie in Wien ein halbes Jahrhundert lang treu gedient. Sie hatte die dramatische Kunst auf ihrem ganzen dornenvollen Pfade begleitet. Mit der Burleske begann sie, mit Shakespeare hat sie geendet; mit Prehauser verrichtete sie niedrige Dienste, mit Schröder opferte sie im Tempel der Kunst. Sie sah die Kunst verachtet und arbeitete mit unermüdlichem Eifer fort, bis der machtvoll hereinbrechende Geist der Zeit der dramatischen Kunst zum Rechte verhalf und sie selbst, mit der Vollkraft ihres Talentes die schwierigsten Aufgaben der Menschen-Darstellung bewältigend, die Gemüther erheben konnte. Hochgeehrt stand sie da als ein lebendiges Zeugniß für die, von den niedrigsten Anfängen bis zur Höhe der größten Bedeutung entwickelte Kunst, deren Schicksale sie alle mit durchlebt hatte. Ihre Zeit war um, sie sehnte sich nach Ruhe; zum Kämpfen fehlte ihr die Kraft, zum Dulden der Wille — so trat sie am 29. April 1793 als Gräfin-Mutter in „Jeannette" von Gotter zum letzten Male auf und verabschiedete sich vom Publicum mit einer Abschiedsrede in Versen. Sie starb am 14. November 1799, an der Schwelle des neuen Säculums, im 70. Jahre ihres Alters. Der Genius Lessing's hatte in seiner ersten Liebe ihre Stirne geküßt, ihr das Siegel der Weihe für die Kunst aufgedrückt, deren größter Lehrer er gewesen ist und bleibt!

VIII.

Miss Sarah Sampson.

„Unser Lessing ist sieben Wochen hier in Potsdam gewesen, allein Niemand hat ihn gesehen! Er soll hier, verschlossen in ein Gartenhaus, eine Comödie gemacht haben. Er hätte vielleicht eine bessere gemacht, wenn er sich nicht verschlossen hätte, denn es giebt hier auch gar viele Narren zu belachen." So schreibt am 2. April 1755 Major Kleist an Gleim. Aber der Sänger des „Frühlings" hatte eine nur allzu trügerische Vermuthung. Lessing arbeitete nicht an einer dem Griechischen oder Römischen nachgebildeten Comödie, sondern an einem großen Drama, an einer bürgerlichen Tragödie, welche eine gewaltige Umwälzung auf dem Boden der dramatischen Literatur hervorzurufen bestimmt war und eine Epoche machen sollte in der Entwicklung des deutschen Kunstlebens. Lessing, der bereits mehrere dramatische Producte („Der junge Gelehrte", „Der Freigeist", „Der Weiberfeind", „Die Juden", „Die alte Jungfer", „Der Schatz") geschaffen, trat mit der „Miß Sarah Sampson", seine Jugendperiode abschließend, hervor.

Was dieses Drama für seine Zeit gewesen, welche großartige historische Bedeutung ihm innewohnt, das läßt sich kaum mit wenigen Worten sagen. Es führte vor Allem ein ganz neues Princip in die dramatische Poesie ein, brachte wirkliches Leben auf die Bühne, auf welcher bis zu „Sarahs" Erscheinen geistloser Formalismus und die französische Renaissance-Poesie ausschließlich geherrscht.

Lessing entdeckte für die deutsche Bühne jenen unerschöpflichen Boden dramatischer Motive, aus welcher unsere französischen Zeit-

genossen so reich schöpfen, die Familie. Hier ruhten und ruhen allezeit die wahren tragischen Conflicte, hier kommen die Leidenschaften und Empfindungen in ergreifendster Weise vor, hier kämpft das Individuum, liebt und leidet es. Er räumt gründlich mit den Königen und Herren auf, welche Gottsched auf Alexandriner-Stelzen in prunkender Rüstung über die Bühne schreiten ließ. Als ob Menschen in bürgerlicher Sphäre nicht denken, fühlen, Großes sinnen, Leidenschaften bekämpfen könnten! Lessing kämpft einen bewußten Kampf für die Berechtigung der Darstellung bürgerlicher Charaktere, und es scheint ein Denkresultat dieses Kampfes, wenn er den Ausspruch thut: „Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unserigen am nächsten kommen, müsse natürlicherweise am nächsten in unsere Seele dringen, und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als Menschen und nicht mit Königen." Dieser etwas stark „standesmäßige" Ausspruch wiederholt sich geklärt in der Hamburger Dramaturgie, wo Lessing, das bürgerliche Trauerspiel gegen das heroische vertheidigend, meint, es sei gleichgültig, welchem Stande die leidenden Personen angehören. Diesen Satz, wie auch jenen, daß die Zeit der Handlung nicht gerade entfernt sein müsse, vertheidigt die „Miß Sarah". Und daß ihr Kampf ein in jener Zeit berechtigter war, beweist das Zeugniß Goethe's, der von dem Lessing'schen Stücke behauptet, „es habe den Werth des mittleren und des unteren Standes zur Anschauung gebracht". Gervinus würdigt diese stoffliche Seite der „Miß Sarah", indem er dieses Stück als Vorbild der ganzen Literatur eines Menschenalters ansieht, und ein Lessing-Biograph kennzeichnet die Bedeutung des Dramas für die Schauspielkunst treffend, wenn er es „das Ei des Columbus" nennt. Durch Einführung der Prosa in das deutsche Schauspiel hat „die Miß Sarah" eine noch erhöhte Bedeutung für die Geschichte des Drama's erlangt. So ist denn diese bürgerliche Tragödie, die Befreiung vom Joche der literarischen Franzosenherrschaft in Rücksicht auf Stoff, dramatische Behandlung, Feinheit der Charakteristik, Wahl des Ausdruckes, Aufgaben der Kunst, für Dichtkunst und Schauspielkunst eine gewaltige, befreiende That des 26jährigen Reformators, zu deren voller Würdigung man die ganze historische Urtheilskraft aufbieten muß.

Die Spuren der Entstehung sucht man nicht vergeblich. Danzel bezeichnet das Werk als eine Zusammensetzung aus den Grundmotiven zweier zu jener Zeit hochgefeierter englischer Dichtungen, Richardsons Roman „Clarissa" und Lillo's „Kaufmann von London", einem Drama. Stahr nennt es „durchaus original in Farbe und Ausführung" und Caro will darin nur die dramatisirte Liebesgeschichte des Jonathan Swift erkennen.

Welche Erfolge hatte „die Miß Sarah" auf dem Theater? An eine Aufführung in Berlin war nicht zu denken, die deutsche Kunst war unter Friedrich nicht geachtet und Ackermann konnte im Jahre der Entstehung der „Miß Sarah" nicht mehr als sieben Vorstellungen zu Stande bringen. So wanderte das Drama nach Frankfurt an der Oder, woselbst es am 10. Juli 1755 seine erste Aufführung erlebte. Lessing, der in späterer Zeit niemals zu bewegen war, den Darstellungen seiner Stücke beizuwohnen, war damals von Berlin nach Frankfurt geeilt. Ueber seinen Erfolg schreibt Ramler an Gleim: „Herr Lessing hat seine Tragödie in Frankfurt spielen lassen, und die Zuschauer haben drei und eine halbe Stunde zugehört, gesessen wie Statuen und geweint". Danzel theilt auch einen Bericht aus dem Lager der Gegner mit. Es ist ein Brief an Schönaich — ein Freund Gottscheds — in welchem sich folgende Stelle findet: „Der ohnlängst besungene Held Gnissel ist den 9. dieses hier angekommen, um ein von ihm verfertigtes bürgerliches Trauerspiel, „Miß Sarah Sampson" genannt, welches die Ackermann'sche Gesellschaft den 10. hujus hier aufgeführt hat, mit anzusehen und sich öffentlich mit beklatschen zu lassen. Nach geendigtem Trauerspiel, das sehr wohl executirt worden sein soll und von 4—10 Uhr Abends gedauert haben, hat Madame Ackermann wie gewöhnlich den Herrn Zuschauern gedankt, und den Verfertiger des Trauerspiels (von dem sie zu verstehen gegeben hat, daß Er selbst zugegen sei) gar sehr gelobt. Ja man sagt, Herr Gnissel sei Vormittags selbst bei der Probe gewesen und habe den Acteurs zurecht geholfen".

Schröder, damals ein zehnjähriger Knabe, trat an jenem Abende als Arabella auf. Gleich der Ackermann'schen, bemächtigte sich auch die Koch'sche Gesellschaft — beide Truppen hielten ihre Bühne von

Gottsched'schem Einfluß frei — der Novität. Die Lessing befreundeten Schauspieler der Koch'schen Truppe brachten das Drama, in einer Verkürzung von Weiße, im April 1765 auf die Leipziger Bühne. Lessing hatte Brückner den Mellefont einstudiert und war Zeuge des großen Erfolges. Mellefont und Marwood wurden rasch als große Aufgaben erkannt. Brückner und Eckhof feierten zwei Jahrzehnte in der ersteren Rolle wahrhafte Triumphe. Allein weit über die Grenzen Deutschlands hinaus reichte die Wirkung der „Miß Sarah". Danzel macht uns mit einer Kritik des Drama's im Journal etranger (December 1761) bekannt, welche Niemand Geringeren zum Verfasser hat, als Diderot. Sie führt den Titel: „Miss Sara Sampson, tragédie bourgeoise de Mr. Lessing." Diese Kritik enthält eine Fülle trefflicher Bemerkungen und zeigt, daß Lessing und Diderot auf gemeinschaftlichem Wege standen, der sie dann vereinigte. Diderot hat auf Lessing, der, wie bekannt den „Hausvater" übersetzte und zum Repertoirestück deutscher Bühnen machte, einen tiefgehenden Einfluß gewonnen.

Schon früher hatte das Journal etranger Lessing ein Génie original genannt, von dem es prophetisch verkündet: „dont nos derniers neveux seront encore fiers"; Diderots Kritik machte Lessing erst recht berühmt. Aus der Correspondenz des Encyklopädisten Grimm erfahren wir das Nähere: Mr. Lessing a beaucoup d'esprit, de génie et d'invention, les dissertations de ses fables prouvent encore, qu'il est encore excellent critique.

Er fährt dann fort zu erzählen, daß dieser Poet großen Ruf in Frankreich habe und daß die Darlegung der Tragödie „Miß Sarah" ihn als Mann von Genie erscheinen läßt. Wir erfahren, daß der Intendant der Finanzen, Mr. Trudaine de Montigny, das Drama übersetzt, im Manuscripte vorgelesen und einen großen Succeß damit hervorgerufen hat; daß es auf dem Privattheater des Herzogs d'Ayen durch eine gewählte Gesellschaft zur Aufführung gebracht wurde, daß die Gräfin Tessé, die Schwester des Herzogs, die Rolle der Sarah trefflich spielte, ihr Bruder einen excellenten Mellefont geboten und die höchste Gesellschaft von Frankreich einen tiefen Eindruck empfangen und reichlichen Beifall gespendet habe. Am Ende des Jahres 1764 kam „Miß Sarah" zu St. Germain

im Palais des Herzogs von Noailles, von dem Herzog von Choiseul und den vornehmsten Damen und Herren vom Hofe dargestellt, zur Aufführung und fand den größten Beifall. Mr. Trudaine hatte einige Veränderungen daran vorgenommen. Von der Ausgabe einer Diderot'schen Uebersetzung, und einer Aufführung auf dem Théâtre français, die vorbereitet waren, ist jedoch nichts verwirklicht worden.

Nach Wien kam das Drama Lessings, wie ich aus meinen Aufzeichnungen entnehmen kann, im Jahre 1763, in welchem Jahre am 9. Juli das neue Theater eröffnet wurde. Am 1. October verkündete der Theaterzettel folgende Novität:

„Neues bürgerliches trauerspiel von 5 Handlungen. Aus dem Englischen gezogen.

Betitelt:

Miß Sara und Sir Sampson.

Mit Hannswurst,

des Mellefonts getreuen Bedienten.

Dargegeben von

Christianna Friderika Huberin, geborene Lorenzin.

Agirende Personen:

Sirsampson, Vater der
Miß Sara, eine tugendhafte Liebhaberin des
Mellefont, erwählter Bräutigam derselben.
Waitwel, ein alter Diener des Sirsampson.
Marwood, ehemalige Liebhaberin Mellefonts,
Betty, der Miß Sara Kammermädel.
Hanna, der Marwood Kammermädel.
Arabella, der Marwood Tochter.
Hannswurst, des Mellefonts Bedienter.
Ein Bedienter der Marwood. — Ein Wirth.

Die Action spielet in einem Gasthofe ohnweit der Stadt London."

In dieser barbarischen Form lernten die Wiener Lessings „Miß Sarah" zuerst kennen. Die Bearbeitung rührt von der Schauspielerin Lorenz her. Danzel findet das Beispiel von Verstümmelung „ergötzlich"; er geht jedoch darauf nicht weiter ein, weil ihm eben nur der Zettel vorlag, die Bearbeitung aber unbekannt geblieben. Wenn er die Lorenzin dafür verantwortlich macht und

ihr in der beiläufigen Bemerkung von einigen Zeilen, welche er der Wiener Bearbeitung widmet, „Mangel an innigem Seelenverständniß und schonender Liebe" vorwirft, so ist er im Unrecht, und es hängt dies mit seiner Auffassung von Lessings Verhältniß zur Lorenz zusammen. Der sonst so scharfsinnige Biograph meint, „man hatte Lessing in Leipzig mit der Lorenz blos in Verdacht gehabt". Das ist nun ganz unrichtig; Lessing widmet der Entschwundenen manches klagende, tiefempfundene Wort, will ihr sogar nach Wien nachreisen und rechtfertigt sich in Briefen vor seinem Vater; ja, als er sie nach zwanzig Jahren in Wien wiedersieht, ist er bewegt und sucht ein Zusammentreffen seiner Braut, Eva König, die sogar ein wenig Eifersucht verräth, zu vermeiden. Ich habe diese Umstände, wie die große Künstlerschaft der Huberin und ihren Lessing-Enthusiasmus in dem Aufsatze: „Lessings Jugendliebe", abgehandelt und kann mich deßhalb hier auf Weniges beschränken. Wer hat eifriger für die Verbannung des Hanswurstes gewirkt, als die Huberin, geborne Lorenz? Sie stand an der Spitze der ganzen Agitation.

Was ists nun mit der in Literatur-Handbüchern aufgerichteten Schandsäule, welche die „Miß Sarah" mit dem Hanswurste darstellt? Die mir vorliegende Ausgabe, welche ich der Liberalität eines Wiener Sammlers verdanke, zeigt die wörtliche Wiedergabe des Lessing'schen Originals, bis auf den Diener Norton, welchen Hanswurst darstellt. Aber auch Hanswurst spricht, mit wenigen Aenderungen einzelner Ausdrücke, Alles, was Norton zu sprechen hat.

Die Erklärung dieser Barbarei ist zunächst in den Bühnenverhältnissen jener Zeit zu suchen.

Schon in den Vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden in Wien regelmäßige Stücke gespielt, und zwar mit einigen Kräften der Neuber'schen Gesellschaft, aber bald gewann die Burleske die Oberhand.

In Wien war der Hanswurst entstanden, deßhalb behauptete er sich auch lange und vertheidigte hartnäckig seinen Posten. Während zum Beispiel die Truppe Sebastiani's in Linz 1761 nur regelmäßige Stücke spielte und mit diesen viel Beifall hatte, wozu die Ermunterung des Landeschefs Grafen Schlick und die Anwesenheit

von 200 gebildeten sächsischen Officieren, welche hier bis zur Auswechslung der Gefangenen lebten, allerdings viel beitrug, herrschte in Wien die Stegreifposse mit Prehauser — dessen Talent der Jacke nicht bedurfte, da er, als die regelmäßigen Stücke immer häufiger wurden, komische Alte mit Meisterschaft spielte — Weiskern, Stephanie, der Huberin und Anderen.

Selbst nach Eröffnung des stehenden neuen Theaters wurden in der Woche neben regelmäßigen Stücken auch Burlesken aufgeführt und die Reformpartei kam auf den Gedanken, als Auskunftsmittel den unvermeidlichen Hanswurst in manchen Stücken in Dienerrollen einzuschieben. Das geschah auch in der „Miß Sarah".

Der Kampf gegen den Hanswurst wurde eifrig fortgesetzt, Klemm, Heufeld, Sonnenfels unterstützten die Bestrebungen der Schauspieler in Wochenschriften. Ja die Schauspieler, die Lorenzin an der Spitze, gestützt auf ihre Contracte, zwangen den kaiserlichen Pächter, das Extemporiren abzuschaffen. Als 1768 im December der alte Spaßmacher Weiskern starb und einen Monat später der greise Hanswurst Prehauser, am 29. Januar 1769, dem alten „Odoardo" ins Grab gefolgt war, endete auch die Hanswurst-Comödie durch die bekannte Hofresolution.

Im folgenden Jahre finden wir bereits ein Repertoire von 111 studierten Stücken. Jetzt erschien „Miß Sarah" wieder in vollkommener Gestalt am 19. Juli 1771 und fand stürmischen Beifall. Die Wiener Bühne hatte gleich am 10. März 1769 Lessings „Mysogyne" nach der neuesten Auflage gebracht, am 26. December 1770 Lessings Uebersetzung von Diderots „Hausvater", und so vervollständigte sich das Lessing'sche Repertoire mit der „Miß Sarah", nachdem schon 1767 „Minna von Barnhelm" ständig geworden.

Wie sah es denn in jener Zeit mit der deutschen Bühne an anderen Orten aus? Zuerst Berlin. Das französische Theater, von Friedrich dem Großen geschützt, hatte seinen Sitz im Schlosse, das deutsche in Buden, in welchen 1740—1756 Burlesken, Haupt- und Staatsactionen aufgeführt wurden. Als Schönemann mit Eckhof erschien und die Dramen von Schlegel, Gellert, Voltaire aufführte, klagte er, daß der König die deutsche Kunst verachte und die deutsche Bühne nicht aufkommen lasse. Lessing hat im 81. Literaturbriefe, in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, über

dieſe Zuſtände ein hartes Urtheil gefällt. Ackermann konnte 1755 nicht mehr als ſieben Vorſtellungen regelmäßiger Stücke geben. Schuch wagte ſpäter nur nach ſechs Hanswurſtiaden ein regelmäßiges Stück als ſiebente Vorſtellung. Löwen ſagt, drei Jahre nach der vielgeſchmähten „Sarah"-Aufführung (1766) von Berlin: „In der größten deutſchen Reſidenzſtadt, wo die vortrefflichſten deutſchen Genies, ein Sulzer, Mendelsſohn, Ramler, Leſſing und Nicolai, ſich aufhalten, hat mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß gerade die ſchlechteſte Bühne ihren Sitz."

Im literariſchen Nachlaſſe des Hofraths Teichmann findet ſich eine Darſtellung Döbbelins der Berliner Bühne aus dem Jahre 1766. Es heißt daſelbſt: „Als ich im Jahre 1766 nach Berlin kam, fand ich die Bühne in einem eigenen Zuſtande. Hanswurſt und alle Tage Hanswurſt. Wie erſtaunte ich aber, als ich auch Nicolai, Ramler, Mendelsſohn und Leſſing unter den Zuſchauern fand. „Wie, ihr, die Säulen des guten Geſchmackes, könnt das mit anſehn?" — „Macht's beſſer, wenn ihr könnt", erwiderte Leſſing. U. ſ. w."

In Breslau? Fünf Jahre nach der Wiener „Sarah"-Aufführung ſchreibt Friedrich der Große an General Tauentzien, deſſen Secretair Leſſing war (vergl. Preuß), Folgendes: „Mein lieber General-Lieutenant v. T.....! Ich habe Euer Schreiben vom 25. dieſes erhalten und daraus ſehr gerne erſehen, daß meine Abſicht bei Dorthinſchickung derer Intermezzo-Spieler durch dem Divertiſſement, welches dieſe Leute denen Schleſiern und beſonders den Breslauern gemacht haben, erreicht worden. Ich bin ꝛc. ꝛc." Ein ehemaliger Mönch eines ſtrengen öſterreichiſchen Kloſters, Franz Schuch, erhielt das Privilegium für das ganze Königreich Preußen und entzückte als Hanswurſt. Er führte auch regelmäßige Stücke auf, behielt aber den Hanswurſt bei, ſo in der „Miß Sarah", in welcher er als Hanswurſt, ſein jüngſter Sohn als Arabella ſpielte. Profeſſor Kutzen verſichert uns, daß Schuch den Breslauern noch am Ende des 18. Jahrhunderts unvergeßlich war. Leſſing beſuchte faſt allabendlich (1760—65) die Bude in dem Hauſe „die kalte Aſche" in der Taſchenſtraße, und Brandes erzählt gleichfalls, daß Leſſing die Stücke mit dem Hanswurſte nur ſelten verſäumte. Weß-

halb Lessing'scher sein als Lessing. So erklärt sich die Wiener Aufführung historisch aus der Zeit. Anders war die Wiederaufnahme der „Miß Sarah" in ihrer Original-Gestalt in Wien im Jahre 1771.

Die Aufführung der „Miß Sarah" vom 19. Juli hatte einen solch' durchschlagenden Erfolg, daß das Stück am 20. und 21. wiederholt werden mußte. In dieser gesunden Gestalt wirkte das Stück als Novität. Lessings Jugendgeliebte, die Huberin, wirkte als Marwood hinreißend. Der Wiener „Theater-Kalender" des genannten Jahres registrirt das Stück und bestätigt das günstige Urtheil, welches das Publicum gefällt. Im Referate heißt es: „Nur der fünfte Act ermüdet. Warum aber läßt der Dichter auch Miß Sarah den ganzen Act hindurch sterben? Warum läßt er Mellefont soviel predigen, ehe er Hand ans Werk legt und seiner Sarah in die Ewigkeit nachfolgt? Madame Huberin zeigte ihre ganze Kunst in Marwoods Rolle, Mademoiselle Teutscherin lockte als Sarah sanfte Thränen ab und Herr Stephanie der Aeltere spielte Mellefonten mit der bekannten Stärke."

Am 28. d. M. gab man „Minna", am 3. August „Schatz", am 26. August wieder „Schatz", am 8. September „Sarah", am 9. „Minna", am 3. October „Sarah", am 9. „Minna". So war Lessing der Beherrscher der Wiener Bühne geworden und das Unrecht von 1763 gesühnt.

Wäre Wiens literarische Theilnahme in der classischen Goethe-Schiller-Epoche die gleiche gewesen! Nach 1809 kam die gebildete katholische Reaction, ihr folgte die unwissende brutale. Diese währte bis 1848. Seit dem Revolutionsjahre beschäftigt sich die Welt mehr und mehr mit Lessing. Mit Recht: „Auf Lessing zurückgehen, heißt vorschreiten." So hat man denn das hundertzwanzig Jahre alte Lessing'sche Jugenddrama mit vielem Erfolge wieder auf die deutsche Bühne gebracht. Adolph Stahr beginnt ein Capitel über „Miß Sarah" in seiner dem Lessing-Verehrer Johann Jacoby gewidmeten Lessing-Biographie mit folgenden Worten: „Miß Sarah ist jetzt vergessen und verschollen, von der Bühne verschwunden, kaum noch von einem Literaturfreunde gelesen. Die Marwood ist ein Charakter von solcher Großartigkeit, wie sie auf diesem Gebiete seitdem kaum wieder erreicht worden ist. An diesen Charakter hätte

ein Bearbeiter des Stückes, das in seiner ursprünglichen Gestalt allerdings nicht mehr aufführbar ist, anzuknüpfen, um mit geringer Mühe ein Drama von großer Wirkung auch für die heutige Bühne herzustellen."

Das Wiederaufleben dieses Lessing'schen Jugenddrama's auf der deutschen Bühne zeigt deutlich, daß es nicht vergessen und verschollen ist. Und der Umstand, daß das Stück in seiner Ursprünglichkeit, mit seinen Schwächen vorgeführt wird, unversehrt, macht uns doppelte Freude. Von Lessing gilt buchstäblich der Lessing'sche Ausspruch über Luther: „Die Spuren von Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendsten seiner Vollkommenheiten. Sie sind mir sogar lehrreicher als alle diese zusammengenommen."

IX.

„Minna von Barnhelm".

(Zum 100jährigen Jubiläum)

1867.

Vor hundert Jahren, da gab es, wie männiglich bekannt, Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich. Leſſing, ein geborner Sachſe, der mit „Miß Sarah Sampſon" das erſte bürgerliche Schauſpiel auf die deutſche Bühne gebracht, mit den Literaturbriefen die Quellen einer nationalen Literatur eröffnet hatte, war längere Zeit in dem franzöſirten Berlin geweſen, ohne daſelbſt ſein Auskommen finden zu können. „Ein leichter Schleuderball des Glücks", zog er aus der Hauptſtadt Friedrichs des Großen, er ſuchte „ein lohnend Amt" und folgte daher dem Rufe des General Tauentzien nach Breslau (1760), wo dieſer General für ſeine vielen Verwaltungsgeſchäfte und Münz-Operationen einen gewandten Secretär nöthig hatte. Nicht preußiſcher Kriegsruhm, nein, äußere Nothwendigkeit führte Leſſing in die ſchleſiſche Hauptſtadt, und er bezeichnet dies ehrlich in ſeinem Tagebuche, indem er ſchreibt: „Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einſpinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können". Aber Leſſing war nicht die Natur, um die an der Seite des „General-Münzdirectors" ſich vielfach darbietende Gelegenheit, Geld zu gewinnen, zu benützen; er verließ nach fünf Jahren ſeine Stellung ſo arm, als er gekommen war. Wohl nahm er nach den aufreibenden Geſchäften des Tages an den Gelagen der Officiere Theil und faſt ſchien es, als ob in dem wüſten Treiben ſeine Kraft erlahmen ſollte. — „Ihr Leſſing iſt verloren",

schreibt er an einen Freund — da rafft er sich auf und in den heiteren Stunden des Frühlingsmorgens schreibt er in dem freundlichen Gartenhause auf dem Bürgerwerder die Skizze zu „Minna von Barnhelm", dem ersten deutschen Lustspiele von nationalem Gehalte. Als nach dem Hubertsburger Frieden Lessing mehr Muße gegönnt war, arbeitete er unausgesetzt an diesem Lustspiele, welches auf dem Schmutzblatte der Original-Ausgabe die Bemerkung enthält: „Verfertigt im Jahre 1763". Aber vollendet war darum das Stück noch lange nicht, und erst Ostern 1767 erschien es in der Oeffentlichkeit als „Minna von Barnhelm", oder: „Das Soldatenglück", und der 4. April 1767 ist somit der Geburtstag des deutschen Lustspiels. Vielfach wurde bisher das Lustspiel als ein preußisches Soldatenstück aufgefaßt.

Es spricht jedoch manche Vermuthung dafür, daß die Zeit es damals anders ansah. In Sachsen herrschte während des Krieges und unmittelbar nachher eine der preußischen Armee feindliche Stimmung. Unter dem Eindrucke dieser Stimmung steht auch Lessing. Bürgermeister Naumann erzählt in einer von ihm ausgegebenen Chronik der Stadt Lübben in der Niederlausitz, daß, als der preußische Commandant 1761 von dieser Stadt 20,000 Thlr. Contribution gefordert hatte, widrigenfalls er das Haus der Landstände in Brand stecken werde, der mit der Execution betraute Major von Marschall selbst diese Summe aus eigenen Mitteln lieh, weil die Stadt sie in der kurzen Frist nicht leisten konnte. Dieser Major scheint das Prototyp Tellheims, wie ja der Wachtmeister Werner von dem General Werner entlehnt war und französische Glücksritter (Riccaut) im preußischen Lager nicht selten waren. Daß Lessing etwa befriedigt auf das preußische Kriegsleben zurückgeblickt hatte, kann man wohl nicht sagen. Nicolai findet in „Minna", „viele Stiche auf die preußische Regierung, die er als preußischer Unterthan wohl wegwünschen möchte", und, so wenig dies heute in Berlin zugegeben wird, es ist und bleibt wahr, daß die Aufnahme des Stückes in der preußischen Hauptstadt eine kühle war.

Tellheim, der edle Held des Stückes, war eben der preußische Officier, wie er hätte sein sollen, es war Lessing selbst oder ein Abbild des bei Kunnersdorf gefallenen Freundes des Dichters, des

Major Kleist, wie Viele behaupteten. Nichts ist bezeichnender, als daß der preußische Staatsminister Graf von Finkenstein das Lustspiel Lessing's aus politischen Bedenken nicht aufführen lassen wollte. Lessing selbst desavouirte schon seinerzeit, daß er preußischer Nationaldichter sei, und Goethe, der das Stück in Leipzig als Student aufführen sah, urtheilt: „Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen (Minna und Franciska) überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen." Das fand man auch in Leipzig heraus, und daher der demonstrative Beifall, den das Stück bei des Dichters Anwesenheit fand; denn, wie Goethe in seiner Selbstbiographie bemerkt, „die gehässige Stimmung, in welcher Preußen und Sachsen sich während des Krieges befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht allsogleich wieder hergestellt werden. Dieses aber sollte Lessings Minna im Bilde bewirken." In Wien wurde Minna als antipreußisches Tendenzstück aufgefaßt und demonstrativ beklatscht. Hamburg hat die Ehre der ersten Aufführung (28. September 1767) dieses herrlichen Productes für sich. Dorthin war Lessing als Dramaturg gegangen, in dieser Stadt schuf er seine Dramaturgie, den Canon für die Schauspielkunst.

Es ist übrigens fraglich, ob nicht Wien die Ehre der ersten Aufführung zukommt.

So viel darf ich als gewiß aussprechen, daß das herrliche Lustspiel Lessings früher als in Leipzig, Berlin oder an einem anderen Orte — Hamburg ausgenommen — in Wien zur Aufführung kam.

Bei Gelegenheit meiner Studien über das „Zeitalter der Aufklärung" fand ich in der kostbaren Büchersammlung des Herrn Haydinger einen seltenen Druck, die erste für die Wiener deutsche Bühne eingerichtete Ausgabe unseres nun mehr als hundertjährigen Lustspieles, betitelt:

„Minna von Barnhelm oder Das Soldatenglück".
Ein Lustspiel in 5 Aufzügen von Gotthold Ephraim Lessing.
Im Jahre 1767.

Tag und Monat sind nicht angegeben.

Am Schlusse des 118 Octavseiten zählenden Bändchens findet sich eine merkwürdige Stelle, die darauf hindeutet, daß es die Bühnenmäßigkeit erfordere, Kürzungen vorzunehmen. Zugleich ist hervorzuheben, daß die Episodenfigur des Riccaut de la Marlinière mit Rücksicht auf Frankreich wegblieb. „Ohne diese Veränderungen war es für unsere Theater unbrauchbar: sollten wir aber deßwegen ein so vortreffliches Stück verlieren, welches im eigentlichsten Sinne ein deutsches Originalstück heißen kann?"

Affligio, der Pächter des Theaters, war der Todfeind des regelmäßigen Stückes und bekämpfte das deutsche Schauspiel in seiner Eingabe an das Hofamt, als unbeliebt, nur bei „Minna" macht er die Bemerkung: „gefällt sehr". Dieser erste Abdruck fand reißenden Absatz und der Logenmeister, der ihn als Textbuch verkaufte, machte somit ein gutes Geschäft. Bald erschien eine zweite Auflage, die ohne jede Kürzung als unveränderter Abdruck der Original-Ausgabe herauskam. In der Vorrede zu dieser zweiten Ausgabe heißt es: „Das hiesige Publicum hat des berühmten Herrn Lessings Minna von Barnhelm mit allem Beifall aufgenommen, den dieses fürtreffliche Lustspiel so sehr verdient. Der geschwinde Abgang des ersten Abdrucks davon machte eine zweite Auflage nothwendig. Sie hat vor der erstern den Vorzug, daß sie ohne Abkürzung nach der Originalausgabe des Herrn Verfassers abgedruckt worden ist. Die Stellen, welche wegen Länge des Stückes bei der Vorstellung wegbleiben müssen, sind zum Unterschied mit Schwabacher gedruckt und mit „ bezeichnet. Das Lustspiel wurde auch in die Sammlung „Neues Theater von Wien" aufgenommen. Im Vorberichte zum dritten Bande der deutschen Schaubühne, welche Krauß herausgab, hieß es (1768): „Das zweite Stück dieses Bandes ist nun das berühmte Lustspiel des Herrn Lessing. Kenner der dramatischen Werke dieses Dichters haben selbiges als dessen Meisterstück gehalten. Könnten wir mehr dergleichen Lustspiele mit allgemeinem Beifalle aufführen, so hätten wir nicht mehr Ursache an der gänzlichen Vollkommenheit der deutschen Schaubühne zu zweifeln." Seitdem blieb „Minna", welche also vor der Dramaturgie und gleichzeitig mit Sonnenfels' „Briefen über die Schaubühne in Wien" mit Beifall auftrat, im Repertoire und wurde oft mehrere Male im Monate

unter lautem Beifall gegeben. Hanswurst hatte bis zu diesem Zeitpuncte sein unfläthiges Spiel getrieben, die Aufnahme der „Minna" war somit das beste unterstützende Argument für die Vorkämpfer des guten Geschmackes. Der zweite Abdruck des classischen Lustspieles der „Minna von Barnhelm", von „dem berühmten Herrn Lessing" aus dem Jahre 1768, fand ebenso schnellen Absatz.

Döbbelin setzte mühsam die Aufführung der Minna in Berlin durch (21. März 1768). Sie gefiel ungemein und ward neunzehnmal in zweiundzwanzig Tagen dargestellt.

Friedrich II., der zwei Mal den ihm für eine Bibliothekarstelle vorgeschlagenen Lessing zurückgewiesen hatte, besuchte die Bude Döbbelins nicht, wohl aber Prinz Heinrich. Friedrich fand eben nur ein deutsches Stück erträglich, und das war „der Postzug, oder: die noblen Passionen" des österreichischen Oberstlieutenant v. Ayrenhoff. Die Wiener Theater-Annalen führen „Minna" als ständiges Repertoirestück auf; Maria Theresia fand nichts Anstößiges daran, einen Officier von der Bühne herab sagen zu hören, daß er „aus Neigung wenig thue; denn die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten." Sie erfreute sich an der gesunden Natürlichkeit und der trefflichen Charakteristik dieses deutschen Lustspiels; in jener Audienz, die sie Lessing gewährte, sprach sie dem Dichter ihren Beifall aus. In dem Theatralkalender des Jahres 1772 sind die Autoren aufgezählt, unter ihnen Lessing, „braunschweigischer Hofrath und Bibliothekar, der Verfasser der Minna und Sarah; wer kennt nicht die übrigen Verdienste dieses Mannes?" Lessings Minna rief auch zahlreiche Nachahmungen hervor. Am 12. April 1773 wurde das Theater nach den Osterferien mit einem Stück eines gewissen Bock eröffnet. Es führte den Titel „Viel Lärmen um Nichts". Die Kritik fühlte sich durch die offenbare Nachahmung der Minna zu einem Vergleiche herausgefordert: „Librarius ist Paul Werner in Minna, nur daß dieser tausendmal mehr mit der Handlung verbunden ist. Dorchen ist ein Mittelding zwischen Minna und Franciska. So könnte man noch viele Aehnlichkeiten erwähnen. Minna von Barnhelm hat den Dichtern schon viele Dienste geleistet. Aber die Copien!! Hätten sie wenigstens Lessing nur das Eine abgelernt,

daß ein Spitzbube nicht mit den Geständnissen seiner Verbrechen prahlen soll u. s. f. u. s. f.!! Das nachfolgende Personenverzeichniß bringt die erste Besetzung des Lustspiels: Major von Tellheim, verabschiedet, Herr Stephanie; Minna von Barnhelm, Frau Huberin; Graf von Bruchsal, ihr Oheim, Herr Schwager; Franciska, ihr Mädchen, Frau Brockmann; Just, Bediente des Majors, Herr Stark; Paul Werner, gewesener Wachtmeister des Majors, Herr Jacquet; Riccaut de la Marlinière **; Wirth, Herr Heydrich; eine Dame in Trauer, Frau Jacquet; ein Feldjäger, Herr Brockmann; Zween Bediente.

Auch noch Ende der achtziger Jahre war Minna eine Mustervorstellung, besonders seitdem die im Jahre 1777 von Mainz gekommene Mad. Stierle der Wiener Bühne angehörte. Die Pietät für den Dichter fiel Schröder vortheilhaft auf und Brockmann (Tellheim), Müller (Just), Jacquet (Werner), Schütz (Riccaut), Mad. Sacco (Minna), Stierle (Franciska), Nouseul (Dame) boten ein in jener Zeit einziges Ensemble.

„Minna von Barnhelm" blieb das Lieblingsstück der Wiener, und im Verlauf eines Jahrhunderts hat es die hervorragendsten Talente aus der Glanzepoche des Burgtheaters mit der ehrenvollen Aufgabe der Darstellung seiner Personen beschäftigt. Es hat viele Geschlechter überdauert und wird noch lange Herz und Sinn der kommenden Geschlechter erfreuen; denn wie Goethe sagte, „in dieser „Minna von Barnhelm" steckt nicht blos Lessings Verstand, sondern auch sein großes, warmes, edles Herz, sein Herz voll Ehre und Liebe — der ganze Lessing!"

X.

Emilia Galotti.

„Nach langem vieljährigem Ringen der deutschen Muse stieg „Emilia Galotti" wie die Insel Delos aus der Gottsched-Gellert-Weiße'schen Wasserfluth, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen." So berichtet Goethe über das Erscheinen dieses *ersten* classischen deutschen Trauerspiels. Lessing hatte vierzehn Jahre vorher den Plan zu einer „bürgerlichen Virginia" gefaßt, und am 13. März 1772 ging dieses Trauerspiel, ein furchtbarer Angriff auf Despotismus und Maitressen-Regiment, über die Bretter der Braunschweiger Hofbühne.

Am Braunschweiger Hofe waren den auf der Bühne abgespielten Scenen nicht unähnliche Verhältnisse — der Erbprinz war tief verletzt. War doch das Günstlings- und Dirnenregiment, wie es an den meisten Höfen herrschte, schonungslos angegriffen worden, so daß Ramler das Et nunc reges intelligite, erudimini, qui judicatis terram (d. h. Und jetzt, ihr Könige, öffnet euren Sinn und laßt euch belehren, ihr, die ihr auf Erden richtet), als Motto der Tragödie vorgesetzt wissen wollte. Unter größter Spannung wurde „Emilia Galotti" am 6. April 1772 von der Koch'schen Gesellschaft in Berlin aufgeführt und dreimal nach einander, im Ganzen aber während des Jahres 1772 *nur neunmal*. Am 15. Mai spielte die Ackermann'sche Gesellschaft unter Schröders Leitung das Trauerspiel zum erstenmale in Hamburg, am 19. und 25. bei nicht vollem, am 15. Juni bei leerem Hause.

In Wien wurde das Stück am 4. Juli zum erstenmale, am 5. und 6. Juli wieder gegeben — nicht, wie Guhrauer erzählt, in der ersten Hälfte Juni — drei Tage nach einander, und zwar mit außerordentlichem und allgemeinem Beifalle. Eva König berichtet, der Kaiser (Joseph II.) habe es zweimal gesehen und es gegen den Staatsrath Gebler sehr gelobt. Während „Emilia Galotti" in Gotha verboten war — Berlin sie kühl aufnahm, Weiße, seinen Neid nicht verbergend, tadelte, Engel Plattheiten aller Art vollbrachte, Lessing überall herabsetzende Urtheile zu hören bekam, hatte diese „Emilia" in Wien den glänzendsten Erfolg. Das Hofleben in Wien war einzig musterhaft in Europa, und die schneidend wahre und bittere Schilderung der Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse in den höheren Regionen, welche Goethe an dem Stücke rühmt, verletzten am wenigsten am Hofe Theresia's. Wenn Goethe entrüstet über die Wiener Kritik spricht, daß sie sich begnügte zu sagen: „Wen hat es nicht entzückt" — dann ist seine Entrüstung grundlos; denn man widmete dem Stücke lange, eingehende Recensionen, die, so gut es ihre Autoren eben konnten, die Vorzüge und Schwächen des Drama's besprachen.

Jedoch Goethe durfte so urtheilen, wenn auch heute noch die ganze umfangreiche Lessing-Literatur der Zeugnisse über die Aufnahme der „Emilia Galotti" in Wien entbehrt. Wir finden in Rodnagel's Buche die älteren Urtheile gesammelt, wir finden Berichte aus allen Schilda des deutschen Vaterlandes; allein der „Emilia" in der deutschen Kaiserstadt ist nicht erwähnt? Ich will im Nachfolgenden aus meinen Collectaneen die Recension des damals angesehensten literarischen Organs in Wien im Auszuge wiedergeben und damit einen kleinen Nachtrag liefern. Die „Realzeitung" läßt sich über „Emilia Galotti" nach der ersten Aufführung also vernehmen:

„Herr Lessing hat das deutsche Theater nicht nur, sondern auch das classische Theater der Welt mit einem schönen Stücke bereichert, das einen vorzüglichen Rang behauptet, zumal das Theater an classischen Stücken noch so arm ist." Folgt die Erzählung der Handlung. „Das ist eine simple Fabel. Aber wenn sie Lessing bearbeitet — Alles sehen wir vor unseren Augen entstehen und seinem tragischen Ende entgegeneilen. Und doch fließt Alles unmittelbar aus den

Charakteren der Personen, aus den Umständen auf das Natürlichste hervor. Wahre Charaktere, wie sie die Natur geschaffen, ihr Gegensatz nicht wie Weiß und Schwarz, sondern wie sie Homer und Shakespeare zu schattiren wissen, mannichfaltig und Alles kräftig gezeichnet. Jede Person interessant, stark interessant und doch alle zum Interesse für die Hauptperson mitwirkend. Der Dichter hat nicht allein die Sitten der Welt, Sitten der Prinzen, der Hofleute, der Künstler, der Biedermänner, selbst (!) der Räuber und Mörder überhaupt geschildert, sondern er hat noch Vieles von dem Costüme, von dem Eigenthümlichen der Sprache hinzuzufügen gewußt. Die Sprache ist die Sprache der mannichfaltigen Natur, aber die lebhafte und kurze, die nachdrückliche und dennoch leichte Sprache der Natur. Nicht die einförmige Sprache der Studierstube, nicht die einförmige Sprache so manches berühmten ausländischen Dichters, bei welchem die Prinzessin-Tochter und der tapfere Vater, und der alte Bediente und die junge Vertraute einerlei Sprache und mehrentheils eine künstliche, übertriebene, declamatorische Sprache führen.

Bei Lessing findet der denkende Mann Sachen, nicht oft gesagte, sondern neue, selbst gedachte und lehrreiche Sachen, die nicht einmal die Miene machen, als ob sie lehren wollen. Die Ankündigung des Inhalts, die den Dichtern so schwer wird, geschieht hier so ungezwungen, ist so schön in Handlung gebracht wie möglich.

Die geringsten Umstände, welche blos ein Theaterspiel zu sein scheinen, haben einen Einfluß in die Folge des Stückes und dienen entweder, den Charakter und die Leidenschaft der Personen in ein helleres Licht zu setzen, oder die Wahrscheinlichkeit der folgenden Begebenheit zu vermehren.

Die letzte Entwicklung der Handlung ist mit ungemeiner Kunst vorbereitet und wird doch bis zum Ende glücklich unseren Augen entzogen. Ueberall Schönheiten, die in die Augen fallen, und eine Schönheit, die erst der Kenner entwickelt und ihn desto mehr entzückt.

Die würdige Sprache des Künstlers gegen den Fürsten, des Fürsten gegen Jenen ist vor Allem bemerkenswerth."

Ein zweiter Artikel schildert die Wirkung des Trauerspiels auf das Wiener Publicum und geht auf den Plan des Stückes näher ein. Hier enthält die Kritik manche höchst interessante Bemerkung

und manchen Einwurf, welchen wir in dem geläutertsten Urtheile vom feinsten kritischen Verständniß eines Börne und Rötscher finden, andererseits aber auch Naivetäten, welche wir dem Kritiker der Periode vor Kant-Schiller nachsehen müssen.

„Das Publicum empfand Alles, was der Dichter hinein gelegt hatte. Man wünschte sich von allen Seiten, der Dichter und Dramaturg Lessing möchte sich der neuen Luftmaschine bedienen und auf einen Abend die Vorstellung seiner „Emilia" mit angesehen haben. Könnte der Theater-Artikel mehr Raum in der „Realzeitung" einnehmen, ich würde Emilia Scene für Scene zergliedern und ihre Schönheiten, so viel mich Empfindung und Aesthetik lehren, im Einzelnen zu entwickeln suchen; allein so muß ich es andern Kunstrichtern überlassen.

Warum muß Emilia sterben, von der Hand ihres Vaters sterben? Gerade die tugendhaften Personen entreißt uns der Dichter und die Bösewichter leben, leben ungestraft? Ungestraft?

Der Prinz konnte nicht peinlicher gestraft werden, als daß er die Frucht der Verbrechen nicht genießen kann, bei dem höchsten Grade der Leidenschaft, bei der Schande der Welt, die seiner wartet. Die Katastrophe konnte und durfte nicht anders sein, wenn diese Wirkung hervorgebracht werden sollte; und sie und keine andere mußte und durfte bei dieser Anlage hervorgebracht werden. Auch ist die Katastrophe genugsam vorbereitet. Der aufmerksame Zuschauer konnte keinen anderen Ausgang erwarten, da er den Vater in verschiedenen Scenen davon sprechen hört. . . Einige fanden zu viel Monologe. — Allein es waren Lessing'sche Monologe. Man tadelte, daß der Prinz beim Todesurtheile antwortet: „Recht gern." Er hätte „geschwind" sagen sollen. Der Kriticus weist nun nach, wie falsch das sei. „Die Verfassung des Prinzen erklärt Alles — Alles, was nicht Emilia ist, ist ihm Qual, er will Alles herzlich gerne thun, um sich ganz den Gedanken an sie überlassen zu können. Da hat der Mann Rota Geschäfte. Alles recht gerne um fertig zu werden Dieses „Recht gern" ist hier ein Meisterzug des Dichters, selbst wenn es allein stünde. Aber der Prinz setzt ja unmittelbar hinzu: „Recht gern, nur her, geschwind!" Der Kriticus geht zu einem anderen Einwurfe über, der in Deutschland von vielen beachtens-

werthen Stimmen gleichfalls erhoben wurde: „Warum läßt Marinelli den Vater mit der gefährlichen Orsina allein? Wird Odoardo an den Wahnsinn glauben? Konnte der Dichter keine schicklichere Gelegenheit finden?" fragen Viele. Nun, für tausend Andere wäre es mehr als gut; aber einem Lessing muß man auch nicht den Schein einer Theatral-Nothwendigkeit vorrücken können. Jeder Kenner wird diesen Einwurf leicht beantworten. . . . . Die Sprache, der Dialog — man kennt das Originelle Lessing's, bei ihm ist Alles schön. Allein bei der Nachahmungssucht unserer Dichter ist zu besorgen, daß sie es wagen, die Sprache Lessing's nachzuäffen. Das würde man ihnen nicht Dank wissen. . . . Z. B.: „Schwören Sie, nein schwören Sie nicht, sie würden. . . . schwören." Wer will das, darf das, der hier nicht mit Lessing'schem Gedanken diese Sprache redet u. s. w. . . . . Solche Stellen kommen häufig vor, der Kunstrichter ist weit entfernt, sie nicht für schön zu halten.

Allein sollen sie unsere jungen Leute nachahmen? . . . . . Mein Blatt ist voll; ich muß schließen, so schwer es mir wird, von Emilien aufhören zu reden! Wann dürfen wir das dritte Stück zum classischen Theater der Welt von Lessing erwarten?" — „Emilia" behauptete sich mit größtem Erfolge auf dem Wiener Repertoire; am 1. August ward „Minna" gegeben, am 23. August wiederholt, drei Tage später Lessing's Uebersetzung von Diderot's „Hausvater", am 30. August wiederum „Emilia Galotti", welche wieder „unendlich viel Vergnügen machte", und endlich noch am 4. October. So beherrschte Lessing 1772 das Repertoire der Wiener Bühne. Der Beifall kam bei den ersten Aufführungen des Stückes in Wien lediglich nur auf Rechnung des Kunstwerkes, nicht der Darstellung, welche mittelmäßig war.

Namentlich der ältere Stephanie in der Rolle des Prinzen gebrauchte rohe und gemeine Effectmittel. „Er reißt", schreibt Madame König, „sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt die Zunge langmächtig aus dem Halse und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen wird. Er hat Ekel erregt." Er spielte später den Odoardo und mußte sich zuletzt mit der kleinen Rolle des Rota begnügen.

Bezeichnend für die Wirkung, welche Leſſing mit ſeinem claſſiſchen Trauerſpiele auf die herrſchende Geſchmacksrichtung übte, iſt eine Bemerkung des Theatral-Kalenders von 1772. Im Verzeichniſſe der Theaterdichter heißt es bei „Leſſing" „braunſchweig'ſcher Hofrat und Bibliothekar zu Wolfenbüttel." „Der Verfaſſer der „Minna" und „Sara"; wer kennt nicht die übrigen Verdienſte dieſes Mannes! Leſſing hat auf unſeren Boden die Natürlichkeit eingepflanzt und zum Wachsthum gebracht und das Unkraut des franzöſiſchen Drama's ausgejätet. Das Publicum findet an alten Fabeln in Alexandrinern ſeit einiger Zeit keinen Geſchmack mehr, wenn ſie auch noch ſo ſchön wären; die Monotonie ermüdet es, ſie werden ihm natürlich. Herr Leſſing hat es mit der Sprache ſeiner Trauerſpiele verwöhnt, in ſeinem Dialoge findet es die wahre natürliche Sprache des Trauerſpieles. Jeder Dichter iſt zu bedauern, der für das Wiener Publicum noch Alexandriner feilt."

Allein Wien hatte ſich zu lange ſchon dem deutſchen Geiſte entfremdet gehabt, als daß man in Deutſchland die Wiederbelebung dieſes deutſchen Geiſtes für wahr und glaubwürdig gehalten hätte. So verbreitete ſich 1774 das Gerücht, als ſei „Emilia Galotti" in Wien verboten worden. Das rief eine Erklärung hervor, welche dieſes Gerücht als „eine deſto ſchändlichere Verläumdung" bezeichnete, „da man in Wien dieſe „Emilia" als eine Göttin aufgenommen hat, ſo wie ſie es auch verdiente."

Im Gegentheil, Gotter, Leiſewitz, Engel haben das Verbot des Stückes an vielen Orten Deutſchlands beklagt, und Engel erklärt dies damit, weil die Fürſten in der „Emilia" übel behandelt waren. Wenn hohe Gäſte nach Wien kamen, dann wurde Leſſing's „Emilia" gegeben. So wurde in Preßburg bei Gelegenheit der Anweſenheit des Kurfürſten von Trier und des königlichen Prinzen von Polen im Schloſſe des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen und der Erzherzogin Maria Chriſtine „Emilia Galotti" durch die Wiener Schauſpieler dargeſtellt. Die ausgezeichnete Darſtellung hat in der Folge dem Leſſing'ſchen Werke größeren Glanz gegeben, aber den großartigſten Eindruck machte es durch das Gaſtſpiel Schröder's. Man kennt die Wiener Bühne des Jahres 1780 aus Schröder's Tagebuche in dem Werke ſeines Biographen Meyer. Schröder nannte

[illegible]

[illegible] Schröder in einigen Paraderollen vom Publicum Abschied genommen hatte, beschied ihn Joseph II. zu einer Privatvorstellung, zu welcher Joseph II. „Emilia Galotti“ mit Schröder als Edoardo und der Huberin als unübertreffliche

Claudia gewählt hatte. Dieser Abschied vom Hofe fand statt am 6. Februar 1785 zu Schönbrunn. Schröder war von Wien geschieden, „Emilia Galotti" aber blieb nach wie vor eine beliebte Vorstellung. Ja die Rollen in diesem Stücke waren doppelt besetzt; so ward die Emilia bald von Madame Sacco, bald von Josepha Müller, ihrer Rivalin, „einer reizenden Blondine voll Geist und Humor" gespielt. Musterhaft war die Besetzung der Emilia Galotti von 1790:

Prinz, Lange.
Marinelli, Schütz.
Appiani, Distler.
Odoardo Brockmann.
Conti, Müller (Sohn).
Camillo Rota, Stephanie der Aeltere.
Pirro, Weidmann.
Angelo, Jacquet.
Claudia, Weidner (Huber).
Orsina, Stephanie.
Emilia, Sacco oder Müller.

War auch „Emilia" geblieben, ihre Wirkung auf den Geschmack blieb nicht dauernd. Die Bühne war bis 1782 national zu nennen. Da rief Joseph II. die Alexandriner-Dramen, Schlegel's „Trojanerinnen", „Canud", Cronegk's „Codrus" auf die Bühne zurück. Das Publicum verhielt sich ablehnend; allein endlich gewöhnte man es an die schlechte Geistesnahrung, an die Sorte von Ayrenhoff's „Cleopatra". So endigt auch dies Capitel österreichischer Kunstgeschichte mit einem Mißklang. „Emilia Galotti" blieb den Wienern allerdings theuer wie „Minna". Beherrschen auch Iffland's Familiendramen, Kotzebue's Rühr-Comödien in den folgenden Jahren die Bühne, so behaupten doch „Emilia" und „Minna" neben „Eulalia" („Menschenhaß und Reue"), „Katinka" („Mädchen von Marienburg") und „Gurli" („Indianer in England") ihren Platz. Als Madame Unzelmann vom königlichen Theater in Berlin in Wien (1800) als Gast die Orsina spielte, feierte sie einen großartigen Triumph. Es blieb „Emilia Galotti" bis auf diesen Tag — in hundert Jahren — den Wienern werth und theuer, als das erste classische deutsche Trauerspiel, ein Vermächtniß des größten Reformators auf dem Gebiete deutscher Art und Kunst.

sie die erste in Deutschland und stellte sie der besten im Auslande gleich. Die besten Kräfte, welche neben und unter Schröder ihre Ausbildung erlangt hatten, waren am Wiener Theater thätig. Weidmann, Gottlieb, Jacquet, Brockmann, Schütz ꝛc., die Damen Rousseul — von Lessing empfohlen — Stierle, Sacco, die Huberin — Lessing's Jugendgeliebte — Catty Jacquet, die tragische Muse, die Raucour Deutschlands und viele Andere. In diesen Kreis trat Schröder als Gast im April 1780. Der jüngere Stephanie hatte Schröder, etwas hyperbolisch, das Wiener Publicum „als das erste Publicum der Welt" bezeichnet. Um so begieriger war Schröder, „sich diesem Richterstuhle seiner Geschicklichkeit zu stellen." Trotz allerlei Intriguen, wie sie den Gästen von dem Theatervölkchen stets gespielt werden, vor welchen der Reichskanzler Kaunitz selbst Schröder zu warnen für gut hielt, feierte Schröder einen Triumph als Lear; aber noch glänzender und durchschlagender war sein Erfolg, als er am 27. April 1780 den Odoardo Galotti spielte. Das Publicum spottete aller Theatergesetze und der Anwesenheit des Kaisers und brachte dem großen Mimen und Darsteller des Odoardo die stürmischesten Ovationen dar.

Die Wiener Bühne hatte später Marchand, einen denkenden Künstler, gewonnen; man legte ihm die Aufgabe des Odoardo auf; aber er konnte unter der frischen Erinnerung von Schröder's großartiger Leistung nicht durchgreifen. Das Stück ruhte bis Schröder wiederkam, um in Engagement zu treten, Ostern 1781. Immer die gleiche Wirkung des Lessing'schen Stückes bis zu Schröder's Abschied 1785. Das Drama hatte an Glanz und Wirkung nur gewonnen, es konnte nicht veralten. Schröder hatte wohl das riesigste Rollenverzeichniß, welches ein Schauspieler jemals gespielt, er hatte Rollen, in welchen er umfangreicher das Wirken seines Menschen-Charaktere gestaltenden Genius gezeigt und zeigen konnte, als in der kleinen Rolle des Obersten Galotti; aber Schröder ging so schöpferisch mit dem Charakter um, daß man hier mehr als irgendwo den großen Künstler erkennen lernte. Nachdem Schröder in einigen Paraderollen vom Publicum Abschied genommen hatte, beschied ihn Joseph II. zu einer Privatvorstellung, zu welcher Joseph II. „Emilia Galotti" mit Schröder als Odoardo und der Huberin als unübertreffliche

Claudia gewählt hatte. Dieser Abschied vom Hofe fand statt am 6. Februar 1785 zu Schönbrunn. Schröder war von Wien geschieden, „Emilia Galotti" aber blieb nach wie vor eine beliebte Vorstellung. Ja die Rollen in diesem Stücke waren doppelt besetzt; so ward die Emilia bald von Madame Sacco, bald von Josepha Müller, ihrer Rivalin, „einer reizenden Blondine voll Geist und Humor" gespielt. Musterhaft war die Besetzung der Emilia Galotti von 1790:

Prinz, Lange.
Marinelli, Schütz.
Appiani, Distler.
Odoardo Brockmann.
Conti, Müller (Sohn).
Camillo Rota, Stephanie der Aeltere.
Pirro, Weidmann.
Angelo, Jacquet.
Claudia, Weidner (Huber).
Orsina, Stephanie.
Emilia, Sacco oder Müller.

War auch „Emilia" geblieben, ihre Wirkung auf den Geschmack blieb nicht dauernd. Die Bühne war bis 1782 national zu nennen. Da rief Joseph II. die Alexandriner-Dramen, Schlegel's „Trojanerinnen", „Canut", Cronegk's „Codrus" auf die Bühne zurück. Das Publicum verhielt sich ablehnend; allein endlich gewöhnte man es an die schlechte Geistesnahrung, an die Sorte von Ayrenhoff's „Cleopatra". So endigt auch dies Capitel österreichischer Kunstgeschichte mit einem Mißklang. „Emilia Galotti" blieb den Wienern allerdings theuer wie „Minna". Beherrschen auch Iffland's Familiendramen, Kotzebue's Rühr-Comödien in den folgenden Jahren die Bühne, so behaupten doch „Emilia" und „Minna" neben „Eulalia" („Menschenhaß und Reue"), „Katinka" („Mädchen von Marienburg") und „Gurli" („Indianer in England") ihren Platz. Als Madame Unzelmann vom königlichen Theater in Berlin in Wien (1800) als Gast die Orsina spielte, feierte sie einen großartigen Triumph. Es blieb „Emilia Galotti" bis auf diesen Tag — in hundert Jahren — den Wienern werth und theuer, als das erste classische deutsche Trauerspiel, ein Vermächtniß des größten Reformators auf dem Gebiete deutscher Art und Kunst.

XI.

Die Wiener literarischen Zeitschriften

der

theresianisch-josephinischen Epoche.

Thomasius ist der Begründer des freien Journalismus. Mit dem Auftreten dieses unvergeßlichen Kämpfers für Freiheit und Aufklärung ist in Deutschland die Bahn gebrochen für Organe, welche den Ideengehalt der Zeit in periodischen Schriften wiedergeben; es entstehen Zeitschriften. Es soll damit keineswegs gesagt sein, als ob erst zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts Volksschriften entstanden seien, welche den Empfindungen des Volkes Ausdruck liehen, die öffentliche Meinung leiteten und bildeten. Solche Publicationen gab es in der Zeit der Reformation und in den wirren Kämpfen des dreißigjährigen Krieges, ja sie reichen noch tief ins 18. Jahrhundert hinüber. Aber das waren „Flugblätter" und „Flugschriften", die sich mit öffentlichen Vorgängen beschäftigten; Volksstimmen über Politisches von Anonymen oder Pseudonymen verfaßt, die von des Augenblickes Gunst getragen die öffentliche Meinung verkündeten — aber keine Zeitschriften in dem Sinne, wie wir periodische Publicationen heute bezeichnen. Diese kamen erst mit Thomasius auf. Am entschiedensten wirkte auf die Entwickelung des Zeitschriftenwesens der „Spectator" Addisons zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Ganz im Gegensatze zu den Hellenen, schritt bei den Deutschen die kritisch-ästhetische Erörterung dem reichen dichterischen Schaffen voran, und was noch merkwürdiger — das schöngeistige Schriftthum

beginnt die geistige Befreiung des in Knechtschaft versunkenen Volkes. In Zeitschriften tritt poetische und prosaische Production ans Tageslicht, die Pflege neuer Kunstgattungen, Uebertragung und Nachahmung der Werke fremder Autoren, kritische Feldzüge werden darin unternommen. Die „Bremer Beiträge" haben das größte Verdienst um die Hebung und Förderung des Geschmackes. Nun regt sich's, mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, allüberall und das Entstehen zahlreicher Wochenschriften, welche zumeist in Universitätsstädten erscheinen und Lehrer und Schüler der Hochschule zu Mitarbeitern zählen, wird in der Entwickelung des deutschen Geisteslebens ein bedeutsames Moment. Ein bemerkenswerther Fortschritt: Die hervorragenden Lehrer der hohen Schulen treten aus dem enggeschlossenen akademischen Kreise in das bewegte Leben, sie reden nun in der Sprache des Volkes zu diesem, suchen durch Kritik in deutscher Sprache den Geschmack zu läutern und die Zeitschriften werden Organe, durch welche die Glieder der gelehrten Zunft mit dem empfänglichen und gebildeten Theile des Volkes in Berührung kommen. Die Acta literaria treten mehr und mehr vor den „gelehrten Zeitungen", die an allen Orten erscheinen, in den Hintergrund. Die „Göttingische gelehrte Zeitung" stand obenan, sie wirkte namentlich für Verbreitung und Würdigung englischer Literatur unablässig und mit Erfolg, die Leipziger, nicht ohne Verdienst, fand vielen Anklang. In Süddeutschland stand später die Frankfurter gelehrte Zeitung, in welcher der junge Goethe seine ersten Sporen verdiente, hoch im Ansehen, oben im Norden die Königsberger. Die Erfurter und die Jenaische, wie die Erlanger hielten fleißig Umschau auf dem Gebiete der schönen Literatur, wenn auch nicht ohne Parteilichkeit und Privatabsichten. Nach Haller und Hagedorn waren rasch Gleim und die Anakreontiker aufgetreten, der deutsche Parnaß hatte sich mit einem Male dicht bevölkert. Auf seiner Höhe erschienen, die Morgenröthe eines schönen Tages verkündend, Klopstock und Lessing.

Schon längere Zeit führte Weiße mit Geschick und Talent die schönen Geister in seiner Zeitschrift „Bibliothek der schönen Wissenschaften". Das größte Verdienst aber erwarb sich Nicolai, ein gewandter und geschmackvoller Redacteur, mit der Herausgabe einer

periodischen Publication, die den Namen „Briefe, die neueste Literatur betreffend" führte. Nicolai verstand es, die tüchtigsten Kräfte um sich zu versammeln; Lessing, Mendelssohn, Abbt, Herder u. A. waren seine Mitarbeiter. Die Literaturbriefe öffneten die Quellen des guten Geschmacks.

Ihnen ließ Nicolai 1765 die „Allgemeine Bibliothek" unmittelbar folgen, nach Anlage, Tendenz, Verbreitung und Wahl der Mitarbeiter bei Weitem die hervorragendste kritische Zeitschrift jener Periode. Ihr stellte bekanntlich Klotz in Halle die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" entgegen.

Wie stand es denn in Oesterreich? All' die Vorläufer der classischen Richtung, die Gärtner, Kästner, Schlegel, Giesecke, Cramer ꝛc., sie dürften kaum dem Namen nach in der Hauptstadt des deutschen Reiches bekannt gewesen sein. Da kam der siebenjährige Krieg und mit ihm der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie. Aus langem Winterschlaf erwacht auch das deutsche Volk in Oesterreich. Die kriegerischen Thaten des blutigen Kampfes erzeugen das Bewußtsein selbstständiger Kraft, höheren Muth, Begeisterung und Schwung. Die edle Gestalt der Kaiserin, an der die Völker Oesterreichs mit ungeheuchelter aufrichtiger Liebe hingen, der geniale Gegner, dessen außerordentliches Wesen Freund und Feind mit Bewunderung erfüllte, die wechselvollen Ereignisse des Kampfes selbst, boten den Stoff zu Dichtungen von nationalem Gehalt und zu seinem Ausdrucke mußte die deutsche Muttersprache genommen werden, sollte das Dichterwort das Gemüth des Volkes ergreifen und nicht lautlos verhallen.

Das Volk, von Regierung und Priestern in den starken Banden geheiligten Glaubens festgebannt, wurde durch tiefinnige Poesien von religiösem Gehalt erhoben und durch den Inhalt auch für die edlere Form gewonnen. Dies geschah durch Gellert. Seine Lieder, Fabeln und moralischen Erzählungen waren allgemein verbreitet, sie drangen selbst in die Salons des französelnden Adels und in der edlen Volksthümlichkeit, die Gellert eigen war, bildete er die große Masse des Volkes.

Die Ordensgeistlichen, lange Zeit Widersacher der deutschen Sprache, lagen nun selbst den Studien derselben ob; die Priester

der Gesellschaft Jesu, Denis, Burkard, Hohenwart, Mastalier, Regelsperger, Wurz, einige Priester der frommen Schulen und Bob, Herl, Roschmann thaten sich besonders hervor. Ihre Oden, Elegieen, Gespräche erschienen als Einzelndrucke, schwirrten als Flugblätter umher; aber sie waren im Fluge vorübergerauscht, nur Weniges hatte das Volk aufgelesen und aufbewahrt. Das Bedürfniß nach einem gemeinsamen Organe war allgemein und so entstand die Wochenschrift: „Die Welt".

Lange vor Erschaffung der „Welt" gab es in Oesterreich schon gelehrte Zeitungen, aber sie fanden nur geringe Unterstützung und drangen nicht über einen kleinen Kreis hinaus. Die erste Zeitschrift solcher Art in Wien begründete ein Leipziger Magister, Namens Heyden, der für gutes Geld Verse und Prosa schrieb, mit großer Wichtigkeit in den Zirkeln des hohen Adels auftrat und daselbst als gewandter deutscher Stylist viel Ansehen genoß. Er schrieb Recensionen und behandelte gelehrte Themen; aber sein Unternehmen fand keinen rechten Boden, die Zeitschrift hörte bald auf zu erscheinen. Ein solches Schicksal hatten auch die „Olmützer gelehrten Nachrichten"; drei Jahre, von 1755—58, fristeten die „Wienerischen gelehrten Nachrichten" ein kümmerliches Dasein. Im Jahre 1762 begann das „Wienerische Diarium", die im Jahre 1705 auftauchende Ahnfrau der kaiserlichen Wiener Zeitung, ein Blatt, das politische Nachrichten und amtliche Verlautbarungen brachte, seine „gelehrten Neuigkeiten", ein mixtum aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, das Niemanden munden konnte, der die gleichzeitig auftretende „Welt" kannte.

Die „Welt" war das erste Organ, das sich „für alle Leser schickte". Sie war gedruckt und verlegt bei Georg Ludwig Schulz, Universitätsbuchdrucker in der Riemerstraße. Ihr Hauptmitarbeiter und eigentlicher Begründer war Klemm, der Vater der österreichischen Journalistik. Neben ihm war besonders Herl thätig. Beide trugen zur Läuterung des Geschmacks wesentlich bei — Ersterer dadurch, daß er die Oesterreicher mit den besten Leistungen deutscher Dichter bekannt machte, Letzterer durch Uebersetzungen aus fremden Sprachen, deren er Meister war. Christian Gottlob Klemm war kein Oesterreicher von Geburt, er war geboren zu Schwarzenberg im sächsischen

Erzgebirge am 11. November 1736. Seine Studien hatte er zu Leipzig gemacht und daselbst neben Rechtswissenschaft und Theologie die schöne Literatur unter Gellert emsig betrieben. Im Jahre 1757 finden wir ihn in Frankfurt a. M., woselbst er den Officieren des Regiments Rohan Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt. Nach zweijährigem Aufenthalte in der Reichsstadt ging er nach Jena und trieb an der dortigen Hochschule mathematische und andere, namentlich schönwissenschaftliche Studien. 1759 kam er nach Wien und trat dort in der Trattner'schen Druckerei als Corrector ein, welche Stelle er bis zum Jahre 1762 versah, wo wir ihn als Redacteur der „Welt" finden.

Klemm eröffnet die Reihe der Kämpfer gegen den französelnden Adel, unter welchem sich bald darauf Sonnenfels so sehr hervorthat. Er kannte bald den Boden, den er hier kämpfend zu behaupten entschlossen war.

Bei einem Volke, dessen Bildungsstufe noch eine niedrige ist, übt nur das angenehm Unterhaltende Reiz genug aus, um in weitere Kreise hineinzuwirken. Noch heute ist es die Art der Wiener Lesewelt, daß sie die wissenswerthen Gegenstände nur in geschmackvollem Vortrage goutirt, ja das Kunstgefühl hat in Wien hauptsächlich von dieser Form der Behandlung bedeutender Gegenstände seine Belebung erhalten. Klemm bot nun ebensowohl Unterhaltung als Belehrung. Er schreibt, beiläufig gesagt, nicht tiefer oder gehaltvoller, aber gewiß eine schönere und reinere Prosa, als Sonnenfels in seinen Journalen, welche von Provincialismen wimmeln. Herzhaft tritt Klemm für das Recht der Muttersprache ein und geißelt die Gelehrten, welche in dem Wahne leben, daß sich die Wissenschaften nur lateinisch tradiren ließen. In der zweiundzwanzigsten Nummer seiner Wochenschrift citirt er die Feinde der deutschen Sprache vor sein Forum und fällt den Spruch, daß die Wissenschaften nur in der lebenden Sprache vorgetragen den Weg in das Volk finden. „Die alten Sprachen bahnen uns den Weg, die Meisterstücke der Alten zu verstehen und sie zu nützen, aber wir müssen nicht die Sprachen, wie es die Schulpedanten machen, der Sprache selbst wegen lernen." Er giebt nun eine treffliche Entwicklung des Geisteslebens der Griechen, Engländer, Italiener und

Franzosen und wirft dann einen Blick auf die tiefgesunkene deutsche Nation, die sich nach so langer Verwahrlosung und Verkümmerung aufrafft. „Nur bei uns in Oesterreich", ruft er einmal aus, „hat man die Bahn nicht brechen wollen. Wir haben von den Franzosen alles, was sie Lächerliches haben, alle ihre komischen Arten sich zu kleiden ....., nur das, was sie Löbliches haben, was in der That die Hochachtung der Welt verdient, nur das wollen wir nicht nachahmen." Er wendet sich mit diesen Ermahnungen an den Bürgerstand und empfiehlt gleichzeitig den Gelehrten gemeinnützig zu werden. Ein Gelehrter nach seinem Sinne wird „nicht allein den Schülern seine Kenntnisse mittheilen können, sondern auch Künstler, Bürger und viele Andere werden seinen Vortrag nützen und vielleicht auf nützliche Erfindungen geleitet werden; dann werden die Wissenschaften wie ein Bach, den man auf eine Wiese leitet, und welcher jedes Gräschen, jede Blume befruchtet, und aus dem Schooße der Erde neues Grün hervorbringt — fruchtbar auf die Bürger herabfließen und ihnen Vortheil und Nutzen bringen."

Gleichzeitig kämpft Klemm eifrig für die Verbannung des Hanswursts, denn wiewohl bereits regelrechte Stücke auf dem Repertoire der Wiener Bühnen standen, trieben dennoch Hanswurst, Bernadon, Colombine ihr Spiel, ja man mußte, um das Publicum mit dem ernsten Drama zu versöhnen, dem Hanswurst darin eine Rolle überlassen. Klemm's Hauptverdienst aber ist wohl darin zu suchen, daß er den Schriften Lessing's Eingang zu verschaffen sucht. Er wählt die schönsten aus Lessing's Fabeln aus, da für diese Dichtungsart durch Gellert der Boden hinlänglich bearbeitet war und veranlaßt Trattner, die Dichtungen Haller's, Hagedorn's, Gellert's, Klopstock's, Zachariä's, Kleist's und Lessing's in reinen, schönen, mit lockenden und doch passenden Vignetten gezierten Auflagen herauszugeben.

Diese thätige Nachdrucksofficin fand mit ihren Ausgaben allgemeinen Anklang und ungetheilten Beifall. So wich der rohe Geschmack immer mehr einem größeren und stets allgemeineren Interesse an den Leistungen der Dichter und bald fanden selbstständige Productionen in Wien lebhaften Beifall. Ayrenhoff schrieb ein deutsches Trauerspiel in Versen, 1766, das gefiel und im Laufe

eines Jahres drei Auflagen erlebte. Heufeld trat mit Originallustspielen auf, die allerwärts in Deutschland bekannt wurden.

Die „Welt" drang auch in die tieferen Schichten des Volkes und erhielt vielfach Unterstützung. Einer ihrer fleißigsten Mitarbeiter war Windisch, neben welchem ein gewisser P. Christoph sich mit Nachahmung von Rabener'schen Satyren betheiligte. Auch Sonnenfels schickte Beiträge, welche jedoch keinen besonderen Werth haben. Eine Störung erlitt das Unternehmen durch eine Reise, welche Klemm in Gesellschaft des Generals Bucow und des Freiherrn von Bruckenthal nach Hermannstadt unternahm, wo ihm eine Lehrkanzel der Philosophie in Aussicht gestellt war. Als sich die Angelegenheit in die Länge zog, kehrte er nach Wien zurück und führte mit verdoppeltem Eifer nun die Redaction seines Wochenblattes bis Ende 1763 fort. Die Unterbrechung hatte dem Unternehmen wesentlichen Schaden zugefügt und Klemm trat 1764 mit einer neuen Wochenschrift, „Der österreichische Patriot", auf. Die Zeitschrift bestand von 1764—65, ein und dreiviertel Jahre und bildet fünf Octavbände. Der Pränumerationspreis betrug 4 Fl. per Jahrgang; doch wurde auch halb- und vierteljähriges Abonnement angenommen.

Der „Patriot" ist eine stark localisirte Nachahmung des englischen „Zuschauers". Der Herausgeber kündigt als die Absicht seiner Wochenschrift an: die Mitbürger zu ergötzen, einige zu unterrichten, zu bessern und ihren Beifall zu verdienen. Er liefert Schilderungen, Erzählungen (meist Uebersetzungen aus fremden Sprachen), kleine Romane im Style Richardson's, dringt auf Reinigkeit und Verbesserung der Sprache des Volkes. Im Ganzen weicht der „Patriot" von den deutschen „gelehrten" Zeitungen, die nach unseren heutigen Begriffen nichts Gelehrtes enthalten, sehr weit ab, und hat mehr Verwandtschaft mit englischen Unternehmungen solcher Art. Das war wohl auch ein Grund, weshalb die Gelehrten diese Zeitschrift mit mißgünstigem Auge ansahen und ihr die Unterstützung versagten. Der „Patriot" enthält mit Ausnahme der Arbeit Klemm's wenig Originelles; aber das Unternehmen ist gleichwohl doch sehr interessant und bietet namentlich zur Kenntniß der Sittengeschichte manchen werthvollen Beitrag. Der kennt das 18. Jahr-

hundert nicht, der aus den moralischen Erzählungen, komischen Heldengedichten, Briefen, Gesprächen, die den Inhalt solcher Wochenschriften bilden, nichts herauszulesen vermag. Nicht etwa blos den Geschmack, auch die Bildung und Geistesrichtung der Menschen jener Zeit lernen wir daraus kennen, und wir müssen nur gerechter Weise anerkennen, daß, wie gesucht auch diese Formen sein mögen, gerade in diesen sonderbaren und barocken Formen die Wahrheit zu lehren bei Weitem schwieriger war, denn es heute ist. Darin gaben die Engländer das Muster ab.

Liest man den „Patrioten" Klemm's, so erkennt man sofort als sein Muster: Richard Steele. Wie dieser in den verschiedensten Masken als Arzt, Astrolog, Gerichtsherr, Schwätzer oder als ernster Dichter sich zum Vertrauten seines Publicums macht, oft irgend eine chargirte Figur mit satyrischem Stachel ätzt — so liefert auch Klemm mitunter ganz kecke Zeichnungen aus der Wiener Gesellschaft, die heute in ihrem Roccoco kaum genießbar sind, in ihren Tagen aber lebensvolle naturgetreue Bilder einer barocken Welt repräsentirten, deren Originale sich in den Straßen und in den Salons der Residenz mit sicherem Schritte einherbewegten. Es wäre heute sehr gewagt, Etwas zu publiciren, was dem scherzhaften Heldengedicht „Der junge Officier" (in drei Gesängen) irgendwie ähnlich sehe. Die Gesellschaft zu bessern, sie in den nationalen Ideenkreis zu führen, das ist auch die Aufgabe des „Patrioten". Man denkt aber Ideen nicht anders als in der Sprache, weßhalb eigentlich sein Kampf wiederum ein Kampf für die deutsche Sprache wird: „Ich finde hier selbst Leute, die ihren Corneille, Racine, Molière, ihren Boileau, ihren la Fontaine, Voltaire und Crebillon gelesen und wieder gelesen haben, die einen Brief aus dem Bussy Rabutin, aus der Sevigné zusammenstoppeln, der sich noch ganz wohl zu Paris lesen ließe. Weil sie aber in diesen Schriften gar nichts oder doch nur wenig Vortheilhaftes von dem Witze und der Literatur der Deutschen fanden, so bilden sie sich ganz tröstlich ein: ein deutscher Büchervorrath könne nur in Fragebüchelchen für Kinder, in altväterischen Hauspostillen, in undeutschen Predigten, in einigen abgeschmackten Romanzen und Briefstellern für Schreiberjungen, Budendiener, Zofen und Lakaien bestehen. Pöbelhaft ist die Aus-

druckschweise des Volkes. Was sollen wir aber erst zu jenen Menschenkindern sagen, die noch tief im Latein stecken? Solchen Leuten sind Klopstock, Geßner, Rabener, Gellert, bremische Beiträge, Briefe die neueste Literatur betreffend, Bibliothek der schönen Wissenschaft unbekannte Dinge."

Klemm geht geradeaus auf die Adelsgesellschaft los, und greift sie, die tonangebend auf das ganze Volk wirkt, wegen der antinationalen Haltung an; der öffentlichen Meinung — er nennt sie die grübelnde Vernunft — erkennt er das Recht zu solchen Angriffen zu, deßhalb setzt er seinem Artikel in Nummer 88 das Lessing'sche Wort vor:

„Die grübelnde Vernunft mischt sich in Alles ein
Und will, wo sie nicht herrscht, doch nicht empöret sein."

Diesen Kampf setzte mit mehr Glück und größerem Ruhme, allerdings auch unter günstigeren Umständen — der Tod Franz I. (1765) macht einen Wendepunct und führt Joseph II. als Mitregenten der Kaiserin bestimmend, auf mannichfache Verhältnisse wirkend ein — das Haupt der Wiener Aufklärungspartei, Joseph von Sonnenfels, Professor der Finanz- und Polizeiwissenschaft an der Wiener Universität, niederösterreichischer Regierungsrath und Mitglied der kaiserlichen Studienhofcommission ꝛc. unter warmer Unterstützung des Staatsrathes Freiherrn von Gebler fort. Anfangs stellten sich auch dem einflußreichen Sonnenfels Schwierigkeiten entgegen. Die erste Nummer einer neu gegründeten Zeitschrift, die den Titel „Der Vertraute" führte, wurde mit Beschlag belegt, weil Sonnenfels hohe Adelige, die man mit der Rückschrittspartei eng verbunden wußte, in nicht zu verkennender Weise heftig angegriffen hatte; aber bald darauf erschien er 1766 mit der epochemachenden Zeitschrift: „Der Mann ohne Vorurtheil". Der Inhalt dieser nicht seltenen Wochenschrift darf als bekannt vorausgesetzt werden; auch würde ein tieferes Eingehen auf das in derselben Gebotene, den Rahmen einer Abhandlung, wie die vorliegende ist, weit überschreiten; aber interessant dürfte es sein, mit Außerachtlassung unserer heutigen Ansprüche ein Zeugniß hervorzuholen, welches uns sagt, was diese Zeitschrift ihrem Publicum gewesen.

Ein Berichterstatter in Nicolai's Bibliothek schildert uns den Eindruck, den ihr Erscheinen in Wien hervorbrachte: „Sonnenfels blies in dem „Mann ohne Vorurtheil" ein Feuer unter allen Einwohnern Wiens an. Seine Sprache ist kernig, schön, nur bisweilen zu schön; er hat viele viele neue Wörter gewagt; er sagt seinen Landsleuten Wahrheiten ins Gesicht, die man bisher nur gedacht hatte; nur schade, daß er sie mit zu viel Bitterkeit und in zu hohem Ton sagt, der nach Eigenliebe schmeckt."

Ein anderer Zeitgenosse urtheilt: „Nie ist in Wien eine so freimüthige Schrift erschienen, nie hat man die Augen so geöffnet, nie runzelte man die Stirne so in die Falten, nie haben die Thoren so treffende Kappen bekommen, nie hat ein Mann die Kühnheit gehabt, dem Adel, dem ganzen Publicum so freimüthig ins Gesicht zu schauen und die Vorurtheile mit so edlem Muthe zu bestreiten ..... So beißend man ihn von allen Seiten angriff, so viele Chicane man ihm zuzudrehen sich unterfing, so große und mächtige Feinde er hatte, so gewiß ein Anderer an seiner Stelle schon würde erstochen worden sein, so fein wußte er bald auszuweichen, bald den Sturm abzuschlagen, nahm gleich wieder seine vorige bestimmte Fassung in männlicher Stellung wieder ein."

Sonnenfels greift unbarmherzig alle Schäden an; er kanzelt den Adel ab, er donnert gegen die Unfläthigkeiten des Hanswurſts, er predigt Freiheit der Person und verdammt die Leibeigenschaft, er sucht die Macht des Clerus zu entwurzeln u. s. w. Neben dem „Mann ohne Vorurtheil" tritt er mit einer anderen Wochenschrift: „Thereſie und Eleonore" auf. Seine Arbeiten finden auch im außerösterreichischen Deutschland Beifall, werden dort nachgedruckt, die tonangebende Kritik Deutschlands schlägt sich auf seine Seite, die „gelehrten" Zeitungen bringen lobende Recensionen. Er unternimmt eine Reise nach Leipzig, gewinnt Hilscher als Verleger und Weiße zum Freund, der ihn in seiner Bibliothek preist, tritt mit Riedel in Erfurt in freundschaftliche Verbindung und wird ein nur zu sehr befreundeter Anhänger Klotz's in Halle, der seinen Arbeiten seine hohe Protection angedeihen läßt.

Der allmächtige Dictator auf dem Felde der deutschen Kritik druckt Sonnenfels' Artikel mit rühmenden Einleitungen in der

Halle'schen gelehrten Zeitung und in der Bibliothek nach und Sonnenfels ist mit einem Male ein gefeierter Mann. Zur selben Zeit, als Lessing an der „Hamburgischen Dramaturgie" schrieb, gab Sonnenfels seine „Briefe über die Wienerische Schaubühne" heraus, eine periodische Publication, die für die Entwicklung der dramatischen Kunst wahrhaft bedeutungsvoll wurde.

Der „Mann ohne Vorurtheil" verdrängte Klemms „Patriot". Klemm hatte außer Heufeld, dem bekannten Lustspieldichter (geboren zu Meinau, im damaligen Vorderösterreich, 13. März 1731, gestorben zu Wien 23. März 1795), keinen Mitarbeiter, das Publicum wandte sich von seiner Zeitschrift ab und huldigte dem neuen Gestirn. Sonnenfels aber fiel über die Original-Lustspiele Klemms und Heufelds mit vernichtender Kritik her. Kaum war Heufelds Lustspiel, „der Geburtstag", mit Beifall aufgeführt worden, so trat Sonnenfels dagegen mit schonungsloser Kritik auf. Eine ganze Reihe polemischer Schriften erschien jetzt auf beiden Seiten, die Sonnenfels' Eigenliebe und Herrschsucht ins helle Licht stellen. Hätte Sonnenfels es vermocht, die Geister zu führen, ohne sie seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen, hätte er mit Eifer und Mäßigung zugleich gewaltet, gern würde sich alles ihm untergeordnet haben und die Wirkung wäre eine nachhaltigere gewesen. Sonnenfels aber wollte allein herrschen und mochte Niemanden neben sich dulden, selbst seine auswärtigen Freunde reizte er gegen seine ehemaligen Kampfgenossen auf. Heufelds Lustspiele waren keine Meisterstücke — aber sie waren immerhin anerkennenswerthe Versuche eines productiven Talentes, welches in Nicolai's Bibliothek, ja selbst in Lessings Dramaturgie schonungsvoller beurtheilt wurde, als in Wien von Sonnenfels. So kam es, daß Klemm, dieser alte Gegner des Hanswurst's, zu Gunsten der unwürdigen Burleske eine Satyre auf Sonnenfels auf die Bühne brachte.

Unbefangene Stimmen ließen sich vernehmen, die Sonnenfels' Auftreten tadelten und der von uns citirte Zeitgenosse sagt: „Wenn dieser Mann, der unstreitig vortreffliche Talente besitzet, seine Eigenliebe hätte mäßigen können, wenn er, statt mit der Keule auf die Köpfe zu schlagen, die jungen Leute bei der Hand genommen und sie geleitet hätte, so würden die schönen Wissenschaften einen weit

herrlicheren Aufschwung genommen haben." Klemm räumte den Platz und trat nach dem Aufhören des „Patrioten" 1766 bei Hilverding als Theatersecretär ein. In dessen Auftrage unternahm er eine Reise nach seinem Heimatlande, Sachsen, um Dichter zu dramatischen Arbeiten aufzumuntern und Darsteller für die Wiener Bühne zu gewinnen. Nach Wien zurückgekehrt begann er neuerdings die journalistische Thätigkeit in seiner Wochenschrift „Wider die Langeweile", ohne damit zu reussiren. Sie hatte dasselbe Schicksal wie einige andere Wochenschriften, z. B. „Die Freunde", deren Verfasser Wohlthal, Leumund, Flemming. Throndorf waren; das Publicum ließ sie theilnahmlos nach kurzem Leben zu Grunde gehen.

Allein das schreckte Klemm von weiteren Unternehmungen nicht ab; er begann, 1768, „Briefe über die neuere österreichische Literatur". Die Production in Oesterreich selbst war doch zu gering, um die Zeitschrift zu füllen und so mußte sich der Herausgeber mit Nachdruck behelfen; aus Herders, Lessings, Wielands, Ramlers Werken wurden ganze Abschnitte aufgenommen, Gerstenbergs Ugolino, Shakespeare's Macbeth in Brave's Uebersetzung abgedruckt. Im Ganzen konnte dies nur gut wirken; aber an dem, was sonst enthalten ist, vermißt man sorgsame Wahl, strengeres Urtheil, unabhängigen Sinn und in den Beurtheilungen jegliche Tiefe.

Dem letztgenannten Unternehmen, welches in einzelnen Blättern mitunter scharfe Ausfälle gegen Sonnenfels enthält, schadete übrigens der effecthaschende Titel, der herausfordernd an Lessing erinnerte, ebenso wie der „Wienerischen Dramaturgie" desselben Herausgebers, welche gleichfalls nur ein kurzes Dasein fristen konnte. Glücklicher Weise erhielt Klemm im Jahre 1770 die Stelle eines Bibliothekars und Secretärs beim Fürsten Khevenhüller-Metsch, welche er im folgenden Jahre mit der eines Lehrers der deutschen Sprache an der neugegründeten Normal-Hauptschule vertauschte; und so hatte er es vorerst nicht nöthig, um Broderwerb schriftstellerisch thätig zu sein. In den folgenden Jahren gab er nur noch die sehr sorgsam gearbeiteten Theater-Almanache heraus.

Nur an der „Bibliothek der österreichischen Literatur" betheiligte er sich 1769—70 mitunter mit Beiträgen. Sie ist das würdigste Organ jener Zeit in Oesterreich. Abhandlungen, Recensionen, neue

Gedichte, Oden von Denis und Mastalier, Verzeichnisse und Beurtheilungen von Gedichten, Theater-Repertoires der deutschen und französischen Bühne, je nach abgelaufener Saison, füllen die Blätter dieser Zeitschrift, welche auch im Lessing-Klotz'schen Streite im Gegensatze zu Sonnenfels und Denis entschieden gegen Klotz Partei ergreift. Ende 1769 ist auch der Proceß, den die literarischen Journale durch mehrere Jahre gegen den Hanswurst führten, entschieden, der Hanswurst wird durch eine Hofresolution von der Bühne verbannt und Sonnenfels wird Theatercensor. Denis' Ossianübersetzung macht in Deutschland großes Aufsehen, die Blicke aller Freunde nationaler Dichtkunst richten sich nun nach Wien, ja man ist nahe daran Klopstock und Lessing nach Wien zu berufen und sie mit der Leitung einer Akademie zu betrauen; wenigstens interessiren sich hohe Persönlichkeiten dafür, und leihen der Sache ihre Unterstützung.

Das Vorurtheil des Adels gegen deutsche Sprache und Literatur schwindet mehr und mehr; die „Gazette litéraire de Vienne", welche am Freitag jeder Woche erschien, geht ein; hingegen erscheint die seit 1766 bestehende Monatsschrift „Zum Vergnügen und Unterricht" Stephanie's 1769 in neuer Folge und bringt nach wie vor anthologisch die classischen Werke deutscher Dichter. Das „Wiener Diarium", welches 1766 sich eine besondere Beilage „Gelehrte Nachrichten" (erste Nummer 5. April) beigelegt hatte, gab dieselbe 1768 wieder auf. Diese Beilage war ungefähr das, was wir heute Feuilleton nennen, sie trieb aber die Abwechslung bis zur Geschmacklosigkeit. Mehr als ein Artikel hatte auf den zwei Blättern der Quartnummer keinen Platz. Die erste Nummer dieser soit disant wissenschaftlichen Beilage brachte Medicinisches, die zweite Gellert's Vorlesung über Moral im Auszug, die dritte Theaterrecensionen über die Wiener Original-Lustspiele, die vierte einen Artikel über Landwirthschaft, die fünfte eine antiquarische Abhandlung über ein Thema der Münzenkunde, die sechste eine Beurtheilung eines französischen Werkes über Irrthum und Aberglauben, die folgenden Nummern aber Abhandlungen über Staatsrecht, Medicin, das Drama Aurelius von Ayrenhoff, über die Vindobona Romana von Scheib und Charakteristiken Gluck's und Haydn's, endlich Fastenpredigten.

Hierauf erfolgte eine längere Unterbrechung, in welcher Zeit, ohne Angabe des Grundes, die wissenschaftliche Beilage nicht erschien, und erst im Sommer 1767 begann das officielle Organ seine apostolische Thätigkeit, Kenntnisse zu verbreiten in einem noch wo möglich bunteren Costüme. Einem Auszuge aus den Schriften Thomas Abbt's folgt eine „Beschreibung der rechten Art, chinesische Tusche zu machen", Abhandlungen über das Schmelzen, die Wasserscheu und den Werth der Tugend reihen sich an. Wahrscheinlich, um seine Nutritoren zu persifliren, brachte der officielle Schöngeist eine Abhandlung: „Von der Ehre, welche den Großen der Welt aus dem Schutze der Künste und Wissenschaften entspringt", allerdings — aus einer englischen Monatsschrift. Die Wahrnehmung des eigensten Interesses war es wohl, daß der bloße Nachdruck, den die „Gelehrten Beiträge" lieferten, auch dem Publicum als solcher empfohlen werden mußte? Denn im Herbste 1767 erschien die wissenschaftliche Beilage mit folgendem neuen Titel: „Gelehrte Beiträge zu dem Wienerischen Diarium, oder Auszüge aus verschiedenen ausländischen Monat- und Wochenschriften." Nun begann erst recht die Thätigkeit dieses Organs für Hebung und Förderung des Geschmackes — mit einer umfangreichen in vielen Fortsetzungen erscheinenden Monographie „Von dem Häring". „Der Häring ist einer der verachtetsten Fische" — beginnt die Einleitung, welcher sodann eine eingehende Geschichte der Häringliteratur von 1654 bis in die Zeit des Verfassers folgt; der verhältnißmäßig werthvollste Theil ist jener, welcher vom Handel mit Häringen spricht. Wir finden in allen Privatunternehmungen der kleinen literarischen Leute nicht ein einzig Mal eine so alberne Zusammenstellung wie die z. B., welche dem officiellen Redacteur gefiel: „Ueber die Kunst Schornstein-Brände zu löschen" und „Vergleichung zwischen Alexander dem Großen und einem Straßenräuber."

Die letzten Nummern brachten eine Novelle „Der Castilianer" und eine Abhandlung „Ermunterungen, den Papierstoff sorgfältiger zu sammeln und ihn nicht an Ausländer zu verlassen." Nun, wir danken der Sorgfalt des Wiener Stadtarchivars, der diesen Papierstoff gesammelt und nicht, wie es mit vielen Austriacis geschah, an Ausländer überließ — wir würden sonst nicht in der Lage sein, den Antheil der officiellen Journalistik an der Aufklärung und Bildung

des Volkes so getreu zu verzeichnen, wie wir es im Vorstehenden gethan haben.

Es wird den Leser nicht wundern, daß das Eingehen dieser gelehrten Beiträge (1768) die Freunde der schönen Literatur nicht empfindlich traf, und daß dadurch keine Lücke entstand. Die Privatunternehmungen fanden bei nur einigermaßen anständigen Leistungen allgemeine, stets sich vermehrende Theilnahme und selbst kleine Städte wie Linz, Preßburg hatten ihre Wochenblätter mit schöngeistigem Inhalt. So machte die kleine literarische Presse auch territoriale Eroberungen und zog immer weitere Kreise ihrer Thätigkeit; auch gattungsmäßig sehen wir sie sich vermehren; beispielsweise erscheint in Prag eine moralisch-satyrische Wochenschrift „Die Unsichtbare" um den jährlichen Pränumerationspreis von 2 Gulden, die auch einzeln — das Stück zu 3 Kreuzer — zu kaufen war. Von 1769 an erscheint in Wien auch eine musikalische Wochenschrift, „Der Dilletande", deren Verleger der Universitätsbuchdrucker Kurzböck am Hof ein halbjähriges Abonnement mit 4 Gulden eröffnete, worin die Symphonie-Beilage nicht mitgerechnet war.

Für bildende Kunst war ein allgemeines Interesse rege; die trefflichen Leistungen der unter dem Protectorate Kaunitz's stehenden Akademie, welche Schmutzer, Weyrother u. A. zu ihren Zierden zählte, durch ihre öffentlichen Preisvertheilungen die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch nahm und namentlich vom hohen Adel sehr begünstigt wurde, fanden allgemeine, weit über die Grenzen der Erblande reichende Anerkennung. Gleichwohl gab es für die zeichnenden Künste in Wien kein selbstständiges Organ. Hingegen hatten die Verleger des Diarii den Vertrieb der „Augsburger akademischen Zeitung" mit vielem Erfolg in die Hände genommen und aus ihren Abonnements-Einladungen ersieht man zur Genüge, daß das gebildete Publicum das Unternehmen lebhaft unterstützte.

Für Zeitungsschreiber war Joh. Hübner's Staats-Zeitungs- und Conversationslexicon, welches lange noch in vermehrten und verbesserten Auflagen erschien, zu Ende des siebenten Jahrzehnts ein willkommenes Hilfs- und Nachschlagebuch.

Bevor wir in der chronistischen Darstellung der Wiener Zeitungsgeschichte fortfahren, die eigentlich ganz in der Geschichte der

literarischen Presse aufgeht, da es eine politische nicht gab, ist es nicht überflüssig zu erwähnen, daß der journalistischen Thätigkeit noch die wohlthätige Freiheit fehlte, welche Joseph II. während seiner Alleinherrschaft schrankenlos bewilligt zu haben, das Verdienst hat. Man erwartete in dieser Richtung viel von jenem Zeitpuncte, da sich „zwei Augen schließen werden." Im Ganzen genommen aber waren selbst ausländische competente Beurtheiler mit dem Ausmaße der von der theresianisch-josephinischen Regierung gewährten Freiheit der Presse zufrieden und man erwartete allgemein von dem raschen und bedeutenden Aufschwung der Wissenschaft und Kunst weitere sehr bedeutende Resultate. Ja man ging so weit, bei weiterem Fortschreiten Wien die Führerschaft im Reiche des Geistes zuzumuthen, zumal der große König in Berlin deutsche Art und Kunst gering schätzte. Daß Oesterreich diese Rolle in der Folge nicht übernahm und in unselige Erstarrung verfiel, während anderwärts der deutsche Geist seinen höheren Flug nahm, ist eine Thatsache, für welche die Geschichte Zeugniß giebt und deren unglückliche Folgen noch das jetzt lebende Geschlecht der Deutsch-Oesterreicher zu tragen hat.

Damals aber war noch Sanguinismus berechtigt, mit dem selbst so nüchterne Männer, wie Lessing, den geistigen Aufschwung in Oesterreich beurtheilten. Dieser schreibt am 25. August 1769 an den weltklugen spöttelnden Nicolai: „Wien, mag es sein, wie es will; der deutschen Literatur verspreche ich dort doch immer mehr Glück, als in Eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist, so muß es blos geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden könne, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja Nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß sich bald der rechtliche Mann zu bedienen schämen. Lassen Sie doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen

Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es sogar in Frankreich und Dänemark geschieht; und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischeste Land in Europa ist." Lessing läßt sich aus diesen Gründen Wien nicht schlecht machen und meint, Nicolai thue nicht gut, ihm „diese Einbildung zu benehmen." Wie trügerisch waren diese Hoffnungen Lessings. Als der preußische Minister Stein während seiner Verbannung in Oesterreich lebte, schrieb er (1810): „Oesterreich sollte die deutschen Gelehrten mehr benützen, um auf die öffentliche Meinung in Deutschland zu wirken. Dies würde geschehen, wenn es eine große Achtung für die Wissenschaft äußerte, dem Umlaufe der Ideen weniger Hindernisse in den Weg legte, ausgezeichnete Gelehrte belohnte, seine wissenschaftlichen Anstalten verbesserte und dem in Deutschland herrschenden Vorurtheil entgegenwirkte, als halte es die Fortschritte des menschlichen Geistes zurück und lähme dessen Kraft durch die ängstliche Vormundschaft, die es über ihn ausübt."

Die siebenziger Jahre brachten zwei neue bedeutende Wochenschriften, die „Realzeitung" und die „Anzeigen". Die „Realzeitung" ward von dem „mit allerhöchst k. k. Majestät allergnädigster Freiheit errichteten Comptoir der Künste, Wissenschaften und Commerzien" 1770 herausgegeben. Was das Comptoir, welches sich am Hof neben der Kurzböckischen Druckerei befand, eigentlich war, läßt sich so leichthin nicht kurz beantworten. Unsere Tage weisen ein solches Etablissement wohl nicht auf. Es war nicht etwa blos Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung, hatte den Verlag neuer inländischer, die Commission ausländischer Werke, sondern es war auch ein für Kaufleute und Industrielle berechnetes Etablissement. Es stand mit in- und ausländischen Industriellen im Verkehr, übernahm Aufträge, hielt Waarenproben am Lager. In seinen weitausgedehnten Räumen fand man Uhren, Münzen, Medaillen, Muschelsammlungen, neuartige Spinnräder, Modelle von Maschinen, Malereien in Pastell und Miniatur, radirte und gestochene Blätter, ökonomische Lampen ꝛc. ꝛc. zur Ansicht aufgestellt.

Durchreisende Künstler stellten dort ihre Werke aus, auswärtige Kaufleute schickten ihre Adressen ein, gegen mäßige Provision wurden

den inländischen Kaufleuten daselbst ihre mercantilischen Correspondenzen in fremden Sprachen besorgt, Auskünfte ertheilt und Waaren-Preis-Courante geliefert, Kataloge über daselbst befindliche Kunstwerke verabreicht. Daselbst befand sich auch die Expedition der „Realzeitung". Die Pränumerationsgebühr für diese Wochenschrift betrug für Wien jährlich 4 fl., für Auswärtige, denen sie durch das k. k. Oberpostamt zugestellt wurde, 6 fl. Im Einzelnverkaufe kostete jedes wöchentliche Stück 7 Kreuzer. Je ein Stück (Nummer) hielt 16 Seiten in Octav. Im Jahre 1772 ward auch die Zustellung ins Haus eingeführt, wofür der Betrag von 45 Kreuzern jährlich entrichtet wurde. Gegen Ende des Jahres 1770 wurden die ersten Nummern dieser Wochenschrift ausgegeben und fanden reißenden Absatz.

Rasch war die ganze Auflage der Realzeitung vergriffen, das Comptoir kündigte eine zweite Auflage an, auch diese ward bald nach ihrem Erscheinen völlig ausverkauft und so stark war die Nachfrage, auch vom Auslande, daß die ersten 8 Stücke des Jahrganges 1770 im folgenden Jahre 1771 wiederholt nachgedruckt werden mußten. Von der Zeit ihres Entstehens bis März 1771 erschien die Zeitschrift stets am Montag einer jeden Woche und von da ab Sonnabend Nachmittags um 4 Uhr. In jener Zeit übersiedelte das Comptoir, also auch die Expedition der Zeitschrift, in das Baron Prandau'sche Haus auf dem Kohlmarkt. Soviel über die äußere Geschichte dieser literarischen Unternehmung.

Untersuchen wir nun den Inhalt der Zeitschrift. Derselbe ist mit dem Titel eigentlich schon charakterisirt. Die Zeitschrift, aus einer kaufmännischen Unternehmung hervorgehend, trug vorzugsweise den Bedürfnissen des Kaufmannes, des Industriellen und Landwirths Rechnung. In ihren Blättern findet man die monatlichen Getreidepreise aus sämmtlichen Erbländern, den Wechselcours, Handelsnachrichten aus Frankreich, England, Spanien, Holland verzeichnet. Neue Erfindungen werden ausführlich und in gemeinfaßlicher Weise beschrieben und durch beigegebene Kupferstiche erklärt. In der Regel stellen die Letzteren Maschinen für die Landwirthschaft dar. Abhandlungen „wie der Brand beim Weizen zu verhüten" oder „Ueber die Versuche holländischen Klee anzubauen', „Von der Rübsaat",

„Ueber Futterkräuter", „Ueber das Verhältniß des Ackerbaues zur Viehzucht", „Ueber Seidenzucht", „Ueber das Verhältniß der Preise zum Handel", „Ueber die Freiheit der Ein- und Ausfuhr", „Ueber Lyoner Seidenfabrication" — legen Zeugniß ab für die praktische Tendenz dieser Zeitschrift. Daneben laufen aber wissenschaftliche Abhandlungen, Nachrichten von der Schaubühne, Recensionen in guter Auswahl und von entschiedenem Werthe. Am Schlusse sind Verzeichnisse der importirten Waaren oder der in Venedig, Livorno, Genua angekommenen Schiffe beigegeben.

Dem Schulwesen ist in diesen Blättern besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Man begegnet daselbst wiederholt umfassenden Artikeln über die neuerrichtete Normalschule.

Die Zeitschrift machte nicht blos in Wien Glück, Dank ihren ausgedehnten Verbindungen erregte sie auch die Aufmerksamkeit fremder Länder. Die Gazette d'Agriculture, de Commerce, d'Arts et des Finances in Paris, welche wohl ihr Muster war, reproducirte ihre Artikel bald mit, bald ohne Angabe der Quelle. In letzterem Falle tritt die Redaction der Wiener Zeitschrift gegen dies Verfahren auf, wie auch gegenüber dem Journal Encyclopedique und der Gazette des Banquiers et des Marchands (die beiläufig gesagt in Wien viel gelesen war), welche die Realzeitung häufig benützten. Mit der Gazette literaire de Berlin besteht sie mitunter ein kleines Gefecht.

Sie ist auch in der Lage Original-Correspondenzen aus Rouen, Paris, Orleans zu bieten. Wer wohl ihr Leiter gewesen sein mag? Darüber habe ich den sorgfältigsten Nachforschungen zum Trotze keine Aufklärung erhalten. Jedenfalls verfügte das Unternehmen über die besten vorhandenen Kräfte, namentlich was den schönwissenschaftlichen Theil anbelangt. Im Jahre 1774 soll, wie Wurzbach im Artikel Klemm angiebt, Klemm der Redacteur durch mehrere Monate gewesen sein; in den ersten achtziger Jahren war es, das ist gewiß, Blumauer und sein Hauptmitarbeiter war der Barnabitermönch Reinhold, der nachmalige Professor der Philosophie in Jena, der auch nach seiner Flucht aus Wien von Leipzig und von Weimar aus für diese Zeitschrift thätig war.

Mit dem Jahre 1774 veränderte sich der Inhalt der Zeitschrift

insofern, als an die Stelle der Handels- und Agricultur-Artikel kleine Romane und Novellen treten, meist Uebersetzungen aus dem Englischen, „um die Zeitschrift auch für das schöne Geschlecht und für die übrigen Leser unterhaltender zu machen." Dies scheint übrigens nicht der einzige Grund gewesen zu sein, vielmehr wird wohl die Trennung von dem Kunst- und Industrie-Comptoir (vielleicht die Auflösung des Letzteren?) auf den Charakter der Wochenschrift gewirkt haben. Buchdrucker Kurzböck wird jetzt als alleiniger Verleger und Besitzer des Realzeitungs-Comptoirs genannt. Da die Zeitschrift die besten ausländischen Journale für ihre Zwecke bezog, so wurde das Unternehmen jetzt viel natürlicher mit einem Lecture-Cabinet in Verbindung gebracht. Die meisten gelehrten und politischen Zeitschriften, Journale, Monatsschriften, periodische Werke aus Frankreich, England und Italien lagen daselbst auf, ebenso wie die Neuigkeiten vom deutschen Büchermarkte, ganz besonders solche, die lieferungsweise erschienen, so z. B. „Die Blätter von deutscher Art und Kunst" mit Möser's deutscher Geschichte. Die Räumlichkeiten des Lecture-Cabinetes, gleichzeitig Lesezirkel und Leihbibliothek, waren bequem, anfänglich vereint mit dem Realzeitungs-Comptoir auf dem Kohlmarkte. Später übersiedelte das Lecture-Cabinet, bei stärkerem Besuche, zu Bianchi im Trattner'schen Gebäude auf dem Graben. Jeder Frequentant zahlte 12 Gulden jährlich. Solche Lecture-Cabinete gab es in fast allen Provincial-Hauptstädten. Ein solches war beispielsweise in Brünn.

Aus der Realzeitung verschwinden nun die Nachrichten vom Wechselcours und überwiegend ist jetzt weitaus das schöngeistige Material; nur die häufigen naturwissenschaftlichen Aufsätze, deren mehrere sich mit Franklin's großer Erfindung beschäftigen, rechtfertigen den Titel, den übrigens auch das Unternehmen bis zu seinem Ende (1786) beibehält.

Das zweite bemerkenswerthe literarische Unternehmen dieser Zeit nennt sich: „kaiserl. königl. allergnädigst privilegirte Anzeigen aus sämmtlichen kaiserl. königl. Erbländern" und erschien von Mitte des Jahres 1771 bis Ende Juni 1777, wöchentlich eine Nummer von 8 doppelspaltigen Quartseiten.

Eine Gesellschaft der gelehrtesten und tüchtigsten Männer der

Residenz war bei der Herausgabe thätig und ward auch durch begabte Männer in den Provinzen wirksam unterstützt. Das Unternehmen trägt durchaus den Stempel der Unabhängigkeit und seine Leiter sagen, daß sie es sich zur Aufgabe gesetzt „gemeinnützlich zu denken und zu schreiben". Die Herausgeber und Mitarbeiter gaben bei der Ankündigung ihres Unternehmens die Erklärung ab, ihr Streben sei „der Monarchie auch unberufen zu dienen und sich um das Beste der Unterthanen zu beeifern". Dieses Bestreben scheint auch in der That die Mitarbeiter dieser Zeitschrift geleitet zu haben. Den Druck besorgte von Ghelen, die Expedition die Bader'sche Buchhandlung in der Bognergasse neben dem Hause zum Todtenkopfe. Wie es der Titel dieser Wochenschrift verkündet, beschränkte sie sich auf Mittheilungen aus dem Inlande. Politische Nachrichten fehlen gänzlich, nur einige merkwürdige Veränderungen im Staatsleben werden zur Kenntniß gebracht. In dieser Selbstgenügsamkeit liegt die Schwäche des Unternehmens. Dieser engbeschränkte Gesichtskreis versperrte den Oesterreichern die Aussicht in die freie offene Welt, ließ sie selbstgefällig sich stets nur selbst betrachten. In den gelehrten Anzeigen, die den Hauptinhalt der Zeitschrift bilden, deren Verfasser die hervorragendsten Vertreter der damals auflebenden Wissenschaften waren, werden stets nur die Leistungen inländischer Gelehrter gepriesen, ein Fehler, in den z. B. die Nicolai'sche Bibliothek in Berlin in Bezug auf Oesterreich nicht verfiel. Für die „Anzeigen" giebt es sogar „erbländische Bücher". Dieser Particularismus rächte sich bald gar sehr, indem er die erst kürzlich gefallenen Schranken gegen Deutschland wieder aufrichtete und die Oesterreicher bald weit hinter den anderen deutschen Volksstämmen zurückließ. Es führte dies aber auch zur Cameraderie und Parteilichkeit und so verfielen die österreichischen Zeitschriften in denselben Fehler, der gerade Unternehmungen von zweifelhaftem Charakter, wie Klotz's oder Riedel's Zeitschriften, so unvortheilhaft auszeichnete. Ein Beispiel mag dies klar machen.

Prag hatte seit 1771 seine „Gelehrte Nachrichten". Sie wirkten vielfach anregend und nützlich. Tüchtige Gelehrte führten darin das Wort und sie wendeten sich mit Erfolg an das große Publicum. Sobald aber das Werk eines vaterländischen Schriftstellers zur Be-

urtheilung vorlag, wurden mächtige Lobesfanfaren ausgestoßen. Wenn sie z. B. bei einer Recension eines Vortrages von Sonnenfels über „die Urbanität der Künstler", diesen Schriftsteller den „Classiker des Jahrhunderts" nennen, zu einer Zeit, wo Lessing mit seinen Leistungen den Höhepunct bereits erstiegen und Wieland die ersten Proben seines graciösen stylgewandten Talentes geliefert hatte — berührt das nur höchst fremdartig, um nicht zu sagen komisch; ebenso wie wenn Sonnenfels' Abhandlung über die „Vaterlandsliebe" hoch über Abbt's „Tod für's Vaterland", ein Muster deutscher Prosa, gestellt wird.

Was den Inhalt der „Anzeigen" betrifft, so sind allerdings die Wissenschaften und Künste am reichhaltigsten vertreten; doch finden sich auch Artikel über die Leistungen der Industrie, Beschreibungen von Fabriken neben denen von Kunstgalerien, Artikel über Landwirthschaft, Wein- und Bergbau, sowie landesfürstliche Verordnungen, Nachrichten über Beförderungen, Stiftungen und Verzeichnisse der Vorlesungen an der Wiener Hochschule. Neben der Realzeitung und den Anzeigen, welche Letztere wie oben bemerkt mit dem Juni 1776 schlossen, erschien, bis tief in die achtziger Jahre, seit 1774 in Wien auch eine Monatsschrift, das „Wiener Magazin", eine Publication nach Art der englischen Magazine, wie Town and Country u. dgl. Es brachte philosophische, politische, ökonomische Artikel, Monographien in Fortsetzungen, Abhandlungen aus dem Gebiete der Geschichte, Geographie, Biographien berühmter Männer. Das Stück erschien stets am ersten jedes Monats und die Pränumerationsgebühr betrug jährlich 4 fl.

Weniger exclusiv als die „Gelehrten Nachrichten" in Prag [1] war die gleichfalls in Prag von 1775 herausgegebene „Neue Literatur".

Eine gleichfalls den ersten siebziger Jahren entstammende und durch viele Jahre fortgesetzte Wiener Zeitschrift heißt „Kritische Auszüge aus den neuesten Schriften der Ausländer und Deutschen."

[1] Sie erschienen wöchentlich einen Bogen stark bei Wolfgang Gerle. In Wien hatten ihren Vertrieb die Buchhandlungen Gräffer und Ghelen, für die anderen Städte wurde gegen Vorausbezahlung beim Postamte abonnirt.

Nicht nur kritische Anzeigen, sondern vielmehr größere Auszüge aus den Werken hervorragender deutscher und fremdländischer Männer bildeten den Inhalt dieser weitverbreiteten Zeitschrift. Das Stück war 4—5 Bogen stark in Octav und kostete einzeln 20 Kreuzer. Die Expedition hatte das Realzeitungs-Comptoir. Die erste Nummer dieser Vierteljahrsschrift erschien am 4. Februar 1771. Diese Zeitschrift darf das Verdienst in Anspruch nehmen, die Werke der besseren Schriftsteller in weiteren Kreisen verbreitet zu haben. Lessing's, Winckelmann's, Wieland's, Lippert's, Moses' (Mendelssohn) ausgezeichnete Arbeiten wurden darin reproducirt. So finden wir beispielsweise 1772 Meng's „Gedanken über Schönheit und Geschmack in der Malerei" beurtheilt und in ihren schönsten Partien wiedergegeben, ebenso wie Lessings Ausgabe von Scultetus' Gedichten. In der Regel ist die eine Hälfte der ausländischen Literatur gewidmet und enthält kurze Auszüge aus italienischen, englischen und französischen Werken, die andere ist mit Beurtheilungen und überwiegend mit Auszügen deutscher Werke angefüllt. Die theresianische Zeit kannte ein Nachdrucksgesetz nicht — erst Joseph verlieh Schutzprivilegien — und so wurden in der besprochenen Zeitschrift Pfeffel, Lavater, Wieland, Lessing, Moses u. s. w. zu unfreiwilligen Mitarbeitern der Wiener Zeitschrift.

Auch Klemm, den sein Lehramt und die Herausgabe des Theater-Almanachs lange Zeit völlig in Anspruch genommen zu haben scheinen, erscheint 1774 wieder mit einer Zeitschrift vor dem Publicum. Es war eine Monatsschrift, die er herausgab, und sie nannte sich das „Allerlei von Wien" (im Verlage von Trattner), errang jedoch im Ganzen wenig Beifall, ebenso wie der „Hungrige Gelehrte". Das „Wochenblatt für Innerösterreich" brachte Novellen.

Das Jahr 1774 war das fruchtbarste der ganzen Periode. Eine wahre Flut von Wochenschriften brach über die Wiener herein. Die sonderbarsten Titel wurden ersonnen, um das Publicum zu locken, keine Mittel gescheut, um Leser zu gewinnen. Die großen Unternehmungen, Realzeitung und Anzeigen u. dgl., wurden von diesen kleinen Rivalen nicht behelligt. Aber untereinander konnten diese kleinen Unternehmungen nicht in Frieden leben und bewarfen sich mit den gröbsten Schmähungen.

Rautenstrauch hat diese Preßcalamität in Reime gebracht; sie mögen statt einer trockenen Aufzählung hier Platz finden:

„— Es war wie wir wissen seit mehr als einem Jahr
Mit lauter Wochenblättern beinahe gar
Der Satan los. Fast alle Wochen
Sind eine oder ein Paar aus den Eiern gekrochen.
Um jener kritisch gelehrten Zeit
Mit der allerwichtigsten Wahrheit
Für die Zukunft ein Denkmal zu stiften
Könnt' ich sagen: „Der Herr schlug sie mit Wochenschriften!"
Der „Zeigefinger" (traurigen Angedenkens) war der erste, dann
Fing „Tastenfick" und „Theaterchronik" an,
Jetzt kam der „Müssiggänger", der „Bürger" und
Nun macht' ich meine unmaßgeblichen „Meinungen" kund.
Bald darauf erschien der „hungrige Gelehrte",
Der öffentlich ein Almosen begehrte;
Dann folgte der „Kässtecher" und nachher
Kam mit Numero Neun der „Ankündiger".
Noch nicht genug jetzt — daß es den Himmel erbarme!
Jetzt kam sogar der „Arme" —
Nun war's ein wenig stille, dann kam mit großem Geschrei
Auf einmal das „Wiener Allerlei",
Ihm folgte das „Handbuch zur Erziehung der Jugend"
Und predigte den Kindern Lebensart und Tugend.
Indes schrieb Einer für wenig Geld
„Alles untereinander, wie es einfällt",
Dachte sich in Respect zu setzen,
Wollt' Alles untereinander hetzen.
Dann kam auf einem alten verrotteten Dreifuß
Geritten der „dramatische Antikritikus".
So viel im alten Jahr und kaum ist dies angegangen,
So wurde der „Potpourri" angefangen.
Die Ankündigung war fürchterlich:
„Lies mich (hieß es) oder ich fresse dich!"
Doch sind die Meisten nicht furchtsam gewesen
Wurden nicht gefressen und haben's nicht gelesen,
Jetzt kam abermals ein närrisches Ding
„Vorlesungen für den Fasching".
Und weil keiner kann des Andern Aufkommen leiden,
So wurde eine „Sammlung besonderer Begebenheiten
des Fasching" gleich darauf angekündigt.
Es ging ihr aber ziemlich windigt;

Zuletzt kam mit verhängtem Zügel
Der „Till von Eulenspiegel". —
Dies sind die Producte, wodurch Einige in Wien
Den Neid der Ausländer sich dachten zuzuzieh'n;
Was aber diese davon urtheilten und dachten,
Kannst Du lieber Leser leicht erachten!"

Aus vorstehenden Reimen, die wir als ein vollgiltiges Zeugniß eines Zeitgenossen aufführen, ersieht man klärlich, welche Masse von Zeitschriften auf den Markt gebracht wurden. Die Kräfte zersplitterten sich in vielen kleinen Unternehmungen, deren keine langen Bestand hatte. Die Leseluft im Publicum war gleichwohl groß und die Theilnahme für solide und nützliche Zeitschriften allgemein. Das beweist die große Verbreitung von Fachzeitschriften. So war z. B. der „Bienenstock" für Bienenzüchter und Landwirthe ein allgemein geachtetes Organ, ebenso wie die juristische Wochenschrift „Die österreichischen Rechte", die trotz ihres hohen Preises (3 fl. 30 kr. für das halbe Jahr) viel gelesen war. Sie besprach wichtige in das Leben eingreifende Rechtsfragen, brachte Artikel über Intabulirung von Gütern, Grundbücher, Privilegien, geistliches Eherecht, Bergrecht, Jagdgesetze, Erbschaften außer Testament, Verlassenschaftsabhandlungen, Amortisationsgesetze, Fideicommisse, Wechselcontracte u. dgl. m. Gleich nach ihrem Erscheinen war die erste Nummer (4. Weinmonats 1775) vergriffen und mußte wiederholt nachgedruckt werden. Ebenso fanden auswärtige Unternehmungen, wenn sie tüchtig waren, lebhafte Unterstützung, so Wielands Mercur und der Wandsbecker Bote, deren Pränumerations-Einladungen die Realzeitung stets vollinhaltlich abdruckte. Zahlreiche Beweise sprechen dafür, wie beliebt diese beiden Zeitschriften in Wien waren.

Hingegen fristeten die kleinen Wiener Wochenschriften nur das kürzeste und kümmerlichste Dasein. Ein solches, wohl unverdientes Schicksal hatte auch des Licentiaten Rautenstrauch „Die Meinungen der Babette". Sie erschien am 15. April 1774 zum ersten Male und lebte nur ein Jahr.

Sie behandelte in pupulärer und in ganz allgemeiner Form politische Fragen und brachte hauptsächlich Literatur- und Theater-Referate und recht artige Novellen. Der Ton ist ein durchwegs ständiger und ansprechender und verräth den gewandten Literaten,

der es mit seinem Unternehmen besonders auf das schöne Geschlecht abgesehen hatte, das ihn aber vollständig im Stiche ließ. Mit launigem Titel und in launiger Ansprache hatte er dem Lesepublicum sein Unternehmen angekündigt, resignirt trat er vom Schauplatze ab. Der sonderbare Titel ist übrigens nicht ein origineller Einfall, sondern einem norddeutschen Unternehmen nachgeahmt. Einer der interessantesten Beiträge darin ist die Recension über Goethe's Götz.

Nach solcher wild hereinbrechender Fluth trat naturgemäß Ebbe ein, die Wasser hatten sich wieder verlaufen und nur die Realzeitung überdauerte das Ende der siebenziger Jahre, im folgenden Jahrzehnt neben dem neu entstandenen „Journal für Freimaurer" den Kampf der Freiheitsmänner gegen den Obscurantismus wacker fortführend.

XII.

Reinhold der Jesuiten-Zögling.

Es war am 12. September 1773, in den Tagen der großen Kaiserin-Königin Maria Theresia, daß sich in dem Jesuiten-Kloster zu St. Anna in Wien eine höchst denkwürdige Scene abspielte. Im Zimmer des P. Provincials standen dichtgedrängt die Patres und Fratres, und — es ist eben halb sechs Uhr Abends — die Novizen der Societät ziehen aus dem Dormitorium, wo sie die spanische Disciplin, das heißt die Geißelung auf dem unteren Rückentheile, durchgemacht, gleichfalls nach der Wohnung des Vorstehers.

Sie stellen sich rechts und links von der Thüre auf, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Endlich erscheint ein Domherr von St. Stephan und begiebt sich an den oben am Fenster stehenden Tisch, auf welchem bereits ein Crucifix mit zwei brennenden Lichtern stand. Feierliche Stille herrscht, und der Abgesandte der Metropolitankirche beginnt die Bulle Sr. Heiligkeit des Papstes Clemens XIV. zu verlesen, laut welcher der Orden der Gesellschaft Jesu aufgelöst wurde. Unser Gewährsmann versichert in dem unmittelbar nach dieser Scene an seinen Vater gerichteten Schreiben, er habe bei dem Schluchzen seiner Mitbrüder fast den ganzen Inhalt der Bulle überhört und nur die Worte vernommen: „Die Novizen sollen sogleich entlassen werden.“ Unter lautem Wehklagen gingen die Novizen nach dem Museum, wo alsbald der Manuductor, ihr Aufseher, erschien.

Dieser Geistliche war ihnen gewiß Allen vertraut; denn er war es, der bislang jede vom Rector auferlegte Verrichtung ankündigte.

Klingelte er einmal, mußten alle Novizen sich von ihren Stühlen erheben, das zweitemal mußten sie auf die Knie fallen und den Befehl erwarten, den er nach dem dritten Geläute gab, entweder zum Lesen, oder zum Tafeldecken, zum Auskehren der Gänge ꝛc. Dieser Manuductor verkündete nun im Namen des P. Rector, die Verbindlichkeit, ihm und der Regel zu gehorchen, sei mit dem Orden zwar aufgehoben, aber das „Gesetz der Liebe" werde hoffentlich jedem das Andenken an seine Mutter, die Societät, erhalten.

Die Mahnung erschien fast überflüssig, denn die frommen Väter übten über die jugendlichen Gemüther eine wahrhaft schrankenlose Herrschaft. Wer in den Räumen des Probehauses zu St. Anna einmal seinen Aufenthalt hatte, der besaß keinen Willen mehr, als den des Oberen; alle Bande, die ihn mit der Welt verknüpften, waren wie mit einem Schlage gesprengt, und in den Mauern des Klosters erstarb selbst die Liebe zu den Eltern und Geschwistern. Nicht etwa blos die Handlungen, nein, auch das Denken des Individuums hatten sich diese Meister der Regierungskunst unterworfen. Wir besitzen ein Schriftstück, das wie irgend ein Zeugniß eine Beweiskraft enthält für die Berechtigung des Kampfes der modernen Gesellschaft gegen die Ausbreitung und Befestigung der Macht der Loyoliten, wir meinen den Brief des kaum fünfzehnjährigen Karl Reinhold an seinen Vater

Karl Leonhard Reinhold wurde in Wien am 26. October 1758 geboren, der Sohn des Arsenal-Inspectors Reinhold, der als Subaltern-Officier im Heere der Königin gedient, im österreichischen Erbfolgekriege invalid geworden, in der vorgenannten Stellung mit sieben Kindern ein bescheidenes Dasein fristete. Der alte Reinhold, ein jovialer, biederer, lebenslustiger Mann, war eifrig bestrebt, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, und da die Mittel beschränkt waren, war er genöthigt, den ältesten seiner Söhne, Karl, das Gymnasium besuchen zu lassen, an welchem Jesuiten als Lehrer thätig waren. Diese erkannten bald die ausgezeichneten Fähigkeiten des Knaben, der lernbegierig und von trefflicher Fassungskraft, sich ihres hohen Beifalls zu erfreuen hatte. Dankbaren Herzens hing Karl Reinhold an seinen Lehrern, und diesen gelang es leicht, ihm Neigung für den geistlichen Stand einzuflößen und denselben für ihren Orden

zu gewinnen. Im vierzehnten Jahre wurde der musterhafte Knabe, mit den rühmlichsten Zeugnissen ausgestattet, aus der obersten Classe des Gymnasiums entlassen und bald darauf als Novize in das Probehaus des Jesuiten-Collegiums zu St. Anna aufgenommen.

Binnen wenigen Monaten gelang es, den Kameraden Blumauer's so vollständig zu schulen, sein Gemüth so befangen zu machen, seine Anschauung so zu verdüstern, daß Reinhold mit kaum fünfzehn Jahren die Denk- und Lebensweise eines lebensmüden Mönches hatte und die reinste Befriedigung in der strengsten, abschreckendsten Askese suchte. Noch kein volles Jahr war verstrichen, seitdem er die Schwelle des Klosters überschritten hatte, als die Aufhebung des Ordens erfolgte, und Karl Reinhold mußte schmerzlich bewegt der Scene im Zimmer des Provincials beigewohnt haben, wie uns der Brief lehrt, den der Novize am folgenden Tage an seinen Vater schrieb:

Probehaus bei St. Anna, den 13. September 1773.

„Gnade und Friede unseres Herrn sei mit Ihnen bester Vater!

Nun ist also das Strafgericht, das dem Unglauben der Sittenlosigkeit unserer heutigen Welt .... endlich über uns ausgebrochen! Unsere heilige Mutter, die Gesellschaft Jesu, ist nicht mehr, und wahrscheinlich bin ich nicht der Erste, der Ihnen diese schreckensvolle Nachricht bringt. Aber der Herr ist gerecht und wir werden nicht ungestraft gezüchtigt.

Die Weissagung an die gesammte Christenheit: „Ich werde den Hirten schlagen und die Schafe werden zerstreut werden", und die Drohung an unsere Novizen: „Weil ihr weder kalt noch warm seid, will ich euch aus meinem Munde ausspeien", waren doch so deutlich!" — schreibt der nicht fünfzehnjährige Knabe an seinen Vater.

Er klagt, der Aermste, sich selbst an, daß sein ungeistliches Betragen allein sträflich genug war, um dieses schwere Unglück herbeizuführen. Und doch wissen wir, daß der Knabe zu den fleißigsten, sittsamsten und unterwürfigsten Novizen gehörte. Welche Täuschung der Einfalt, sich mit zur Ursache einer That zu machen, die in den höchsten Regionen der Staatsweisen die Lenker der Völker geplant und, getragen von dem mächtigen Geiste der Zeit, zur Freude der Aufgeklärten, zum Glücke der Menschheit zur Ausführung brachten!

Wenn all' die geheimen Mittel der Macht, wenn all' die Verbindungen, die bis in den Staatsrath und die Cabinete reichten, nichts nützten gegen das unumstößliche Gebot einer höheren Gerechtigkeit, was hätte deine strengste Observanz, armer Knabe, fruchten sollen, der du in deinem einfältigen Gemüthe kein Falsch bargest und nichts ahnen konntest von der weltbefreienden Maßregel, die du als schwerste Unbill, nach dem Geheiß der Oberen, beklagtest!

Die Novizen lagen betend vor dem Eintreffen der Bulle drei Tage und drei Nächte lang auf den Knien und klagten dem wunderthätigen Gnadenbilde der seligsten Jungfrau, welches der Provincial auf der Treppe des zweiten Stockwerkes im Annakloster, prächtig geschmückt, aufstellen ließ, ein ihnen unbekanntes Leid, und die ganze Zeit dieser Andacht nahmen die Novizen ihre Speisen auf dem Fußboden sitzend, die Patres knieend ein. Zur Buße setzten sich alle Glieder des Ordens Strohkränze auf das Haupt, Dorsal- und spanische Geißelung kam alle Tage vor, und alle diese Bußen konnten die Aufhebung nicht abwenden; denn es war bestimmt in Gottes Rath, die Völker von der unheimlichen Macht, die auf ihnen lastete, zu befreien. Am Tage vor jenem verhängnißvollen 12. September, Donnerstag — das Schicksal hatte schon entschieden, die Patres wußten bereits das Kommende, die Schatzkammer war schon mit dem kaiserlichen Siegel belegt — da waren die Novizen noch fröhlich im Herrn.

Unser Reinhold „gewann auf dem Billard zwölf Ave Marias, welche Strottmann, und auf dem Bosselplatze wiederum fünf andere, die Poller für ihn beten mußte." Am Abende des nächsten Tages war der Orden aufgehoben.

„Mir fiel", schreibt der kleine Reinhold an seinen Vater, „sogleich ein, daß ich wieder zu meinen lieben Eltern nach Hause müßte. Allein das Gesetz der Liebe hielt mich an meine heilige Regel, und ich wagte es nicht, an Sie zu denken mit Wissen und Wollen, eine Sache, die ohne Verletzung der Regel nie anders geschehen darf, als in der Absicht, für Eltern und Angehörige zu beten. Ein so eifriger Christ, wie Sie mein Papa, weiß beinahe so gut wie ein Geistlicher, daß es heiligere Bande giebt als jene der sündhaften Natur, und daß ein Mensch, der dem Fleische abgestorben ist, eigentlich keinen

anderen Vater mehr haben könne als den himmlischen, keine andere Mutter als seinen Orden, keine anderen Verwandten als seine Brüder in Christo und kein anderes Vaterland als den Himmel. Die Anhänglichkeit an Fleisch und Blut ist, wie alle Geistlehrer einstimmig behaupten, eine der stärksten Ketten, mit denen uns Satan fest an die Erde schmieden will."

Solcher Anfechtungen des Satans hatte nun der kleine Reinhold sehr viele zu bestehen; denn „alle Augenblicke zauberte ihm der Satan Papa und Mama, Brüder, Schwestern, Onkel und Tanten, selbst das Stubenmädchen im Elternhause nicht ausgenommen, vor die Augen des Geistes."

Nun aber darf der kleine Asket ja nach Hause schreiben und die Eltern auf seine Rückkunft vorbereiten. Aber das Gesetz der Liebe bereitet ihm Gewissensqualen — und da geht der arme Junge hin zum Manuductor und bittet den geistlichen Aufseher, „nicht nur beim Schreiben, sondern auch sonst den Tag über an seine Blutsfreunde denken zu dürfen." Die Erlaubniß wird ertheilt, die Zeiten der Meditation, der geistlichen Lesung und des Angelus Domini ausgenommen. Aber es scheint, daß das einmal aufgethaute Gefühl der Kindesliebe zu mächtig war, und die Angst, die heilige Pflicht der Obedienz zu verletzen, treibt den gewissenhaften Knaben zum P. Rector selbst, damit er das Schreiben „in Kraft des heiligen Gehorsams befehle."

Karl schreibt und bittet um Aufnahme in das väterliche Haus, doch zugleich möchte er die gewohnte Lebensart fortsetzen, eine Einzelkammer beziehen. Weder Hausmagd, noch Stubenmädchen, noch eine seiner Schwestern solle bei ihm eintreten, und die liebe Mama läßt er erinnern, daß der heilige Aloysius seiner Mutter nie in's Gesicht sah. Er werde in der Welt und nicht der Welt leben und hofft rein aus der Berührung mit der sündhaften profanen Welt hervorzugehen, wie die drei babylonischen Knaben mitten im Feuerofen unverletzt blieben. Zum Schlusse des merkwürdigen Schreibens bemerkt der Knabe in einer Nachschrift, der Rector habe ihn von einer Gewissensangst befreit, indem er ihm auf seine Frage, wie der Papst unfehlbar sein und doch das Unrecht der Ordens-Auflösung begehen konnte, die Antwort gab: Der Papst ist unfehlbar,

wenn er ex cathedra entscheidet. Die Gesellschaft sei aber ex curia aufgelöst worden, und die Curie lasse sich oft von irdischer Staatsklugheit und nicht vom heiligen Geiste leiten. „Vielleicht leiden Sie an eben dem Skrupel, und dann kommt Ihnen diese Auflösung heilsam" — schließt der Brief des Knaben an den Vater.

Wir glauben, daß der joviale alte Officier nicht allzusehr von solchen Skrupeln geplagt worden sein mag. Wichtiger ist aber die Beantwortung der Frage: Was ist aus dem Jesuiten-Zögling geworden? Die Geschichte der Wissenschaft nennt in der Folge seinen Namen mit hohen Ehren; wie einst der Jesuiten-Schüler Voltaire die schärfsten Streiche gegen das System dieser Lehre führte, so auch Reinhold, der in seinen Schriften wie in der Lehre den Kampf um die höchsten Güter der Menschheit mit großem Erfolge führte.

Er trat 1774 in das Barnabiten-Collegium zu St. Michael und blieb durch acht Jahre in dem um die Pflege der Wissenschaft hochverdienten Orden; noch im 24. Lebensjahre gehörte er demselben als Lehrer der Philosophie an. Ein anderer Geistlicher und ehemaliger Jesuit Denis, der mit allen hervorragenden Geistern im protestantischen Deutschland in innigem Verkehr stand, versammelte zu jener Zeit ausgezeichnete Schriftsteller in seinem Hause in Wien; dort fand Reinhold Born, Hell, Mastalier und Sonnenfels. Zur selben Zeit begann es sich in Deutschlands Dichterwald zu regen, und die mächtigen Culturbestrebungen fanden in Wien großen Anklang. Reinhold's Altersgenossen und Schulkameraden Alxinger, Blumauer, Haschka, Leon, Ratschky traten mit dem Feuereifer der Jugend mit Poesien, aber auch mit läuternder Kritik auf. Ein Frühlingshauch belebte die Kaiserstadt, als um diese Zeit Joseph II. die Alleinherrschaft erhielt und zur Ausführung seiner großen Ideen schritt. Preßfreiheit ward verkündet, der Bann schien gelöst, in welchem die Kräfte Deutsch-Oesterreichs seit lange lagen. Ein Verein ward gebildet unter des hochgestellten Born's Vorsitz, der Gewissens- und Denkfreiheit auf seine Fahne geschrieben. Die Bekämpfung des Mönchswesens war die Parole. Um die Verbindung der Gleichgesinnten zu erhalten, wählte man die Formen der „Maurer". Mit den Waffen der Gelehrsamkeit und der Satyre ward gegen die Mucker

gestritten Born's „Naturgeschichte der Mönche" zündete und wurde die Erscheinung des Tages.

Auf schöngeistigem Gebiete regte sich's gewaltig; unter Blumauer's Redaction erschien die Wiener „Realzeitung", wo in Anzeigen und Kritiken lebhafte Theilnahme an den Fortschritten der Wissenschaften und der Kunst sich geltend machte. Reinhold, der Ex-Novize der Jesuiten, der Barnabiten-Mönch, stand mitten inne zwischen den Vorkämpfern der Aufklärung seiner Heimath. Die meisten Recensionen, welche in den Jahrgängen 1781 bis 1783 der obengenannten Zeitschrift erschienen, sind nach dem Zeugnisse seines Sohnes Ernst, des Professors der Philosophie auf der Universität zu Jena in den Zwanziger Jahren unseres Säculums, aus der Feder Karl Reinhold's.

Aber leicht konnten seine Freunde sich des Aufschwunges freuen und selbständig mitwirken, ihn drückte schwer das Mißverhältniß seines Berufes und seiner Denkweise. Schwer lasteten auf ihm die Ordensgelübde, und nach langem Kampfe suchte und fand er in einem protestantischen Lande die im unreifen Alter dahingegebene Freiheit wieder. Seine Freunde förderten ihn darin in jeder Weise. Der Leipziger Professor Friedrich Petzold, der sich in Erbschafts-Angelegenheiten in Wien befand, lernte ihn daselbst kennen und schätzen und machte ihm den Antrag, ihn nach Leipzig zu begleiten. So entführte den wankelmüthigen Priester der Leipziger Professor. Dort erlangte Reinhold das akademische Bürgerrecht, von dort schrieb er eifrig für das Wiener Freimaurer-Journal, die Realzeitung und des Freiherrn von Gemmingen „Magazin für Wissenschaft und Kunst" wohlhonorirte Briefe.

Die Loge „zur wahren Eintracht" unterstützte ihn nach Kräften, die Jesuiten erforschten jedoch seinen Aufenthalt, und Reinhold glaubte sich in Leipzig nun nicht mehr sicher. Er entwich nach Weimar zu Wieland, der mit den Wiener Aufklärern in innigster Verbindung stand. Im Mai 1784 finden wir unsern Wiener Landsmann, den Jesuiten-Zögling, als Haus- und Tischgenossen Wieland's. Dort athmete er die Luft gemeinsam mit all' den großen und trefflichen Männern, die in thüringischem Lande das goldene Zeitalter der Literatur schufen; dort stand er auf jenem Boden, der durch die Erinnerung an den Wittenberger Augustiner Mönch jedem Deutschen

denkwürdig geworden. In Wieland's Tochter fand Reinhold eine treffliche Lebensgefährtin, Jena bot ihm eine Lehrkanzel, der „Merkur", dessen Redacteur er wurde, das Feld literarischer Thätigkeit; Herder ward sein Freund. Die Professur in Jena dankte der Wiener Jesuiten-Zögling dem Königsberger Weisen Immanuel Kant, den Reinhold zuerst erfaßte und dessen Apostel er ward.

Eberhard, Platner, Tiedemann und wie sie alle hießen, waren blind für das Tageslicht, das Kant mit seiner Kritik der reinen Vernunft verbreitete. Reinhold prophezeite kühn eine der wohlthätigsten und merkwürdigsten Revolutionen, die auch eintrat und Schiller, Reinhold's akademischen Collegen, auf die Bahn führte, wo er der unsterbliche Lehrer des Volkes wurde. Was Reinhold auf der Lehrkanzel geleistet, bleibt unvergeßlich; die Blüthezeit der Jenenser Universität war die Zeit der Lehrthätigkeit Reinhold's, den Fichte nicht anstand, „den scharfsinnigsten Denker des Zeitalters" zu nennen.

XIII.

Aus dem Stammbuche eines Studenten.

„Worte sind der Seele Bild."
Goethe.

Die Sitte der Stammbücher ist eine alte, aus dem 16. Jahrhundert herrührende. Ihr Ursprung, ihre Bedeutung und Verbreitung ist von Culturhistorikern vielfach gewürdigt. Auch die Kunstgeschichte hat sich in neuerer Zeit mit Nutzen dieses dankbaren Stoffes bemächtigt und manches Stammbuch von größerem Kunstwerthe ist im Familienschatze reicher kunstliebender Adeliger aufgefunden worden. In weit größerem Maße haben Sammler und Kenner von Autographen den Stammbüchern ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Ich habe es hier mit dem Stammbuche eines österreichischen Studenten aus dem Zeitalter der Revolution zu thun. Doch bevor ich dem Leser den Inhalt der einzelnen Blätter wiedergebe, gestatte er mir noch ein Wort über das Stammbuch und seinen eigenthümlichen deutschen Charakter.

Das Stammbuch war von jeher das Eigenthum gemüthsinniger Menschen. Es diente zum Austausch der Gefühle; zur Aeußerung der Denkungsart; es war ein Tagebuch der Freundschaft. Es begleitete den Besitzer auf Reisen zu lieben Freunden, deren jeder ein Verslein zur Erinnerung widmete. Der ältere, erfahrenere Mann gab ernsthafte Rathschläge, der Freund dem Freunde glühende Versicherungen der Freundschaft, das Mädchen dem Jüngling ein Wort des Dichters, das in schwungvoller Weise ihrem Gefühle Worte lieh. Ging ein junger Mann in die Ferne, nahm er Abschied von seiner

Heimath, dann reichte er wohl sein Stammbuch hin, und die Genossen seiner Jugend erleichterten das gepreßte Herz in „Stammbuchversen." In der Entfernung war das Stammbuch dann ein Zauberspiegel, der, hervorgeholt, all' die lieben Gestalten aus der Heimath widerspiegelte. Der Bruder Studio „auf seiner Reis'" erhielt der Sprüchlein viele von seinen Commilitonen und Professoren. Es ist ein feiner Zug in Goethe's „Faust", wenn der Dichter den fahrenden Scholaren zu dem vermeintlichen Doctor Johannes Faust sagen läßt:

„Ich kann unmöglich wieder gehen,
Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' Eure Gunst mir dieses Zeichen!"

Das Stammbuch war dem Deutschen stets ein Buch des Herzens, die französische Invasion brachte die schöne alte deutsche Sitte auch nach Frankreich. Die Stammbücher kamen in der Restaurationsperiode, da das sentimentale Philisterium herrschte, sehr in Mode. Aber die Stammbuchsitte veränderte dort ihren Charakter, sie artete aus und wurde zur Album-Manie. Das Album war nicht ein Geheimniß des Einzelnen, kein Tagebuch des Herzens, nein, im Gegentheile, es wurde ein Luxusartikel des Hauses, nicht ein Tempel der Freundschaft, aber ein Salon der Mode. Nach illustren Namen wurde gefahndet, der Alltagsmensch hatte hier keinen Raum, kein Künstler durfte sich in eine Gesellschaft wagen, ohne daß man ihm irgend eine Zeichnung, kein Musiker, ohne daß man ihm einen Satz einer noch nicht bekannten Composition, kein Dichter oder Schriftsteller, ohne daß man ihm ein Autograph abgefordert hätte. Man gab Diners, fêtirte die Künstler, nach aufgehobener Tafel zog sich die Dame des Hauses und ihre Umgebung mit dem Gaste in ein lauschiges Stübchen zu einer Tasse Kaffee zurück, und siehe da! auf dem Tischchen mit eingelegter Mosaikplatte lag, wie zufällig, ein Blatt Papier und ein Crayon. Der Künstler verstand oft selbst oder mußte gebeten werden. Genug, der Streich gelang! So schildert ein hervorragender Künstler des alten Paris die an ihm versuchte Attentats-Methode und setzt hinzu: „Bekanntlich sind die Albums beliebte Geschäftssachen." Bekannt ist, wie Jules Janin die Bitte des Fürsten Metternich um ein Autograph für sein Album beantwortete, indem er einen Empfangsschein über sechszig Flaschen

Johannisberger dem Fürsten übersendete, der natürlich nicht versäumte, auch seinerseits sich liebenswürdig zu zeigen. Das Album hatte bald das Stammbuch verdrängt. Paris hatte das Signal gegeben, es wurde so in Deutschland nachgeahmt, wir erhielten unsere Sitte verschlechtert von Paris wieder. Es galt bald für altfränkisch und altväterisch, ein Stammbuch anzulegen, man überlies dies der schwärmerischen Jugend. Raritätensammler, denen es im Grunde gleichgiltig ist, was sie sammeln, begünstigten durch ihre Liebhaberei den Autographen-Schacher. So kann eine sehr angesehene Zeitschrift der Vierziger-Jahre bei Erwähnung der Sammlung des Wiener Schauspielers Ludwig Löwe, die Bemerkung nicht unterdrücken: „Voriges Jahr war er ganz Käfer, dieses Jahr ist er ganz Autograph." Seine Blüthezeit hatte das Stammbuch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der Freundschafts-Cultus unter den Gleichgesinnten, der Enthusiasmus der Gesellschaft, die wahre Schätzung des Individuums, die Kennzeichen der Menschen der philosophirenden und revolutionirenden Epoche, alles dies gab dem Stammbuche seine Bedeutung. Wie viele schöne Verse dichtete Goethe „in das Stammbuch einer Freundin", wie groß ist die Zahl dieser duftigen Blüthen! Auch in der Gemeinde der Kantianer war das Stammbuch geliebt. Ein solches aus diesem Kreise — im dauerhaften Rindlederbande, etwa 100 Blätter stark — ein Erbstück der Familie, in welcher es als kostbare Reliquie bewahrt wird, hatte ich vor Jahren in Wien Gelegenheit zu durchblättern und vertraut mit den Namen derer, die hier ihren Gedanken Ausdruck gegeben, wurden mir die Autographe zur lebendigen Illustration der Personen und der Zeit der kritischen Philosophie und Revolution.

In Oesterreich: Verfolgung der Freidenker, Entfernung der Josephiner aus Amt und Würden, Druck der Reaction, strenge Ueberwachung der Druckschriften und Kant's Werke sind Contrebande! Es ist gelungen — 1792 — das Werk Leopold's II., und sein Nachfolger krönt es; Oesterreich, in welchem von 1760 bis 1780 jede Regung des deutschen Geistes nachzitterte — ist getrennt von seinem Nahrungsquell, theilnahmslos bleiben die Oesterreicher hinter den stets höher strebenden deutschen Stammesgenossen zurück. Wohl dem, der sich einen Ungar nennen kann, ihm gelten

diese Schranken und Verbote nicht, seinem Volke bringt der König selbst Versöhnung nur entgegen. So genießt der Deutsche als Colonist in Ungarn, was er als Bürger im eigenen Lande nicht genießen kann. Die Erblande des deutschen Kaisers haben das Vorrecht einer barbarischen Cultur, während Alles schafft und sich regt in deutschen Landen und die goldene Sonne der größten Dichtergestirne bereits am Himmelsbogen heraufgezogen ist. Wer ein Ungar ist, darf hinaus ziehen nach Jena, wo Reinhold, ein Oesterreicher, der Apostel der neuen Lehre des Königsberger Weisen, begeisterte, freiheitsglühende Jünger aus allen Gegenden der weiten deutschen Lande, von der Ostsee bis zu den Karpathen, zu seinen Füßen versammelt sieht.

Dahin will auch K., ein deutscher Studio aus Ungarn, der Besitzer unseres Stammbuches, ziehen. Den Anfang seiner Studien hat er in Wien gemacht; er hatte sich der Medicin beflissen. Die Ideen der Zeit aber hatten ihn mächtig ergriffen, Kant's Kritiken in seinem Denken eine gewaltige Revolution hervorgebracht — und nirgends in der Hauptstadt des deutschen Reiches ein Geistesverwandter, und von der Lehrkanzel herab werden die von Kant entthronten Wolff und Leibniz verkündet! Den Männern der Aufklärung war der wissensdurstige Mann näher getreten, er reicht ihnen sein Stammbuch hin; Denis und Mastalier drechseln lateinische und griechische Verse, und der lockere Alxinger schreibt die echt Aristipp'sche Moral dem vom metaphysischen Drange Erfüllten ins Stammbuch:

„Bau' ja nicht allzuviel auf Speculationen,
Womit Metaphysik die Jünger ausstaffirt!
In praxi werden sie der Mühe selten lohnen,
Der Mensch wird mehr durch's Herz als durch den Kopf regiert."

Fürwahr ein Denkmal des Phäakenthums — diese Verse des Günstlings der Gräfin Althann.

Gerade so gefährlich wie Mephisto's „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum."

Hinweg drängt es unseren Studenten aus den Kreisen der Obscuranten, denen in dieser ernsten Zeit leichtlebende verliebte Schäfer gegenüber stehen. Die ernste Führung des Lebens, die Stärkung

des Geistes, wo wäre sie noch zu gewinnen, wenn nicht in Jena, im gelobten Lande Weimar, wo strenge Wissenschaft und Freiheitsliebe alle Strebenden vereinigt?

Der ehemalige Jesuiten-Zögling und Barnabiter-Mönch Reinhold nimmt den neu angekommenen Schüler herzlich auf, er hebt ihn wie die anderen Gleichstrebenden zu sich empor und bald verbindet ihn auch das Band inniger, wahrer Freundschaft mit den Genossen. In Reinhold's Hause lernt er nun auch Wieland, den Schwiegervater seines Lehrers, kennen, der sich mit einer anmuthigen Horazischen Silhouette dem Andenken des jungen Freundes empfiehlt. Ihm folgen im Stammbuche die zahlreichen Bewohner des Osmanstädter Häuschen, dem liebenswürdigen Vater die Söhne und Töchter Ludwig, Karl, Charlotte, Caroline u. s. w. mit sinnigen Sprüchen, und zuletzt Sophie Reinhold mit einem reizenden Citate aus dem „Musarion" des Vaters. Aber dort, neben der flachen Wiener „Gemüthlichkeit", welche vor der Metaphysik warnt, hat, so recht absichtlich, sich C. L. Fernow — derselbe Mann, der die Kritik der Urtheilskraft für die bildende Kunst so sehr fruchtbar zu machen verstand — sein Plätzchen im Stammbuche auserwählt. Er schreibt im Hinblick auf Alxinger:

„Wenn immer Kopf und Herz im Menschen harmonirten,
Wenn beide unverrückt nach einem Ziele sähen,
Wenn Leidenschaften ihn nicht öfter irre führten,
Nicht Trieb und Sinnenlust ihn stets befehdeten,
Dann möchte immerhin das Herz regieren
Und Speculation ein Tand für Thoren sein;
Doch leider, beide stehen so selten im Verein.
Ich denke, soll das Herz das andre sicher führen,
So muß doch wenigstens Vernunft am Steuer steh'n!

Im eifrigen Studium der Philosophie und Lectüre der schönen Literatur, welche hier ihren Boden gefunden hatte, im Umgange mit trefflichen Freunden war der Sommer herangekommen und mit ihm viele angesehene Gäste. Unter den Wallfahrern von 1793 war auch Jens Baggesen, der dänische Dichter und sentimentale Freund Schiller's und Reinhold's. Sein Besuch war längst angesagt, seine Reise ging über Oesterreich nach Italien.

Er ging auch an unserem K. nicht theilnahmslos vorüber und

er gesellt sich zu den Anderen mit folgenden, sein liebreiches Wesen charakterisirenden Stammbuchversen:

„Sich nur in Andern lieben, durch Anderer Glück nur beglückt sein,
Nie nach Andern denken, noch weniger wollen, ist Menschheit."

Und auch Sophie Baggesen, die Enkelin des großen Haller, empfiehlt dem Jüngling in ein paar sinnigen Versen, das Glück der wahren Freundschaft zu suchen.

Der politische Sinn der Kantianer spricht sich trefflich in den beiden Stammbuchblättern des Theologen und Philosophen Friedrich Karl Forberg und des Professors Niethammer aus. Das erstere hat an seiner Spitze den Satz:

„Nur der verdient ein guter Mensch zu heißen,
Der Kraft und Muth hat, böse zu sein."

Das zweite ist rein politisch und erhebt den Ruf:

„Les grands ne paraissent nous grands,
Que parce-que nous sommes aux genoux —
Levons-nous!"

Nun folgt eine Argumentation, wie sie nur der strenge Kantianer geben kann: „Despoten kann es nur geben, so lange es Sclaven giebt. Das Levons-nous heißt also: Lasset uns aufhören Sclaven zu sein! Den Despoten absetzen, heißt aber nicht aufhören, Sclaven zu sein! Vergebens wähnt er sich frei zu machen, indem er seinen Despoten absetzt; der Despotismus hält ihn mit eisernen Armen umschlungen, er wechselt nur seine Repräsentation. Die Reform zur Freiheit muß nicht bei den Despoten, sondern bei den Sclaven anfangen. Lasset uns bessere Menschen werden! denn nur dann hören wir auf, Sclaven zu sein; dann werden wir vom Despotismus frei — dann kann es keinen Despoten mehr geben, weil es keine Sclaven mehr giebt."

Die Ferien sind da! Nach Wien soll er zurück, aber unser Studiosus denkt mit Goethe:

„Laßt den Wienern ihren Prater,
Weimar, Jena, da ist's gut."

Noch ein Semester, von 1793 bis 1794, bleibt er in Jena. Zu Ostern 1794 zieht sein Meister Reinhold, einem glänzenden Rufe folgend, nach Kiel, mit ihm auch K. Traurig ist der Abschied von den geliebten Freunden, aber der Trost ist nahe, und trefflich

spricht ihn ein Stammbuchblatt von der Hand eines Johann Josef Pfeiffer aus Bonn aus:

„Freund! keine Thräne! denn wir scheiden nicht!
Denn Königsberg und Kiel und Weimar sind
Nicht eine Meile Weges mir geschieden."

Wir müssen uns bescheiden, nur einige wenige Blätter anzuführen. Paul Ostovszky aus Ungarn wählt das Lessing'sche:

„Nicht Jeder ist frei, der seinen Ketten spottet."

Der Jurist Hufeland schreibt:

„Recht thun und keinen Menschen scheuen
Und keinen König fürchten — —"

Und der berühmte Arzt dieses Namens:

„Willst du glücklich sein, so mache glücklich."

Stengel aus Hamburg aber spricht:

„Es ist auf Erden kein Tyrann,
Der mächtig dem befehlen könnte,
Der sterben will und sterben kann."

Und nun ein französisches Blatt, das uns versichert, die französische Republik ist unbesiegbar wie die Vernunft; unsterblich ist sie wie die Wahrheit. „Zum Andenken an einen wahren sansculotte qui se nomme — Brechtel, du département du Bas-Rhin. Im Jahre II der französischen Republik oder 1794 alten Styls" — lautet es am Ende des Blattes. Den Schluß der Jenenser Blätter macht Hederich mit dem Kant'schen Dogma:

„Nichts ist göttlich, als was vernünftig ist."

So ziehen wir denn mit unserm Landsmann nach dem Norden, wo Kant's und Schiller's Verehrer wohnen, der Augustenburger und die Schimmelmann u. a. m. Auf dem Wege passiren wir Göttingen und Hamburg. Der große Botaniker Blumenbach schreibt des Lucrez „Naturae species ratioque" nieder, die Historiker Meiners und Spittler äußern sich einfach und brav. Der Erstere:

„Recht handeln und Wahrheit forschen sind
Die edelsten Bestimmungen des Menschen."

Der Zweite:

„Was der Mensch säet, das wird er ernten!"

Hamburg! Wie ganz anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! In Reinhold's Gesellschaft tritt unser K. in die „heilige Familie"

Reimarus. Hermann Reimarus schreibt mit Recht die schöne Stelle aus „Tasso" in das Stammbuch:

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an ꝛc."

Elise, die Freundin Lessing's, schreibt zart sinnig die schönen Herder'schen Verse:

„Es waltet eine weise Güte im Schicksal ꝛc."

„Zum Andenken der frohen, genußreichen Tage, die Sie mit Reinhold bei uns waren", und Christine in gleicher Weise nach Salis:

„Den uns umschließenden Zirkel beglücken."

Der Mime Schröder aber wählt aus „Nathan":

„— — Ach! wenn ich Einen mehr in Euch gefunden hätte,
Dem es genügt, ein Mensch zu heißen."

Und nun nach Kiel! Welch ein schöner Kreis edler Menschen. Im Hause des Professor Ehlers knüpft K. den Bund der Freundschaft mit dem Juristen Thibaut. Gleiche Freundschaft verband ihn mit der Familie Binzer. Der dänische Oberst und General-Quartiermeister — der Vater des vor Kurzem verstorbenen Dichters — begrüßt den Angekommenen in Folgendem:

„Hilf Himmel, — ein Ungar gar und Katholik,
— Welch wunderbar Geschick! —
Sucht Wahrheit in dem kalten ketzerischen Kiel
Und findet da der Wahrheit Freunde viel ꝛc."

Bald findet sich auch Johann Heinrich Voß zum Besuche ein und der Dichter der „Louise" und des „siebzigsten Geburtstag" würde gewiß von jedem Leser sofort erkannt werden, stünde auch sein Name nicht darunter, in folgendem Blatte, das ich nicht vorenthalten darf:

„Mög' ich im Schooß umbüschter Auen
Mein Eremitengärtchen bauen,
Bei armer Kost und stillem Buch
Und Saitenspiel mir selbst genug;
Bis mich mein Genius verjüngt
Zur Schaar verwandter Geister bringt."

Zu Pfingsten 1795 verläßt K., den wir auf seinen Studienreisen begleitet haben, gereift und kenntnißreich, würdig der Achtung der Edlen, die Fremde; er zieht nach der Heimath. Ueber Dresden und Prag kehrt er nach Oesterreich zurück, um als Güter-

director in die Dienste des Grafen Purgstall, den meine Leser als einen Kantianer kennen lernen werden, zu treten. Prag ist die letzte Station. Er kehrt bei dem Freidenker A. G. Meißner ein, der schreibt aus Engel's „Traum des Galilei" die schöne Stelle von der Verwandtschaft der Geister ins Stammbuch. Es ist das letzte Blatt und endigt mit der Klage, daß man auf dem österreichischen Eilande Männer von Geist und Freiheitsliebe nur im Vorübergehen erblicken kann. K. aber begrub sich in der Steiermark, abgeschnitten von dem Verkehre der Geister. Etwa bis 1808 dauerte noch die gehaltvolle Correspondenz mit Thibaut; den Wiener Freunden pflegte er aber nur zu schreiben: „Ich schicke zu Ostern steierische Kapaunen, schicket mir ungarisches Schmalz."

XIV.

Kantianer in Oesterreich.

Franz Paul Freiherr v. Herbert aus Klagenfurt.

„Und es kam ein neuer König,
der von Joseph nichts wußte."
Exodus. Cap. I. V. 8.

Am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph II., und unmittelbar nach seinem Tode begann die Schlauheit florentinischer Staatskunst mit allen Mitteln die unter Joseph in Fluß gerathene Bewegung der Geister zu dämmen und langsam, aber sicher vorwärtsschreitend die Dinge auf den Status quo ante zurückzuführen. Denuncianten vom Schlage des Ex-Jesuiten L. A. Hoffmann wurden besoldet, welche das wachsame Auge der Polizei auf das Bündlerwesen lenkten und ihr die genauesten Berichte und Verzeichnisse in die Hände spielten. Dieser mächtigen Reactionspartei, welche von Tag zu Tag sich verstärkte, stand keine kräftige liberale Partei gegenüber. Die „Josephiner" waren zumeist Leute vom seichtesten Rationalismus; keine ernste sittliche Haltung ist an ihnen bemerkbar, der mannhafte Muth der Kämpfer fehlte ihnen durchwegs. Der Anstoß, den der unvergeßliche Kaiser gegeben, brachte sie nicht weiter, als zur Negation des vom Clerus aufgestellten und mit zäher Ausdauer vertheidigten Princips. Sie erschöpften ihre ganze Kraft in zahllosen Pamphleten und — was das Aergste und Traurigste — sie wendeten sich im unberechtigten Gefühle des Particularismus ab von den Bestrebungen der in Deutschland immer höher steigenden Kunst und Wissenschaft. Man säuselte süßliche Lyrik, als Schiller bereits die deutsche Dichtung mit philosophischem Geiste erfüllte,

schuf Barden-Poesien im Style Klopstock's, als der Zeit-Ideen Gehalt in die Literatur eingedrungen war; man travestirte die Antike, da Goethe sie verherrlichend, die deutsche Dichtung aus ihr neu entstehen ließ, und die am weitesten vorgeschrittenen Denker standen bei Wolff und Leibniz, als Kant im Denken des Volkes bereits eine große Revolution hervorgerufen hatte.

Man hatte vergessen, welch' ungeheure Kraft man aus dem unversiegbaren Born des deutschen Volksthums in der theresianisch-josephinischen Epoche von 1760 — 1780 geschöpft hatte; immer höher ging der Flug des deutschen Geistes im Norden, in der Mitte und im Süden des deutschen Landes, und immer weiter blieb der Osten zurück. So konnte der Geist der Reaction solche Siege feiern, wie er sie zum Schaden jenes Geschlechtes gefeiert hat, das uns als Erben jener traurigen Zeit zurückließ.

Als Joseph starb, wurde es den Freiheitsmännern in Oesterreich unheimlich; noch vermittelten die Freimaurer-Logen den Verkehr mit Weimar und Jena, und so sehen wir viele strebsame Jünglinge, viele ernste Männer hinausziehen nach dem gelobten Lande, wo Reinhold, der ehemalige Jesuiten-Zögling und Barnabiter-Mönch, die Köpfe zu erleuchten begann. Die Zeit von 1790 — 1794 ist die Blüthezeit der kritischen Philosophie, und mit Recht nennt man in Parallele mit den Ereignissen in Frankreich diese Epoche „die philosophirende und revolutionirende Periode". Kant galt als das „höchste Licht jener Tage"; Baggesen nennt ihn „Messias den Zweiten", und Jean Paul schreibt: „Kaufen Sie um des Himmelswillen zwei Bücher: „Kant's Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten" und „Kant's Kritik der praktischen Vernunft"; Kant ist nicht ein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem" — und Goethe klagte bedauernd am Abende seines ruhmreichen Lebens Eckermann, daß Kant nie von ihm „Notiz genommen" habe. Kant legte für alle wissenschaftlichen Disciplinen neue Grundlagen; aber was ihn dem Geschlechte der französischen Revolution so theuer machte, das war sein Kampf, den er mit der „reinen", den er mit der „praktischen" Vernunft gegen das Dogma führte und siegreich bestand.

Reinhold, ein Oesterreicher, ein Wiener von Geburt, war sein

Herold in diesem Kampfe; seine „Briefe über die Kant'sche Philosophie" machten die Lehre des Königsberger Weisen zum Gemeingut des ganzen Volkes, und deßhalb versammelte der als Lehrer und Redner so ausgezeichnete Mann, an dem selbst die befreiende Macht dieser Lehre, die ihn aus den Klostermauern in das Licht des Tages führte, so außerordentliche Wirkung gethan, zahlreiche Schüler aus allen deutschen Gauen, die als Jünger dieses Apostels wiederum in die verschiedenen Gegenden Deutschlands zogen und diese Lehre verbreiteten. Erhard, Niethammer, Paulus, Hufeland, Fischenich, Forberg, Fernow, Thibaut bildeten jenen Kreis von Auserwählten, der sich um Reinhold geschlossen hatte. In diesen Kreis trat plötzlich auch ein Mann in vorgerückten Jahren, der Baron Herbert aus Klagenfurt. Er hatte von seinem Vater Michael die große Bleiweißfabrik geerbt, mit der ein bedeutender Grundbesitz verbunden war, eine zweite Fabrik in Wolfsberg im Lavantthale gegründet und war bereits vierzig Jahre alt, als in ihm der unbesiegbare Drang erwachte, in Jena die Kant'sche Philosophie bei Reinhold zu hören. Kein Standesvorurtheil hielt seinen Sinn befangen und sein für Wahrheit und Recht glühendes Herz öffnete sich allen edlen Empfindungen. In der kleinen, vom Getriebe der Welt weit entlegenen Alpenstadt mochte der Mann für einen Sonderling gegolten haben, als er im Winter von 1790 aufbrach und über die Berge hinweg den 200 Meilen langen Weg nach Jena einschlug. Sein Erscheinen in der Universitätsstadt machte nicht geringes Aufsehen, und sein heller Kopf, sein scharfer Verstand bemächtigte sich rasch des gelehrten Stoffes in vollkommener Weise. Schiller schreibt an seinen Freund Körner:

„Eine meiner Bekanntschaften ist ein gewisser Baron Herbert aus Klagenfurt, ein Mann in den Vierzig, der Weib und Kind hat, eine Fabrik in Klagenfurt besitzt und auf vier Monate nach Jena reiste, Kantisch-Reinhold'sche Philosophie zu studieren. Ein guter, gesunder Kopf, mit ebenso gesundem moralischen Charakter. Er soll seinen Zweck erreicht haben, wie man mir sagt, und einen sehr gereinigten Kopf mit nach Hause bringen."

Mitten unter den genannten Kantianern, von denen die Geschichte der Wissenschaft in der Folge nur Rühmliches zu erzählen

weiß, mag es dem Baron sehr wohl gewesen sein; unter diesen Jüngern herrschte die innigste Uebereinstimmung und bald verband ihn die wärmste Freundschaft mit den Gleichstrebenden. Schiller kennzeichnet diese Gesellschaft, wenn er schreibt: „Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen; man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu sein.“ Herbert's origineller Verstand errang ihm bald die hohe Achtung seiner Freunde und erregte die Aufmerksamkeit seines Lehrers in ganz besonderem Grade. Reinhold war vollkommen im Stande, den Gefühlszustand seines Landsmannes zu würdigen — war er doch selbst mit Müh' und Noth vor kaum sieben Jahren denselben drückenden Verhältnissen entronnen, die jedem metaphysischen Drange durch die aristippische Moral der Alxinger und Blumauer auf der einen, durch den Druck der Obscuranten auf der andern Seite so ungünstig waren.

Reinhold theilte mit Herbert Eine Stube, an Reinhold's Tische erfreute sich Herbert der sokratischen Gespräche der Genossen. Anfangs April 1791 verließ Herbert den trefflichen Lehrer und Jena nach viermonatlicher Anwesenheit. Herbert's Wesen hatte auf Reinhold einen tiefen Eindruck gemacht. „Ich habe meine Vorlesungen von diesem Cursus geschlossen,“ schreibt er, „und bin im Begriffe, den edlen Herbert, der nach Hause geht, zu begleiten,“ und an Baggesen einige Tage später: „Mein letzter Brief ist in einem Gemüthszustande geschrieben, in welchem ich mich seit sechs Jahren nicht wieder befand. Es war der Tag der Abreise Herbert's, eines der edelsten und liebenswürdigsten Menschen, die mir mein guter Genius zugeführt hat, der seit vier Wochen mein Haus- und Tischgenosse war und mir während dieser Zeit täglich den seligen Genuß der Mittheilung meiner Gedanken und Gefühle über dasjenige, was mir das Interessanteste, das Heiligste in der Welt ist, gewährte. Er verließ Weib und Kind und machte die weite Reise von Klagenfurt in Kärnten, wo er eine große Fabrik besitzt und die Handlungsgeschäfte treibt, um über die Principien der kritischen Philosophie auf's Reine zu kommen, und sein vortrefflicher Kopf, sein grenzenloses Interesse an Wahrheit und sein eiserner Fleiß brachten ihn in

kurzer Zeit ans Ziel, so daß er völlig befriedigt zurückkehrt. Mein Herz war vom nahen Abschiede so geängstigt" ꝛc. Reinhold begleitete den Baron durch das reizende Schwarzathal nach Rudolstadt. Dort fanden sie Schiller, der sich daselbst zur Erholung nach seiner schweren Krankheit aufhielt, die ihn bekanntlich nöthigte, seine geschichtlichen Vorlesungen aufzugeben. Dieser Zustand und wohl auch der Umstand, daß Schiller während Herbert's Aufenthalt in Jena noch der Kant'schen Philosophie, die bald darauf auf ihn bestimmend eingewirkt hat, nicht ergeben war, mag wohl der Grund sein, daß Herbert zu Schiller diesmal nicht in nähere Beziehung kam. Indeß scheint selbst die flüchtige Begegnung auf den Dichter nicht ohne Eindruck geblieben zu sein, da er bald darauf schrieb: ‚Ich fürchte sehr für Herbert, denn dieser muß mit seinen Ansichten und Grundsätzen den Leuten in seiner Heimath ein Dorn im Auge sein," und Charlotte v. Schiller gedenkt noch Jahre später des Barons.

Als Herbert in die Heimath zurückgekehrt war, die er kurz nach Joseph's Tode verlassen hatte, wie tief fühlte er den Gegensatz zwischen dem Oesterreich Leopold's und Franz' mit dem classischen Weimar! Eine Sehnsucht nach den Jenenser Freunden erfüllte sein Herz, die zu stillen er nicht vermochte. Wohl setzte er den Briefwechsel mit Reinhold und den Anderen fort, die ihn nun um so höher schätzten, als Reinhold „das Fundament des historischen Wissens dem Baron Herbert zur Erinnerung an jene seligen Stunden" gewidmet hatte; aber das war nicht im Stande, jene Leere auszufüllen, die er seit seiner Rückkehr in sich fühlte. Noch in demselben Jahre nahm er seinen Freund Forberg auf, der, direct von Königsberg kommend, in Klagenfurt einkehrte, Forberg, der in Philosophie und Theologie auf der Lehrkanzel den Kant'schen Standpunkt lange Zeit am lautersten vertrat; bald darauf sah Herbert seine intimsten Freunde, Niethammer und Erhard, bei sich. Auf beide Männer hat Herbert nach ihrem eigenen Geständnisse den wohlthätigsten Einfluß geübt. Sie bewahrten auch über das Grab hinaus ihrem Freunde die dankbarste Erinnerung und übertrugen die Liebe zu ihm auf seine Hinterbliebenen. Der intime freundschaftliche Ver-

kehr mit Herbert's Verwandten und Freunden ward noch fortgesetzt, als Niethammer Professor und Akademiker in München und Joh. Benjamin Erhard der berühmteste Arzt in Berlin geworden war. Wiederholt ließ Herbert Niethammer, der 1793 Professor ohne Gehalt in Jena war, auf seine Kosten nach Klagenfurt kommen und trieb mit ihm eifrig philosophische Studien. Die innigste Freundschaft aber hatte Herbert in Jena mit Joh. Benjamin Erhard, dem Sohne eines Nürnberger Töpfers geschlossen. Erhard's ernsthafte Haltung, sein durchdringender Verstand, seine vielumfassenden Kenntnisse erwarben ihm die allseitige Anerkennung. Schiller findet, es sei der reichste, vielumfassendste Kopf, den er noch je habe kennen lernen; Goethe nannte ihn einen vortrefflichen Kopf und — was vielleicht das Meiste besagt — Kant fand, nach einer persönlichen Begegnung mit dem Nürnberger Doctor Medicinä, er sei der einzige Mann unter Allen, die Königsberg je besuchten, den er sich am liebsten zum täglichen Umgang wünsche. Erhard erzählt uns, in den von Varnhagen herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Arztes und Philosophen Benj. Erhard" über die Anknüpfung seiner Freundschaft zu Herbert: „Ich fand in Jena Reinhold so liebenswürdig, als ich mir ihn vorgestellt hatte, und sein Haus war mein liebster Aufenthalt; ich kam in vertraulichen Umgang mit Schiller und erlangte die Freundschaft Wieland's. Dies war Lohn genug für die kleine Reise — aber es war mir noch mehr beschieden: ich fand dort einen Baron Herbert aus Klagenfurt, den die Liebe zum Wissen allein bis dorthin geführt hatte und der daher meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Sowie das Interesse am Vergänglichen die Menschen theilt und Zwietracht unter sie bringt, so einigt sie das Interesse am Unvergänglichen, das heißt an Wahrheit, Kunst und Recht, und verbindet sie zur Freundschaft. Wir wurden daher bald die innigsten Freunde, und die seligen Stunden, die wir in Gesellschaft verlebten, ersetzten mir meinen Jugendfreund Osterhausen."

Als der Baron Jena verlassen hatte, unternahm Erhard bald darauf seine Pilgerfahrt zum Patriarchen nach Königsberg, und voll von dem Eindrucke dieser Begegnung kam er nach Klagenfurt. Nach

kurzem Verweilen begleitete Herbert seinen Freund durch Venedig und Tirol nach Nürnberg. „Auf dieser Reise", sagt Erhard, „lernten wir uns ganz kennen; unsere Freundschaft ward für die Ewigkeit geschlossen. Kein Schwanken wurde in ihr angetroffen und Herbert danke ich meine bisherige Unabhängigkeit von Allem, was nicht den Beifall meines besseren Selbst hat. Wenn ich es erleben sollte, daß ich meinen Lebenslauf weiter als bis zu dieser Epoche mit der Genauigkeit in der Entwickelung der Einflüsse auf mein Schicksal und meine Bildung fortführen kann, ohne unbefugter Weise in die Lebensverhältnisse noch lebender Personen einzugreifen, dann kann ich erst sagen, was ich meinem Herbert verdanke. Mit der erworbenen Freundschaft meines Herbert's schließe ich die Geschichte meines inneren Lebens."

Im Winter 1792 (Februar und März) wiederholte Erhard seinen Besuch in Klagenfurt. Er schreibt aus der kärntnerischen Stadt an Reinhold: „Mein Aufenthalt allhier ist so angenehm, als ich ihn vermuthete. Ueber Kant'sche Philosophie unterhalte ich mich, außer mit Herbert, sehr wenig. Den Frauenzimmern (Herbert's und Dreer's Schwestern) hielt ich Vorlesungen über Schiller's „Künstler". Bei dieser Gelegenheit lernte Erhard Herbert's Schwester Maria kennen und leitete ihren Briefwechsel mit Kant ein.

Unsere gemüthslose Zeit, das halbschürige Geschlecht von heute hat kaum einen Maßstab für den Freundschaftscultus und den Enthusiasmus der Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts.

Kaum ist man im Stande, diese Gefühle zu würdigen, dieses Einverständniß, diese nahen Berührungen zwischen Gleichgesinnten, denen der Verkehr so über alle Vorstellung erschwert war.

Der Posttag war ein Tag der Spannung und Erwartung, und wenn die „Post aus dem Reiche" in das stille kärntnerische Thal Nachrichten brachte, da gab es Festesfreude im Hause Herbert. Die „Circular-Correspondenz" der Kantianer machte nicht selten den Weg von der Ostsee bis an die Alpen, von Kopenhagen bis Triest. Reinhold sendete Briefe von Kant nach Klagenfurt, und all' die weit zerstreuten Glieder der großen Gemeinde der Kant'schen Familie fanden sich zusammen im Genusse der Uebereinstimmung der Gedanken und Gefühle

So waren Baggesen und sein Begleiter C. L. Fernow nicht fremd, als sie zu Neujahr 1794 auf ihrer Reise nach Italien in Herbert's Hause in Klagenfurt einsprachen. Reinhold hatte sie angemeldet und sie im Voraus vorbereitet, an Wien in geistiger Beziehung keine Ansprüche zu stellen. „Gutmüthige wirst Du finden, aber kaum einen Rechtdenkenden an einem Orte, wo Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" Contrebande ist. „In der That", schreibt Fernow — „Wien ist ein 50 Jahre hinter dem übrigen Deutschland zurück." Wie ganz anders war es in Herbert's Hause Selbst die Frauen sprachen von Kategorien und Antinomien, und die überall in Oesterreich verbannten Classiker hatten hier freundliches Asyl. Herbert begleitete die Reisenden durch Ober-Italien bis nach Bologna und gab Fernow ein Stipendium zum Aufenthalte in Rom, eine Wohlthat, die an dem später so berühmt gewordenen Kunstschriftsteller, dem würdigsten Nachfolger Winckelmann's, reiche Früchte trug. Bald darauf kamen Herbert und Erhard nach der Schweiz, wo sich Baggesen aufhielt, und hier wurde der in Kärnten gestiftete Bund der Freundschaft neu besiegelt. In Bern wurde viel philosophirt. „Wir haben himmlische Stunden gehabt mit dem herrlichen Herbert", — schreibt Baggesen an Reinhold. Hier lernte auch Herbert Fichte kennen und verkehrte viel mit dem jungen Denker. Aber immer trauriger wurden die Verhältnisse in Oesterreich, die Logen wurden aufgehoben, freisinnige Männer aus Amt und Würden entfernt, die Verfolgungen mehrten sich und die strengste Vigilanz wurde in Bezug auf Druckschriften geübt, das freie Wort fand keine Stätte mehr. In jedem Verehrer der deutschen Literatur, in jedem Kenner der auswärtigen Zustände sah man einen gefährlichen Jacobiner; daß das Haupt der Antoinette in Paris gefallen war, mußten die Oesterreicher an ihrer Freiheit büßen.

Unter solchen Umständen stockte bald der briefliche Verkehr, der früher so lebhaft war. Seltener kamen nun die Nachrichten von den österreichischen Freunden, von Herbert und seinem Vetter Dreer.

Baggesen theilt Reinhold den Inhalt zweier Briefe mit. Er schreibt: „Herbert's Brief ist kurz, aber wunderschön. Jedes Wort

darin ist gediegenes Gold. Er befiehlt mir, ihm nicht zu schreiben. Das Nämliche thut Dreer, indem er mir sagt, daß Andere meine Briefe erhalten, Andere die Antwort schreiben. Beide warnen mich dabei, nie mehr kaiserlich-königlichen Boden zu berühren und meine Reiseroute künftig geheim zu halten."

Von dieser Zeit an (1795) sehen wir Herbert, immer mehr in sich gekehrt, bald einer düsteren Melancholie verfallen. „A Dieu, welcher am besten regiert" — pflegt er seine Briefe zu schließen, indem er damit Alles sagt, was über die Mißregierung man dem Papiere anvertrauen konnte. Dazu kamen Sorgen, indem die Franzosenkriege den Betrieb seiner Fabriken wiederholt störten, Kämpfe des Gemüths und endlich ein körperliches Leiden, das die Kraft seines Lebens langsam verzehrte. Immer erwacht noch die Liebe für seine Freunde, der Antheil an den literarischen Arbeiten derselben, unter denen Erhard, der durch Hardenberg in Berlin zu angesehener Stellung gelangt, in erster Reihe von ihm durch Rath und That unterstützt wird. Im September 1797 reist er zu Baggesen nach der Schweiz, um diesen über den Verlust seiner Gemahlin, einer Enkelin des großen Haller, zu trösten, und brachte den Verzweifelnden wieder zum Glauben an Menschheit und Freundschaft. Mit ihm geht er nach Vevey, wo sie sich in Spinoza vertiefen und Jacobi's Arbeit studieren. Die französische Revolution hat ihn völlig enttäuscht, wie die Philosophie; aber ebensowenig als er den Fichte-Cultus auf Kosten Kant's gelten ließ und bitter über die „Ich"-Enthusiasten loszog, ebensowenig konnte er von der Lectüre über die Staatsverfassung lassen. Eine seiner letzten Hoffnungen war noch, wenn er körperlich gesunden sollte, mit Pestalozzi vereint zu wirken und der Menschenerziehung seine letzten Tage zu weihen.

Wie prächtig wahr schildert er diesen seinen Freund, dessen „Lienhard und Gertrud" er eine große Bedeutung vindicirt und er schließt damit, daß es wünschenswerth wäre, wenn dieser Johannes in der Wüste mehr Deutlichkeit in seinen Predigten hätte. Nachdem er 1808 seinen Sohn Albin „ins Ausland" zur Erziehung gesendet hatte, hielt er sich seiner Pflicht für entledigt, und da er

nirgends Heilung für sein qualvolles Leiden finden konnte, beschleunigte er seine Erlösung durch freiwilligen Tod zu Triest am 13. März 1811. Mit Recht sagt Varnhagen von diesem merkwürdigen Manne, man könne seinem edlen und kühnen Geiste das Bedauern, wie die Bewunderung nicht versagen, und Rosenkranz sagt vielleicht das Beste über ihn: „Herbert verblutete an dem Dualismus der Kant'schen Lehre."

XV.

C. L. Fernow's Briefe aus Wien.

(Handschriftliches.)

Kühn durfte Johanna Schoppenhauer, welche das Leben des berühmten Kunstschriftstellers Karl Ludwig Fernow schrieb, in der Einleitung ihres dem Großherzog Karl August gewidmeten Werkes die Worte gebrauchen: „Fernows Namen werden die Freunde der Kunst und des Schönen immer einen Platz neben Winckelmann und Lessing anweisen." Aber ein Menschenalter später war der Name Fernow, der früher von Kiel bis Rom gekannt war, vergessen, trotzdem er an den Mann erinnerte, von dem Goethe sagte, daß er zuerst die kritische Philosophie auf die bildende Kunst angewendet, und als Verfechter der Antike und des Rafael'schen Idealismus den gegen Winckelmanns Ansichten reagirenden Zeitgeschmack durchgreifend zu läutern strebte.

Italiens schöne Sprache übte Fernow als Meister und die herrlichen Dichtungen dieses Landes brachte er durch kritische Ausgaben und die Biographien von Ariost, Petrarca ꝛc. dem Verständniß seiner deutschen Landsleute näher. Mit scharfem kritischem Verstande schrieb er über Kunstsprache, Kunstbegriffe und Kunstgeschichte, und das Bild seines theuren Freundes Carstens malte er in warmen Farbentönen in jener Biographie, deren bleibender Werth darin anerkannt ist, daß sie, 60 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, vor einigen Jahren von Hermann Riegel in Berlin wieder herausgegeben wurde. Diese Biographie Carstens' und seine „Römische Studien"

bewahren sein Andenken wenigstens dem kleinen Kreise von Freunden der Kunstgeschichte. Und doch bieten schon seine äußeren Lebensumstände so viel des Interessanten. Der Sohn eines Knechtes auf einem Edelhofe in der Uckermark, kämpft er in zarter Jugend bereits mit allen Widerwärtigkeiten des Lebens, bis er, den preußischen Werbesoldaten entfliehend, nach Lübeck kommt, wo er als Provisor in der Rathsapotheke dient. Hier schließt er mit Carstens jenen Bund der Freundschaft, der diese beiden Männer Zeit ihres Lebens verband. Er malt und zeichnet in diesen kunstarmen Gegenden nach Pasten, Gemmen, radirt und ergötzt sich an der Nachahmung von Chodowiecky'schen Kalenderkupfern. Welche Entbehrungen hat er sich auferlegen müssen, um als Apotheker-Lehrling die vernachlässigte Schulbildung einzuholen, um das Lateinische und Griechische tüchtig zu erlernen. Jetzt hatte er reichlich für des Leibes Nahrung, da mit einemmale verläßt er den gehaßten Beruf und geht nach Ludwigslust, um die herzogliche Galerie zu sehen. Er erhält sich durch Unterrichtgeben, er könnte jetzt der Kunst leben — da fühlt er Neigung zu einem Mädchen aus Weimar und folgt ihr, die ihm Treue geschworen, in ihre Heimat. Allein die Treulose hat ihn vergessen, beschämt, gekränkt, entblößt von allen Mitteln, steht er hülflos da, Verzweiflung im Innern. Vor Wieland tritt er, überreicht schüchtern eine kleine literarische Arbeit, und der väterlich freundliche Mann nimmt sie an und giebt ihr eine Stelle im „Merkur". Das Honorar mag die Zehrung für einen Tag schaffen. — Der Name Fernow's gehörte später zu den achtbarsten unter den Mitarbeitern Wieland's. — Weiter muß er ziehen, doch bevor er Jena verläßt, tritt er ein in den Hörsaal, wo Reinhold die Philosophie tradirt. Er hört und ist ergriffen von Kant's Lehre; wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, bleiben muß er, es koste, was es wolle. Er nähert sich dem Lehrer, der richtet ihn auf, ermuntert ihn und führt ihn ein in jene Lehre, deren Apostel auf dem Gebiete der Kunst später Fernow selbst ward. Zwei Jahre bleibt er in Jena, nähert sich Schiller und Reinhold sorgt für ihn. Herbert aus Klagenfurt und Graf Purgstall aus Steiermark, begeisterte Kantianer, unterstützen ihn mit Geldmitteln, und so sind es drei Oesterreicher, die

ihm den Weg nach dem ersehnten Italien öffnen. Wie Winckelmann und Goethe, so lebte auch Fernow anfänglich in dem irrigen Glauben an seine Befähigung zur praktischen Ausübung der Kunst, alle drei bis zu dem Augenblicke, da sie Rom betraten. Aber bald findet Fernow seinen Boden als Aesthetiker und Kunstforscher und wird Mentor der Künstler in Rom, denen er fruchtbare Vorträge hält. Er lebt dort mit seinem wiedergefundenen Carstens in brüderlicher Eintracht und innigem Einverständniß, bis der Tod den großen Künstler aus seinen Armen reißt und er an der Pyramide des Cestius dem dahingeschiedenen Freunde die weihevolle Grabrede halten muß.

Zwölf Jahre lang lebte er in Rom, ein Medium zwischen Philosophie und Kunstpraxis für sein Volk, dem er in tiefsinnigen Betrachtungen die Kunstanschauung vermittelt, angeregt durch Wilhelm von Humboldt, mit dem ihn die Freundschaft und das gleiche Streben verbinden.

Aber von unwiderstehlichem Drange nach der Heimat getrieben, verläßt er an der Seite seiner Gemahlin, einer Römerin, den classischen Boden Italiens, um nach Jena zurückzukehren, wo er sein Studium begonnen. Eine Professur der Aesthetik und Kunstgeschichte wartet seiner. Wie Schiller lehrt er nur Ein Jahr, Krankheit befällt ihn und sie zehrt an ihm durch Jahre bis zu dem erlösenden Augenblicke des Todes. Sein geliebtes Weib sieht er unter dem rauhen nordischen Himmel hinsiechen; die zarte Pflanze Italiens welkte und er begrub sie, selbst unheilbar krank. Die Herzogin Amalia, Goethe, Herder, Wieland verschönen ihm den sinkenden Tag des Lebens. In Amaliens Bibliothek, die er hütete, und in Goethe's Zimmer erwärmt sich sein Gemüth.

„Italiam! Italiam!“ ruft es in ihm, wie beim Virgil. Der brave Cotta, der ihn so wacker unterstützt und von dem leidenden Fernow allerdings Manuscript auf Manuscript erhielt, verlangte eine Ausgabe Winckelmanns. Fernow griff mit Leidenschaft zu; er begann, doch vollendete er nicht. Es kamen die Schreckenstage von Jena. Die Niederlage schnitt ihm tief in das patriotische Herz. Aber er verlor die Hoffnung nicht.

„Können wir nur unsere Literatur blühend erhalten oder gar vervollkommnen, so wird uns Niemand, im Gegentheile, wir werden unsere Besieger überwinden. Wenn alle 10,000 deutsche Schriftsteller so dächten wie ich, wir legten noch heute Hand ans Werk und schlügen unsere Feinde. Behalten wir nur eine Literatur, so bleiben wir auch eine Nation und wir werden die Zeit der Trübsal nicht nur glücklich überstehen, sondern auch geläutert im Feuer derselben siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, wenn längst die Gebeine unserer stolzen Besieger versammelt sind." Das deutsche Volk hat die Trübsal überdauert; aber Fernow sah die Auferstehung, die Befreiung seines Volkes nicht! Welch' ein Leben, welch' ein Kampf, welch' wechselvolles Schicksal! Fürwahr, das Leben dieses Mannes ist ein erhebender Stoff für einen Dichter.

Im Nachfolgenden biete ich dem Leser einige bisher unbekannte Briefe Fernow's aus dem Jahre 1794, deren Originale sich im Besitze des hiesigen Schulrathes H. befinden. Sie sind sämmtlich adressirt an jenen K., aus dessen Stammbuch ich einige Blätter veröffentlicht habe. Die Briefe werden dem Leser nicht blos die Gemüthsstimmung Fernow's, sondern auch das Wien aus den ersten Jahren der Regierung Franz' II. in der Beurtheilung eines Kantianers vorführen.

Im September 1793 langte in Jena Baggesen an; in Reinhold's Hause lernte Fernow den dänischen Dichter kennen und Baggesen versprach, ihn mit nach Italien zu nehmen. In Bern sollten sich die Reisegefährten wiederfinden. Fernow nimmt Abschied von dem väterlichen Freunde und Lehrer und langt nach fünfwöchentlicher Fußreise, mit einem Laubthaler in der Tasche, in Bern an. Dort aber wird der Reiseplan geändert und beschlossen, über Schwaben und Baiern nach Wien zu reisen und nach einem kleinen Aufenthalte bei Herbert in Kärnten nach Venedig, von dort über Mantua, Verona und Mailand im nächsten Frühjahre wieder nach Bern zurückzukehren, um erst den darauffolgenden Herbst die große Reise nach Unter-Italien und Rom anzutreten. „In vierzehn Tagen," schreibt Fernow in dem ersten Briefe, der meine Sammlung eröffnet, „gehen wir von hier auf die Reise nach Wien! Ich

verspreche mir von unserer Wiener Reise viel Interessantes. Wir werden wenigstens manche merkwürdige Menschen kennen lernen. Wir denken über Salzburg zu gehen; denn Baggesen wünscht den Pater Socher kennen zu lernen und ich nicht minder. Gieb mir besonders an gewisse Wiener Menschen (Maurer?) Adressen."

Am 3. December 1793 trat Fernow in Begleitung Baggesens die Reise nach Wien an; am 6. trafen sie in Zürich ein, woselbst sie Fichte fanden, der sie bis Richterswyl begleitete und bei Pestalozzi einführte. Einen Monat lang waren die Reisenden von Bern bis Wien unterwegs. Am Neujahrstage 1794 langten sie in der Kaiserstadt an. Reinhold war ein geborner Wiener und unterhielt lange noch nach seiner Flucht aus dem Kloster Verbindungen mit seinen Jugendfreunden Blumauer, Alxinger, Leon und Anderen. Er säumte deßhalb nicht, auf Baggesens Wunsch die Freunde an seine Schwester Therese, an seine Brüder und an die oben erwähnten literarischen Genossen seiner Jugend zu empfehlen. Auch bei Meisl, dem Verwandten seines Jenenser Studiengenossen', kehrte Fernow ein. Ueber die Aufnahme der Gäste in Wien schreibt Fernow unter dem 3. Januar 1794: „Heute Nachmittag bin ich zum erstenmale im Meisl'schen Hause gewesen. Baggesen war heute mit mir da. Man kann nicht freundlicher, liebevoller und herzlicher aufgenommen werden, als uns Meisl's vortreffliche, ganz mütterliche Mutter aufnahm. Ihr müßt uns rechtschaffen empfohlen haben. Wir waren bald in der Wiener Familie wie zu Hause. Wir fanden den weiblichen Theil der Familie nur allein daheim und bei der Wäsche beschäftigt. Die gute Mutter führte uns in das Billardzimmer, während die lieben emsigen Mädchen ungestört bei ihrer Arbeit verblieben. Sie sind beide so liebenswürdig, so jungfräulich hold, daß es mir eine Wonne war, sie zu sehen... Von Wien habe ich noch zu wenig gesehen, als daß ich Dir etwas darüber melden könnte und es wird dies auch nicht bedürfen, da Du diese ungeheure Stadt besser kennst, als ich sie in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes hier kennen lernen konnte. Ich wünsche uns nur bald helleren Himmel und weniger Koth auf den Gassen, damit wir ungehinderter sehen und gehen können, als jetzt. Wir sind in der Leopoldstadt im „schwarzen Adler" abgetreten. Madame Meisl

will uns aber ein Logis miethen. Reinhold befürchtet, daß uns die Sachen in Wien besser gefallen möchten, als die Menschen. Die Zeit wird es lehren. Mir scheinen die Wiener ein sinnliches, aber gutmüthiges Volk zu sein, das in der Cultur noch ein funfzig Jahr weit gegen die Bewohner des nördlichen Deutschland zurück ist. Madame Meisl sagte, Du hättest behauptet, es könne Einem nur in Wien gefallen, wenn man nirgends anderswo gewesen sei; sie war aber nicht böse darüber. Grüße Reinhold aus seiner Vaterstadt, bevor Du mit ihm nach Kiel gehst ꝛc." Nach Verlauf von drei Wochen schreibt Fernow am 28. Januar 1794: „Du wunderst Dich, warum wir so lange in Wien verweilen? — Ich sage, weil es hier demjenigen, der das Menschengeschlecht so studieren will, wie ein Arzt den Patienten, nicht leicht an Stoff zu Beobachtungen fehlen kann, und weil die Symptome einer so verwickelten Krankheit, an welcher die Menschen und in specie die lieben Wiener laboriren, nicht in einer kurzen Zeit übersehen werden können. Glaube aber darum nicht, daß wir ihnen Medicin eingeben werden; wir können nichts Anderes thun, als ihren Puls befühlen, die Atmosphäre untersuchen, in der sie leben — unsere Bemerkungen einstweilen für uns behalten, bis wir wieder in unser Vaterland zurückgekehrt sein werden, wo es erlaubter ist, dem kranken Menschengeschlechte Recepte zu verschreiben, als hier. Jede Medicin, die nicht von dazu besoldeten Aerzten und Apothekern gereicht wird, sieht man in Wien als Contrebande an und wirft nicht selten dem menschenfreundlichen Arzte, der gerne überall helfen möchte, wo er leiden sieht, für seine unzeitige Dienstfertigkeit das Mixturglas an den Kopf. Ueberdem müssen die Wiener erst mehr von ihrer wirklichen Krankheit überzeugt sein, denn weil ihr Magen gut verdaut, der Staatskarren von Oben geschoben wird, so überreden sie sich, sie seien wohl und fühlen kein Bedürfniß von dem, was der Menschheit Noth ist. Man hat aber, wie Du weißt, hier alle möglichen Vorkehrungen getroffen, daß Niemand in seinem glücklichen Wahne gestört werde. Jedoch bin ich vollkommen überzeugt, daß sie nicht mehr so lange schlafen werden, als sie schon geschlafen haben; sie schnarchen nicht mehr so fest wie ehemals, ja man will sogar schon spüren, daß sie sich regen. Freilich sollte man nach dem, was hier trotz allen

Druckes geschrieben und gedruckt wird und was man doch eigentlich als die Stimme des Volkes anzusehen hat, glauben, daß sie nur im Schlafe reden; jedoch zeigt dies, daß sie wenigstens nicht mausetodt sind und auch einmal erwachen werden, wenn die Stunde ihrer Erlösung naht. Jetzt wär's vergeblich und also thöricht, sie zu wecken.

Die Leute hier sind nur zur Hälfte schuld, daß sie nicht besser sind. Zanke Dich, wenn Du kannst, mit ihren Despoten, Diplomaten, Pfaffen, die das Unkraut unter den Weizen säen, und mit den großen und kleinen Tyrannen, die jeder an der Menschheit zwicken und drücken. Gott gebe, daß ihnen nur der Teufel den guten hölliſchen Rath geben wollte, recht stark und teufliſch zu drücken und zu zwicken, so würden die Menschen desto früher sich ihre Blutsauger vom Halse schaffen und einige Generationen eher frei werden; aber es scheint, sie wittern Unrath und halten es für rathsamer, recht langsam und desto länger das Volk zu quälen. Hoffnung, Schlaf und Lachen sind, wie Kant sagt, die drei specifiſchſten Mittel, uns die Uebel der Welt vergessen zu machen, und die Wiener, ohne Kant zu kennen, wenden diese Mittel an."

Auch über die Wiener Frauen urtheilt Fernow mit der unbarmherzigen Klarheit eines Philosophen, wenn er schreibt: „Von den Wiener Grazien wäre hin und wieder wohl eine Gunst zu erhaschen; aber ich finde keinen Geschmack an dieser Speise. Sie scheinen nur Grazien so lange, bis sie den Mund öffnen, da hört man's gleich, daß sie nur Wienerinnen sind. Indessen kann ich nicht läugnen, daß es hier herrliche, schöne Gestalten giebt; ich habe einstweilen das Gefühl des Schönen an ihnen, so gut sich's an Büsten von Fleisch und Bein, bei dem davon unzertrennlichen Reiz, üben läßt, d. h. ich schaue sie an. Die Wiener Lebensart ist dem Entstehen schöner Formen günstig; denn wo nur der Körper gepflegt wird und die Cultur der Sinnlichkeit zu einem hohen Grade gestiegen ist, da müssen nothwendig schöne Formen entstehen; aber die Grazie fehlt, der geistig edle Ausdruck, die geistige Schönheit, die das Herz fesselt." In einem späteren Schreiben macht Fernow Mittheilungen über die in Wien angeknüpften Verbindungen. Die Schwester Reinhold's, Thereſe, schildert er als eine zartfühlende Psyche, als eine der edelsten

tugendhafteſten und gefühlvollſten Frauen der großen Stadt. „O, wie gerne gönnte ich Reinhold die Seligkeit, ſie wiederzuſehen! Aber ſie hat jetzt ſchon die Hoffnung aufgegeben, den geliebten Bruder, den ihr die „Jeſuiten“ in die Ferne verbannt, je wieder zu ſehen.“ Einen gar triſten Eindruck empfangen wir aus den Schilderungen Fernow's über die Joſephiner und Aufklärer. „Der Exjeſuit Denis, den ich in der Hofbibliothek geſehen, iſt reſignirt über den Rückgang ſeines Vaterlandes. Er lebt nur noch in Büchern; auch Leon iſt ſtumm, er glaubt ſich zu verrathen. Er hat uns freundlich aufgenommen und Baggeſen und mich zu Alxinger geführt. Blumauer habe ich noch nicht Anlaß gehabt zu ſprechen, habe ihn aber täglich auf dem Graben umherwandern und den Mädchen nachblicken geſehen. Wir ſind eigentlich zur ungelegenſten Zeit in Wien. Leider geht uns in dieſer Jahreszeit der Genuß der ſchönen Natur ganz verloren. Wie freue ich mich auf Kärnten und Herbert, dieſen intereſſanten Menſchen.“ Der Geiſt der Bildung hatte ſich in einzelne Kreiſe geflüchtet. In geſellig heiterer Weiſe verkehrten Baggeſen und Fernow in jenen Aſſembléen bei der Gräfin Egger, bei Baron Fries und Anderen. Aber im Ganzen war es Fernow, wie es aus den Briefen erſichtlich, vollſtändig klar, daß dieſe Bevölkerung in ihrer leichtmüthigen, ſinnlichen Weiſe das Zurückfallen in den vorjoſephiniſchen Zuſtand ohne Murren und Widerſtand ertrage und, während die franzöſiſche Revolution überall den freiheitlichen Geiſt im Volke entfeſſelte, ſich hier ein leicht bewegliches, fähiges Volk tummle, das fernab von den Bahnen ſtand, welche der Geiſt des deutſchen Volksthums ſeit Jahren mit ſiegreichem Erfolge durchſchritten hatte. Wenn Fernow, ſeinen Geiſt ſtets disciplinirend, auf ſeinem Hinterſtübchen im Meisl'ſchen Hauſe über Kant's Werke ſinnend ſaß — ſo war das gewiſſermaßen ein Proteſt gegen den in Wien herrſchenden Geiſt, gegen die ihn umgebende Oberflächlichkeit und den ſich ſelbſt genügenden Geiſtesſtillſtand.

Am 3. Februar 1794 reiſten Baggeſen und Fernow mit der Diligence nach vierwöchentlichem Aufenthalte von Wien ab und kamen bald „aus der trüben, neblichten, kothigen und gewühlvollen Sphäre“ in die reinere und beſſere von Oberſteiermark und am 8.

nach Klagenfurt, wo sie Reinhold's intimer Freund, der begeisterte Kantianer Baron Herbert erwartete. Welch' glückliche Tage verlebten sie in diesem Kreise bei sokratischen Mahlzeiten und in herrlicher Natur! Von da zogen sie mit Herbert über Laibach und Triest nach Venedig; in Verona stieß Erhard, dem Kant die Weihe seines höchsten Lobes ertheilte, zu ihnen. Sie kamen bis Bologna, gingen aber wieder nach Florenz zurück. Vieles Anbetungswerthe hatte Fernow gesehen; indeß sein Sinn stand auf Rom, dort wußte er auch seinen Carstens. Die Reisenden kehrten nach Bern zurück. Baggesen gab in Folge der Krankheit seiner Frau, einer Enkelin des großen Albrecht von Haller, seine Reisepläne auf. Nicht so Fernow. Er suchte und fand Erwerb im Portraitmalen, legte sich die größte Entbehrung auf, lebte oft viele Tage bei Wasser und Brod, nur um das Ziel seiner Wünsche erreichen zu können. Da kommt Herbert zum Besuche nach Bern, und seine und des steirischen Grafen Purgstall Hilfe ermöglichen Fernow die Reise nach Rom. Am 29. September 1794 langte Fernow in Rom an. Nach sechsjähriger Trennung sah er seinen Carstens wieder. Carstens nimmt den jüngeren Freund in sein Haus auf. Als später der große Künstler für die Ausstellung seiner Werke einer geräumigen Werkstätte bedurfte und das Haus Battoni's bezog, hatte Fernow seinen beständigen Arbeitstisch daselbst und brachte da gewöhnlich seinen Tag zu. Mit Entzücken durchstreift er an seines Freundes Seite Rom nach allen Seiten, verweilt bei den heiligen Trümmern des alten Rom, durchschwärmt die herrlichen Hügel und Thäler voll majestätischer Pinien, schwermüthig düsterer Cypressen und reizender Villen, blickt vom Monte Mario und Janiculus, von der Peterskuppel und vom Thurme des Capitols hinaus in die Landschaft, betrachtet den Sonnenuntergang an dem Sabiner-Schneegebirge vom Lateran, durchwandert die öde Campagna, die nahen Gebirge von Latium, und unter den Trümmern vom Bundestempel des Jupiter Latialis, im Angesichte des Meeres, denkt er mit Kant, Reinhold und Fichte. Sein Geist hat sich hierher gewöhnt; doch die Mittel gehen zur Neige. Da senden die österreichischen Freunde neue Hilfe. So entstehen hier, im Aufenthalte von zwölf

Jahren, jene trefflichen ästhetischen und historischen Arbeiten, welche Goethe in „Winckelmann und sein Jahrhundert“ so schön gewürdigt hat. Als Fernow nach Deutschland zurückkehrte, da hat er, wie Goethe an Schiller schreibt, „eine so redliche und rechtliche Ansicht von den Kunsterscheinungen“, allein er hatte nicht die Kraft seines großen dichterischen Freundes, in der „viele Jahre geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung“ sich mehr oder weniger zu assimiliren.

XVI.

Aus der österreichischen Adelsgesellschaft des 18. Jahrhunderts.

Es hat vielleicht nie eine Zeit gegeben, in welcher die Ideen, welche einzelne hervorragende Denker hervorgebracht, so rasche Verbreitung gefunden haben, so tief in alle Schichten eingedrungen sind, als das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts. Die Schranken fielen, welche die Länder von einander trennten, wie Mirabeau sagt, und was den Vätern ein Märchen schien, erhielt Wirklichkeit. In Paris sprühte ein Funken auf und mit Blitzesschnelle theilte er sich der ganzen Kette von gleichdenkenden Gliedern der europäischen Gesellschaft mit. Die ganze europäische Adelsgesellschaft dachte voltairisch; die Revolution selbst, wiewohl von Anfang an gegen den Adel gerichtet, fand begeisterte Anhänger unter dem Adel. Die Herzogin von Gotha, welche auf die Nachricht, Lafayette sei mit Louis XVI. nach Mons entwichen, ausrief: „Der Schurke, ich habe ihn immer für einen ehrlichen Kerl gehalten! Ich habe seine Büste, der will ich den Kopf abschlagen", — ist ein wenn auch verzerrter Typus des radicalen Theiles der vornehmen Gesellschaft der Revolutions-Epoche. Allein ganz abgesehen von solchen Erscheinungen, ist in der ganzen Periode der „Aufklärung" der Adel jene Classe gewesen, welche in ihrem Kreise die neuen Ideen verarbeitet und zum Ausdrucke gebracht hat, dem ungebildeten Volke voranleuchtend auf der Bahn des Fortschrittes und der Geistescultur. Der deutsche Adel? Mit der an ihm berühmt gewordenen Treue gegen den Monarchen verbindet der deutsche Adel das lebhafteste Interesse an dem Gedeihen des adelige Vorrechte beseitigenden Staats-

wesens und fördert das Gute und Nützliche aus freiem Antrieb und mit großen Opfern.

Der Adel in Oesterreich, ein buntes Gemisch von deutschen, ungarischen, slavischen, spanischen, italienischen, lothringischen, irischen und niederländischen Geschlechtern, schaarte sich um den Thron des deutschen Kaisers. Lange Zeit hatte er dem Cultus des Fremden gefröhnt, bis das Erwachen des deutschen Geistes unter Maria Theresia auch in diesen Kreis andere Gedanken trägt, die deutsche Aufklärungs-Literatur die französische auch in der Adelsgesellschaft verdrängt. Der Erste, dem es gelang, dem französelnden Adel Achtung vor deutschem Geiste abzugewinnen, war Gellert. Die Wochenschriften hatten zu Anfang der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch vollen Grund zu vehementen Angriffen gegen die antinationale Denkweise des Adels. Diese Verhältnisse änderten sich rasch in der günstigsten Weise. Die „Cavaliere" legten grose Bibliotheken auf ihren Schlössern an, in welchen man heute mit Erstaunen die Vollständigkeit, den Umfang dieser Büchereien wahrnimmt. Aus jener Zeit stammen die verschiedenen kostbaren „Gemälde-Gallerien" der Lichtenstein, Esterhazy, Schönborn, Lanckoronski, Harrach u. s. w. u. s. w., die „Kupferstich- und Handzeichnungen-Cabinete" der Adeligen, von denen mehrere Weltruf genießen, wie beispielsweise die sogenannte „Albertinische Sammlung" in Wien, dem Sammeleifer des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, des Gemahls der Erzherzogin Marie Christine, entstammend. Die Munificenz der Adeligen hat eine offene Hand für aufstrebende Talente, manch' begabter Sohn eines „Unterthanen" studierte auf der hohen Schule auf Kosten des adeligen „Gutsherrn". Wenige Vermächtnisse der Cavaliere jener Zeit, welche nicht Legate zu Stipendien für dürftige Studierende und Preisstiftungen für begabte Jünger der Kunst enthielten. Die meisten Theater in den Provinz-Hauptstädten wurden als „ständische" oder „landschaftliche" Institute in's Leben gerufen und sie waren ebenso viele Pflegestätten deutscher Kunst. Die meisten Mitglieder des hohen Adels — der niedere war ganz Dienstadel geworden — hielten Musikcapellen. Die besten deutschen Componisteure finden wir als wohlbestellte „Kammermusici". So z. B. Haydn im Dienste des Fürsten Esterhazy.

Schon zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia sehen wir das gesellige Leben verschönt und verfeinert durch deutsche Kunst. „Der junge Hof", d. h. der Kreis Joseph's, des Mitregenten, pflegte deutsche Art und Kunst. Hier glänzten Eleonore Lichtenstein, ihre Schwester Leopoldine, verehelichte Kaunitz, die Fürstin Franz Lichtenstein, die Fürstinnen Clary und Kinsky u. s. w. durch Geist und Anmuth. In diesem Kreise bewegte sich Kaiser Joseph, in Gesellschaft des hochgebildeten Generals Lascy und des Obersthofmeisters Rosenberg, eines der aufrichtigsten Verehrer der deutschen Literatur. Die geistreichste Conversation belebte die Gesellschaft, jede neue Erscheinung der fremden, wie der deutschen Literatur ward hier besprochen und gewürdigt. Später versammelte die Gräfin Althann die schönen Geister Wiens in ihrem Hause und ward namentlich Alxinger eine freundliche Gönnerin. Im Salon des Staatskanzlers Kaunitz hatte die deutsche Literatur seit dem Ende der Sechsziger Jahre freundliche Aufnahme und in der Folge ernstere Pflege gefunden. Hier gab die Gemahlin des Generals Grafen Burghausen den Ton an und sie galt als eine feine Kennerin der deutschen schönen Literatur, wie sie denn auch durch Geist und feine Sitte hervorragte — „la fleur de la noblesse autrichienne". Hier las der Oberstlieutenant, nachmals Feldmarschall-Lieutenant Ayrenhoff seine Dramen. Hier wurden deutsche Gelehrte von Verdienst empfangen und ausgezeichnet. Die österreichischen Gesandten an deutschen Höfen wurden in den Siebenziger und Achtziger Jahren angewiesen, Dichter und Gelehrte für Oesterreich zu gewinnen, Relationen über den Stand der Schulen und der Bühnen einzusenden. Von einzelnen Diplomaten, wie von Denen, welche Oesterreich zu Mainz und Dresden vertraten, wissen wir, daß sie sich in dieser Richtung auszeichneten. Der jüngere van Swieten, kaiserlicher Gesandter in Berlin, sah die glänzendste Gesellschaft der Nicolaiten bei sich. Graf Wellsperg war ein intimer Freund Klopstock's. Wenn Adelige aus Oesterreich deutsche Länder durchreisten, verfehlten sie niemals hervorragende Schriftsteller zu besuchen. Sie legten dann den Grand-Seigneur ab und gaben sich als „schöne Geister". Die Grafen Choteck und Wilczek rühmt Lessing als „ein paar vortreffliche Leute, voller Kenntnisse und Geschmack". Klopstock, der mancherlei Beziehungen zu

österreichischen Adeligen hatte, ließ seinen „kleinen Batthyanyi" in jedem Briefe, den er nach Oesterreich richtete, grüßen und an die schöne Zeit, die sie zusammenlebten, erinnern. Zu den ältesten und intimsten Freunden Wieland's gehörte der Fürst Esterhazy. Als Wieland später seinen Sohn Ludwig in die Welt schickte, wandte er sich an den genannten Freund und Ludwig kam als Bibliothekar nach Eisenstadt, bis ihn die drückenden politischen Verhältnisse in Oesterreich gemahnten, nach Deutschland zurückzukehren. Nirgends war ein größerer Enthusiasmus anzutreffen, als bei der Gräfin Wallis, welcher Klopstock und seine Freunde noch ungedruckte Gedichte als einer Vertrauten übersandten. In Prag lebte der Graf Lazanzky mit den deutschen Professoren in einem fast collegialen Verhältniß. Insbesondere wurde Cornova, Professor der Geschichte und dabei mittelmäßiger Poet, da er altersschwach geworden, von Lazanzky ins Haus genommen und mit kindlicher Sorgfalt gepflegt. Wir besitzen zwei Bände gutgemeinter Gedichte von den adeligen Schülern der theresianischen Ritter-Akademie in Wien, die unter dem Nachahmer Klopstock's, Denis', sich in der Kunst des Versemachens übten und sich dem Studium der besten Erzeugnisse der deutschen Literatur hingaben.

Es ist bezeichnend, daß wir in den Achtziger Jahren die hervorragendsten Adeligen des Reiches gerade in jenen Freimaurer-Logen finden, welche sich die Pflege vaterländischer Kunst in ihren Zusammenkünften angelegen sein ließen. Mit Leopold's und Franz II. Regierung trat auch ein Rückfall in diesen Kreisen ein. Die classische Dichtung der Weimarer Epoche findet nicht mehr jene Schätzung und Theilnahme, wie die ihr vorausgehende Gellert's, Klopstock's und Lessing's. Bald kam Oesterreich in den Ruf jener Schlaffheit, die Schiller in seinem „Xenion", „Donau in O." verspottet:

„Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken,
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß."

In einzelnen Adelskreisen fanden jedoch selbst in den Neunziger Jahren die geistigen Bestrebungen Deutschlands lebhaften Nachhall. Als Baggesen im Januar 1794 mit Fernow in Wien war, schreibt er an Reinhold: „In Deiner Vaterstadt sind mir einige Personen überaus theuer geworden: Graf Cobentzl und eine überaus liebens-

würdige Gräfin Egger." Bei Baron Fries verkehrte Alles, was durch Geist und Bildung sich auszeichnete und theilnahm an der Bewegung der Geister. Als Kant die denkende Welt beschäftigte, wurden auch die Adelskreise von einem gewissen Interesse für die kritische Philosophie erfaßt. Aber nur Wenige folgten dem Tiefgang der Forschung und Keinem wurde sie Herzenssache, mit Ausnahme jenes merkwürdigen Baron Herbert in Klagenfurt. Indessen dürfte hier doch die Baronin Maria von Herbert zu erwähnen sein, die, eine Schwester des unglücklichen Barons mit ihrem starkangeregten Denken an merkwürdige Frauen-Erscheinungen, wie die Kalb, Lengefeld, Stein ꝛc. und durch ihr tragisches Ende — sie ertränkte sich im Wörther-See — an die Günderode und ähnliche Gestalten erinnert. Durch Erhard trat die Baronin 1793 in Briefwechsel mit dem Weisen von Königsberg, und da wir Kant's difficiles Vorgehen im Anknüpfen von Verbindungen kennen, ist es doppelt bemerkenswerth, daß er mit dem hochgeborenen alten Fräulein eine Correspondenz unterhielt. Kant erkundigte sich, ganz gegen seine Gewohnheit, welchen Eindruck seine Briefe auf das Fräulein gemacht, und aus den Kant'schen Briefen ersehen wir, daß er dem Geiste seiner Verehrerin seine Achtung nicht vorenthielt. Es mag nicht uninteressant sein, einen der Briefe der Baronin an Kant im Auszuge kennen zu lernen. Sie schreibt aus Klagenfurt an Kant: „Haben Sie mir's nicht vor ungut und gönnen Sie mir das Vergnügen mit Ihrem gewöhnlichen Wohlwollen, Ihnen wieder einmal zu schreiben; denn ich empfinde dabei den Genuß der tiefsten Achtung und Liebe gegen Ihre die Menschheit erhöhende Person" u. s. w. Sie dankt für seine „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft", und zwar „im Namen aller Jener, die sich von den so vielfach verstrickten Fesseln der Finsterniß losgerissen haben". Sie schildert dann den erhebenden Eindruck, den sie von den Werken des Philosophen empfangen, indem sie bemerkt: „Ich fühlte mich bei der Kritik der reinen Vernunft schon ganz berichtigt und doch fand ich bei Ihren folgenden Schriften, daß keine überflüssig war; gern wollte ich dem Laufe der Natur Stillstand gebieten, um nur versichert zu sein, daß Sie vollenden können, was Sie für uns angefangen, und gern wollte ich meine künftigen Lebenstage an die Ihrigen hängen,

um Sie beim Ausgange der französischen Revolution noch in dieser Welt zu wissen". Sie schließt mit dem Wunsche, Kant einmal am Orte seines Wirkens persönlich kennen zu lernen, mit folgenden Worten: „Ich kann Ihr Andenken nie anders als mit dem wärmsten Gefühle des Dankes, der Liebe und Achtung weihen. Der Himmel beschütze Sie vor allem Ungemach, auf daß Sie lange leben auf Erden. Ihre mit ganzem und vollem Herzen ergebene Maria von Herbert."

Diese Worte kamen aus dem Herzen und waren nicht blos Redensarten, bestimmt, die „Geistreichigkeit" zu illustriren. Als Baggesen und Fernow im Februar 1794 bei Herbert in Klagenfurt einsprachen, da schreibt der Letztere, dem die geistige Indolenz in Wien einen schlechten Eindruck hinterlassen, von dem freiherrlichen Kreise in Klagenfurt:

„Wir leben hier im Kreise edler und vortrefflicher Menschen so froh als möglich. Hier werden die Mittags- und Abendmahlzeiten zu sokratischen Festen, wo ernste Weisheit mit froher Laune und Lieder der Freude mit philosophischen Gesprächen wechseln, wo bald Minerva, bald Hebe uns mit ihren Gaben erfreuen. Solche Tage sind wahres Leben, sie sind helle Punkte unserer Reise in Oesterreich. Die Philosophie hat hier ungemein viele Freunde. Der ganze Zirkel in Herbert's Hause ist in ihre Geheimnisse mehr oder weniger eingeweiht und die beiden Baroneſſen, sowie die Fräuleins von Dreer sind ein paar Priesterinnen von vorzüglicher Fähigkeit. Baggesen ist der Meinung, er habe bisher keine Frauenzimmer gefunden, die den Geist dieser Philosophie so ganz gefaßt haben, als diese. Sie haben Kant's sämmtliche Kritiken sowohl, als viele andere Schriften studiert, und wie aus ihren Gesprächen zu schließen ist, verstanden. Es war mir zum ersten Male ganz besonders zu Muthe, als ich die Mädchen von Antinomien und Kategorien so geläufig sprechen hörte, als andere gewöhnlich von Putz, Mode und Wetter, und doch haben sie dadurch ihrer Weiblichkeit keinen Eintrag gethan.

An der Wiener Universität hatte Kant's Lehre keinen Vertreter gefunden. Für die Wiener Professoren war Eberhard der größte Mann seiner Zeit und sie standen noch immer bei der Wolff'schen

Metaphysik, da auf allen Lehrkanzeln protestantischer und zum Theil auch katholischer Universitäten die kritische Philosophie gelehrt wurde. Als daher 1793 der Jude Lazarus Ben-David nach Wien kam, um Kant zu verkündigen, da konnte der Saal in der Universität die Zuhörermenge kaum fassen, die herbeigeeilt war. Das größte Contingent zu diesen Vorlesungen stellte der Adel. Da sah man den Fürsten Lichnowsky, den Grafen Harrach, „dessen Geist mit den Wissenschaften und dessen Herz mit Menschenliebe erfüllt war" und die meisten Mitglieder der höheren Adelsgesellschaft. Allerdings trug die sogenannte „elegante" Vortragsweise, die ernsten Männern gewiß geschmacklos erscheinen müßte, viel zu dem Erfolge bei. Ben-David kam in die Mode und kaum konnte er der Nachfrage nach Privatvorlesungen genügen. Wiener Verleger beeilten sich des Populärphilosophen Vorlesungen zu drucken. Die Adeligen kauften gierig seine Bearbeitungen Kant'scher Kritiken, trotzdem die Regierung, welcher selbst in dieser Verballhornung die Kant'sche Vernunftskritik gefährlich schien, sich feindselig zeigte. Es scheint, daß die Wiener Professoren den „philosophisch-kantisch-protestantisch-preußischen Juden" wegen Gewerbsstörung verklagten und so wurde ihm das öffentliche Docíren untersagt und der Hörsaal von Amtswegen geschlossen. Sofort öffnete Graf Harrach dem Vertriebenen seinen großen Empfangssaal, der die zahlreiche Zuhörerschaft aufnahm. Aber die Regierung war auch schon wieder hinterher, und so verließ Ben-David, gewarnt von seinen Freunden, freiwillig Wien, um nach seiner Vaterstadt Berlin zurückzukehren.

Lange Zeit schon war es in den österreichischen Adelsfamilien Sitte, die Söhne zum Behufe der Ausbildung an auswärtige Universitäten zu senden. Insbesondere war es Göttingen, welches den Anziehungspunkt bildete. In Staatsrecht, Geschichte und deren Hilfswissenschaften ragte es hervor durch den Glanz erster Lehrkräfte, durch volle Lehr-Censur- und Lernfreiheit. Neben der besten juristischen und politischen Ausbildung erlangten daselbst die jungen Adeligen Kenntnisse, die sie vor den Bürgerlichen auszeichneten, die sie befähigten, im Reichshofrathe und als Diplomaten glänzende und ehrenvolle Stellungen zu erwerben. Schmauß und Schlözer waren die gesuchtesten Lehrer. Aber auch in Leipzig, in Leyden und an anderen

Orten finden wir junge österreichische Cavaliere. Um die Wiener Universität zu heben und insbesondere den emigrirenden studierenden Adel zu fesseln, wurden wiederholt Reformen nach dem Muster der Georgia Augusta, 1772 und später 1785 vorgeschlagen, allein nicht durchgeführt. Gleichwohl ist zu bemerken, daß zahlreiche Lehrbücher der Göttinger Professoren als Vorlesebücher vorgeschrieben wurden und manches Göttinger Muster nachgeahmt worden ist, so von Schrötter für die Pflege des österreichischen Staatsrechtes, von Heß, der ein historisches Seminar errichtete, wie es Pütter, Gatterer, Schlötzer, Achenwall leiteten. Unter Maria Theresia wurde der Lehrplan der Universitäten bereichert und erweitert und ausgezeichnete Lehrkräfte wurden mit hohem Range und Gehalte berufen. . Sie bildeten ausgezeichnete Juristen, Cameralisten und Aerzte und an der juristischen Facultät allein studierten alljährlich mehr als 100 Ausländer. Die Universitäten waren jedoch nur als Fachschulen gut, für die Fortbildung der Wissenschaft leisteten sie wenig und nach dem Tode des Reformators van Swieten bald nichts mehr. Der Nativismus und Particularismus unterbrach die enge Verbindung der Geister mit Deutschland, die große philosophische Umwälzung ließ Oesterreich unberührt. Unbekümmert um das Wohlgefallen des Monarchen oder gar seiner dem Adel abgeneigten Bureaukratie, welche alle Diejenigen, welche sich nach Deutschland wandten, um unmittelbaren geistigen Antheil zu nehmen an dem schöngeistigen Schriftthum und an den neuen Lehren der Philosophie, als „Mißvergnügte" betrachtete, zogen junge österreichische Standesherren wieder nach Deutschland.

Nach Jena wandte sich der steierische Graf Purgstall. Er war Besitzer der Herrschaften Riegersburg, Hainfeld und Feldberg und der Erbe eines alten Namens und großen Vermögens. Graf Purgstall trat unter die Schaar der Schüler Reinhold's mit dem ganzen Wissensdurste eines jungen, den Wissenschaften ergebenen Mannes und studierte mit Eifer und Ernst. Von Jena kam er öfters nach Weimar, wo er Vater Wieland besuchte, der ihn außerordentlich lieb gewann. Reinhold schreibt über ihn einmal an Baggesen: „Schwerlich haben wir Beide in unserem Leben einen reineren Menschen gesehen. So rechtschaffen und fest, so freisinnig,

so liebenswürdig und sanft dabei, wie es nur ein Mann sein kann, ohne aufzuhören ein Mann zu sein, ohne auch nur das Geringste von der originellsten Natürlichkeit eingebüßt zu haben. Die ungewöhnliche Gesundheit des Verstandes thut hier in Verbindung mit der philosophirenden Vernunft Wunder, die mir mit jedem Tage ein neues herzerhebendes Schauspiel eröffnen." Nach einem rührenden Abschiede von Wieland ging Purgstall mit Reinhold nach Kiel, nachdem er Spittler und Meiners in Göttingen besucht hatte. Von Kiel machte er häufig Ausflüge zu dem für alle wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen begeisterten Prinzen von Augustenburg auf Schloß Gravenstein, besuchte die gräflichen Familien Reventlow und Schimmelmann, Fr. v. d. Recke und schloß mit dem Grafen Moltke, einem der geistvollsten Männer, innige Freundschaft. Die Weihnacht 1794 und die erste Hälfte des Januar 1795 finden wir ihn im Verkehr mit der „heiligen Familie" Reimarus und in freundschaftlicher Verbindung mit dem großen Mimen Schröder. Zu Ostern verließ Purgstall Kiel und ging nach Königsberg zu Kant. Sein reiches Wissen, seine eifervolle Liebe für die Philosophie, sein allem Großen und Schönen zugewendeter Sinn, erwarben ihm die Zuneigung des weisen Patriarchen, der ihn — welch' seltene Auszeichnung — mit seinem Bilde beschenkte. Voll edler Begeisterung trat er in den Kreis seiner holsteinischen Freunde und die Gräfin Schimmelmann erzählt, wie er von seiner Wallfahrt nach Königsberg berichtete und wie ihm Alle so gerne zugehört, „da er den Weisen viel gesehen hatte und strahlend wie Moses vom Gebirge zurückkam." Purgstall ging hierauf nach England, wo er sich verheirathete. Auf der Rückreise nach Steiermark kehrte Purgstall mit seiner Frau in Weimar ein und Beide entzückten die dortige Gesellschaft. Hoffmann v. Fallersleben theilt uns in den „Findlingen" einen Brief Schiller's mit, der in Ausdrücken der höchsten Verehrung an die Gräfin gerichtet ist. Der Graf und die Gräfin blieben im steten Verkehr mit den hervorragendsten Geistern. Die Gräfin erkannte den Genius Walter Scott's, dessen erste Arbeit sie drucken ließ, und gab ihrer Achtung vor der Wissenschaft würdigen Ausdruck, als sie, die Letzte ihres Stammes, Namen und Güter auf den Orientalisten Hammer vererbte.

Vielleicht illustrirt den Contrast der Zeiten nichts mehr, als der Name des alten Grafen Windischgrätz, des Freundes Jacobi's, der ein Werk über die Unsterblichkeit der Seele schrieb, das, einen den höchsten Problemen zugewendeten Geist verrathend, in einer zustimmenden Recension Kant's seine Anerkennung fand. Doch fehlt auf diesem Tableau der Adeligen auch nicht die komische Figur, in einem Werke, das sich nennt: „Apodiktisch gewisse Widerlegung der kantischen Lehrsätze, von Karl des heiligen römischen Reiches Freiherrn v. Kerekes, Magnaten des Königreiches Ungarn." Das war der österreichische Adel im achtzehnten Jahrhundert.

XVII.

Ein Brief aus dem Jahre 1809.

(Handschriftliches.)

Vor einiger Zeit fiel mir ein vergilbtes Blatt in die Hände aus dem Jahre von Oesterreichs größter Bedrängniß — aus dem Jahre 1809. Man traut seinen Augen nicht, liest man aus jener Zeit des Sturmes und Dranges die deutschen patriotischen Aeußerungen des Hofes, Adels und der Presse, und vollends, wenn man sie vergleicht mit jenen deutschfeindlichen Kundgebungen der Jahre 1870 und 1871. In der That, es wäre eine eines Historikers würdige Aufgabe, Oesterreichs Stellung in den deutsch-französischen Kämpfen zu beleuchten, darzulegen, wie Erzherzog Karl, Johann gedacht und gefühlt, wie der österreichische Adel tief verwundet von Preußens Niederlage, in erster Linie stand gegen Frankreich, wie das angeblich czechische Prag Asyl ward für Stein, Scharnhorst u. s. w. Gentz zog nach Wien und ward hier der Motor einer deutschen Politik, die das Kaiserthum eines Bonaparte als ein Unglück betrachtete. Stadion und Czartoryski, Rasumowsky, Fürst und Fürstin Dolgoruki, die Gräfin Lanckoronska bildeten den Mittelpunkt der kriegslustigen antifranzösischen Wiener Gesellschaft; Johann von Müller, schon 1792 in österreichischen Diensten, blieb nach seiner Uebersiedelung nach Berlin diesem Kreise vertraut.

Und Erzherzog Johann Allen voran, der von sich schrieb: „Ich bin gut deutsch, deutsch mit Leib und Seele", bemerkt die Rivalität der beiden deutschen Monarchien mit bitterem Schmerze.

Diese Rivalität führte zur schmachvollen Niederlage Oesterreichs 1805, zu der unheilvollen Preußens 1806. Die Starhembergs und die deutschen Cavaliere, auch die Nostitz — was ist aus ihnen geworden? — predigten Muth und Entschlossenheit gegen Frankreich, Freundschaft, Allianz mit Deutschland. In ihren Salons eiferte Friedrich Schlegel; bald sollte er an Erzherzog Karl's Seite mit der Feder streiten. Mit Stadions Regierung wurden die Geister, die Franz so lange niedergehalten, wieder geweckt, die Bildungsanstalten gehoben, der Buchhandel ermuntert, „weil er auf die Nationalbildung, auf Künste und Wissenschaften einen so mächtigen Einfluß habe." Hormayr, Friedrich Schlegel betheiligten sich an neuen Zeitschriften, Frau von Staël kam nach Wien, mit ihr August Wilhelm Schlegel; dieser hielt mit ausdrücklich und eigenhändig ertheilter Erlaubniß des Kaisers Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, und erregte nach seiner Aussage, durch Vieles, was er nicht sagen konnte, aber worüber sich die Herzen verstanden, allgemeine Rührung.

Es war in der That, wie Niebuhr später schrieb, eine höchst merkwürdige Metamorphose in Oesterreich vorgegangen. Die allgemeine Erwartung richtete sich auf die Einführung freiheitlicher Einrichtungen. Doch war im Augenblicke alle Bewegung der Regierung nur auf den Kampf gegen Napoleon gerichtet, und als der Kaiser in späterer Zeit vollständig im Kampfe gesiegt hatte — dachte er doch wieder nur daran, seine absolute fürstliche Macht zu befestigen. Aus jener Zeit des Dranges, des deutschen nationalen Eifers, der Hoffnung auf Reformen und Befreiung der Rede und Schrift ist der nachfolgende Brief datirt des Karl Freiherrn von Kübeck an Friedrich Schlegel. Kübeck stand zu jener Zeit als kaiserlicher Armee-Commissar (1809) gegen die Franzosen im Felde. Der Brief, den ich wortgetreu nach dem Originale wiedergebe, erhebt sich an manchen Stellen zur vollen Tendenz unserer Tage und ist in manchem Betrachte bemerkenswerth.

Er lautet:

„Sie haben mir Vieles von der Preßfreiheit gesprochen und auch meine Ansichten zu hören gewünscht. Die haben sich

schon vielfach geändert und ich bin noch nicht ganz im Reinen mit mir. Die Frage ist sehr zusammengesetzt und nicht so leicht zu lösen. Aufrichtig gesprochen, ich weiß nicht, wie die Preßfreiheit dauerhaft und nachhaltig verhindert werden kann. Kaiser Napoleon ist doch gewiß ihr entschiedenster wie ihr mächtigster Feind; zu seinen Maßregeln gegen die Guttenberg-Sprache fehlen nur mehr die Scheiterhaufen. Gleichwohl druckt man, was man will, und alle Personen von Bildung lesen, was sie wollen. Die nicht gebildeten werden lesen. Und kann wohl der Zustand der Macht des französischen Kaisers lange dauern? Wir sind es, die sie durch unseren Widerstand einige Zeit erhalten. Sie fällt gewiß. Nach ihm wird die Preßfreiheit wie eine unterdrückte Flamme aufflackern. Man wird sie wieder beschränken und fesseln wollen; aber was nützt es, wenn sie nur wieder ein halbes Jahr gesprochen hat.

Die Ideen sind laut geworden, und, einmal gehört, wurzeln sie und wuchern in allen Köpfen, die sie aufgenommen, und brechen sich früher oder später wieder Bahn. Die Presse ist ein ganz neues Element der socialen Verhältnisse, welches die alte Staatskunst und die alten Staatsformen ganz unbrauchbar machen wird.

Die alte Staatskunst bestand und besteht größtentheils noch in dem geschickten Gebrauch der Autorität und der Gewalt, welche der Geburtsadel, die Geistlichkeit und die Waffen darbieten. Die Presse unterwäscht aber alle Autorität, und mit ihrem Falle fällt auch die physische Gewalt, die nur der geistigen dienen, sich selbstständig dauernd nicht behaupten kann. Das Regiment wird also fortan auf dem freien Willen, das Ansehen der Gesetze auf die Zustimmung und Beides auf die Ueberzeugung (die Meinung) der Nationen (des durch Bildung und Besitz vorwaltenden Theiles derselben) gestützt werden müssen, welche Ueberzeugung ein Produkt der entgegengesetzten Faktoren der freien Presse und der dadurch angeregten Denkkraft sein wird. Der Geburtsadel muß darum allmählich seine Bedeutung verlieren, wenn er sich gleich noch so lange als Antiquität erhalten kann.

Die Geistlichkeit muß durch Lehre, Sitten und Wissenschaft erbauen oder in Geringschätzung verfallen; die Waffen werden ein

Gemeingut der Nation werden, wie sie es durch die maßlosen Armeen schon geworden sind.

Besitz und Intelligenz werden die wahre Aristokratie bilden, und ein Journalist kann sich zu einer Puissance erheben. Die Staatskunst wird mit der Bascule-Geschicklichkeit nicht ferner ausreichen; die Regierung wird durch ihre Kenntnisse, ihre Weisheit, ihre Gerechtigkeit, ihre Kraft des Charakters und ihre Redlichkeit allein Autorität gewinnen und durch das große Talent, die Meinung der Nation mit sich zu verschmelzen, sich allein behaupten können. Das Regieren wird schwer, sehr schwer werden oder auch leicht — je nachdem.

Meine Ansicht also ist:

Die Presse ist eine Riesenmacht, die nicht mehr zu überwinden und in einer nicht entfernten Zukunft gar nicht zu beschränken ist, und in welcher die ganze künftige Folge der socialen Zustände der Menschheit wurzelt.

Wir selbst appelliren schon heute mitten unter den Waffen an diese höhere Macht, und Ihr Ruf, Ihre Zeitung ist der Beweis davon.

Karl Kübeck m. p."

Was hier an einem der ernstesten Wendepunkte der österreichischen Geschichte als eine wichtige Forderung des Zeitgeistes erkannt und hingestellt wurde, das wurde bei der Reconstruction Oesterreichs 1815 nicht beachtet. Die österreichische Staatspolitik begnügte sich nicht blos damit, innerhalb der schwarz-gelben Pfähle jede geistige Regung und Bewegung niederzuhalten, sie dehnte ihre Bestrebungen auf den deutschen Bund aus, dessen Präsident Oesterreich geworden war. In der ersten Bundestagssitzung des Jahres 1819, zehn Jahre nach dem oben citirten Briefe — erklärte der Präsidial-Gesandte, Graf Buol: „Jeder Zeitungsschreiber erlaube sich, in Angelegenheiten seine Stimme zu erheben, die den größten Staatsmännern noch Zweifel und Schwierigkeiten darböten. Das sei verderbliche Anmaßung....." Man beschloß auf fünf Jahre, in

keinem Bundesstaate dürfe eine Zeitschrift ausgegeben werden, die nicht über zwanzig Druckbogen stark wäre und deren Inhalt nicht zuvor die Quarantaine der Behörden überstanden hätte. In dieser Strenge kam das Decret nicht zur Ausführung was aber in Confiscationen geleistet wurde, darüber müßte man eine statistische Bibliothek schreiben.

XVIII.

Aus Sonnenfels' letzten Lebensjahren.

(Handschriftliches.)

Einsam und verlassen saß der einstmals so gefeierte Sonnenfels 1814 in seiner Stube, gemieden von den Großen, welche sonst so dienstfertig im Vorsaale des Empfangs harrten. Nur selten verirrte sich ein alter Freund in seine Nähe, und dann sprach man von dem betrübenden Wechsel der Zeiten, von den zerstörenden Wirkungen des Ministeriums Thugut, welches das Volk mit keckem Wortwitze „Thunichtgut" nannte, und von dem neuen Gestirne Metternich. Stundenlang saß der Greis in seinem Sorgenstuhle in düsteres Nachdenken versunken, die matten glanzlosen Augen auf die lebensgroßen Porträts Thereſiens und Josephs geheftet. Ein schweres Nierenleiden nagte an den schwachen Lebenskräften des achtzigjährigen Mannes.

Mit heiserer Stimme, in kurzen abgebrochenen Sätzen, die letzten Worte wiederholend, sprach der Greis über die verkehrte Politik der Machthaber jener Tage, und während leichtmüthige Geschöpfe den Ruhm und die Weisheit Metternichs priesen, der den Soldatenkaiser eben niedergeworfen, sprach Sonnenfels in galliger Stimmung über die traurige Wendung, welche die Geschicke Oesterreichs durch die Reaction, die in dem Waffensiege ihre stärkste Stütze fand, genommen. So schildern ihn seine Freunde.

Noch war Sonnenfels activer Hofrath und Mitglied der Gesetzgebungs-Commission, aber nachweislich war er dies nur dem Namen nach; der Kranke verließ seine Stube nicht, und für beide den Principien nach unverträgliche Theile war dies Fernbleiben auch das

Beste. Mitunter kam ein Auftrag an Sonnenfels, irgend eine Inschrift auf eine Medaille, die zur Erinnerung an einen Sieg im Felde geprägt werden sollte, zu verfassen, und hie und da verließ er die Krankenstube, um irgend einer Feierlichkeit in der Akademie der bildenden Künste, deren Leitung ihm seit Jahren anvertraut war, beizuwohnen.

Diesem Institute hatte er einen guten Theil seiner Kraft geopfert. Die Kriegszeit und der Mangel an Theilnahme von Seite des Hofes und Adels hatten das Geringe, was Kaunitz und Sonnenfels geschaffen und gefördert, zerstört.

Noch galt Sonnenfels in ganz Deutschland als der Repräsentant der Zeit der Aufklärung und des Aufschwunges, und diesen Ruf sich zu erhalten war sein Ehrgeiz. Im Jahre 1814 sollte er, nach gewohnter Weise, einen Rede-Actus halten. Die Regierung verlangte, daß er seine Rede zuvor einer Censur unterwerfen möge. Man kannte Sonnenfels' feindselige Stellung zu dem Regierungssysteme, man fürchtete seine Rede und seinen Freimuth. Es war gleichfalls bekannt, daß Sonnenfels den gewaltigen Rückschritt auf den geringen Eifer des Hofes und des Adels für die Künste zurückführen und dadurch einen Vergleich mit der Josephinischen Epoche heraufbeschwören werde. Einer seiner hochgestellten wohlwollenden Freunde erhielt Einblick in das Manuscript, und sofort erging an Sonnenfels der Befehl, den Entwurf abzuändern, nach beigelegten „Bemerkungen". Sonnenfels, alt geworden in der vollen Freiheit des Handelns, verweigerte standhaft, eine censurirte Rede zu halten, und erklärte, lieber mit Krankheits-Entschuldigung fernzubleiben, als sich diesem Angriffe auf die Selbstständigkeit seines Charakters auszusetzen. Er ignorirte den eigentlichen Urheber des Befehls und gab seinem nächsten Vorgesetzten, dem Curator, die Erklärung ab, welche in dem nachfolgenden, bis jetzt unbekannten Briefe enthalten ist. Sie ist das schönste Zeugniß seines Freisinnes und mag uns mit vielen Schwächen des wohl viel überschätzten, jedoch immerhin merkwürdigen Mannes versöhnen. Ueber die Provenienz nur die Bemerkung, daß ich den Brief, den ich schon im handschriftlichen Concepte benützen konnte, mit der von dem Archivar der Stadt Wien gefertigten Abschrift des Originals zu vergleichen und die buch-

stäbliche Uebereinstimmung beider Materialien zu constatiren in der Lage war:

„Soeben erhalte ich die Bemerkungen Ew. Excellenz über den Entwurf meiner kurzen Rede, und säume nicht, auf der Stelle mich gegen Ew. Hochwohlgeboren darüber zu erklären.

Ich richte meine Antwort an Sie, weil ich mich etwas freimüthiger mit Ihnen besprechen zu können glaube.

Vor Allem habe ich von meiner Seite zu fragen: War es meine Pflicht, diese Anrede, für deren Inhalt, Gegenstand und Ausdruck ich dem Publicum Rede zu stehen habe — vorher mitzutheilen? Nein oder Ja? Ist es das erstere, so konnten diese Bemerkungen nicht geschehen. Sollte ich zu dem letzteren verpflichtet sein, so entsage ich auf immer, in einer akademischen Verhandlung das Wort zu führen — aber werde auch einer Stelle entsagen, wo ich gerade darin, wo ich in den Augen meiner Mitbürger und Deutschlands nicht ohne alles Verdienst zu sein mir schmeichle, ungefähr zu der subalternen Rolle eines fremden Sprachrohr, eines Cicero-Kopfes verurtheilt wäre.

Ich verhehle mir nicht, wie viel ich bei dieser Controverse wage. Die Wahl, wenn es gilt, ist zwischen einem dirigirenden Minister und einem kleinen Geschöpfe meiner Art nicht zweifelhaft. Immerhin! im achtzigsten Jahre seines Alters und im zweiundfunfzigsten seines Dienstes, was hat man zu verlieren? Das Publicum wird fragen: Warum ist Sonnenfels jubilirt? Weil Graf Metternich — was weiß ich was das Publicum dazusetzen wird. Aber ich habe für jeden Fall das Mittel in Händen, in keinem falschen Lichte zu erscheinen. Das Publicum wird meinen Entwurf und die Bemerkungen des Curators darüber lesen — und den Ausspruch thun.

Ich habe meinen Aufsatz vor competenten Richtern gelesen; man hat ihn nicht nur zweckmäßig, man hat die Wendung sogar delicat und scharfsinnig gefunden, wodurch ich bemerke, daß nichts vorhanden ist, was den Fortgang der Akademie bezeuget. Eigentlich ist der Inhalt meines Aufsatzes dahin beschränkt: eine dankbare Erinnerung für die durch die Statuten zugegangenen Wohlthaten. Die Akademie hat sich bemüht, dankbar ihre Pflicht zu erfüllen;

wirklich haben die Künste Fortschritte gemacht — wir übertreiben diese Fortschritte nicht; aber da das Publicum fragen könnte: Wo sind die Beweise dieser Fortschritte, so lege ich Ursache und Entschuldigung — daß der Hof und der Adel nichts für die Künste gethan — auf Umstände der Zeit. Wenn diese sich aufheitern wird, wird es nicht an geschickten Leuten fehlen und, davon bin ich überzeugt, wir werden eher geschickte Künstler als Mäcenaten finden. Sagen Sie mir, theuerster College, was wäre hier nicht ad rem?

Oder soll ich, wenn ich anders der langen Bemerkung einen Sinn abgewinnen will, soll ich sagen: Wir wissen, daß uns noch sehr viel abgeht, aber die Schuld liegt nicht an uns! Nur eine Deduction über die Ursachen, die Hindernisse und das Größte: Niemand thut etwas für die Künstler, nicht der Hof, der seine Arbeiten nur Anfängern überläßt, nicht der Adel, das heißt: Ihr, die ihr dazu gehöret, thut nichts! Ist es nicht schon hohe Klugheit von mir, diese Klippen zu vermeiden und dafür wenigstens in der Ferne dem Künstler Aussicht zur munificentia publica und privata zu zeigen?

Die zweite Bemerkung habe ich benützt und die Verbindlichkeiten auf die leitenden und unterrichtenden Mitglieder beschränkt.

Ferner aber gestehe ich Ihnen, daß für meinen Aufsatz die erste Bemerkung zu benützen ich mir die Geschicklichkeit nicht anerkenne, einen ganz neuen Aufsatz aber, wie ich genöthigt sein würde, zu entwerfen ein zu unfruchtbares Gehirn habe, unfruchtbarer noch dadurch, daß meine Gedanken nun einmal diese Richtung genommen haben, die nur sich stets in die Quere werfen würde. Ueberhaupt wäre mir auch die Zeit zu kurz zu einer Abhandlung nach dem Thema, das die erste Bemerkung anzugeben scheint.

Ich gehe zurück zu dem Eingange meines Schreibens. Es war die Ergießung meiner gereizten Eigenliebe, sagen Sie auch meines beleidigten Schriftstellerstolzes. Indessen den folgenden Inhalt muß ich auch mit kalter Ueberlegung bestätigen. Somit, wenn mein Aufsatz für unbrauchbar gehalten wird und einen zweiten zu verfassen mir nicht zutraue, wird es nöthig sein, eine Vorsehung zu treffen, von der ein wesentlicher Theil sein würde, daß mich eine

*

„maladie de Commande“ hinderte, zugegen zu sein, weil ich doch bei dieser Feierlichkeit keine stumme Rolle übernehmen kann.

Zum Beschlusse: Dieser Vorgang überzeugt mich neuerdings, daß unter solchen Umständen ich nicht für die Rolle, oder die Rolle nicht für mich berechnet ist. — Retraite, mon ami, im achtzigsten Jahre deines Alters, im zweiundfünfzigsten Dienstjahre — so ruft mir die Vernunft zu. Aber mein Herz, warmer Freund, bis in die Grube!

Den 28. Jänner 1814.

Sonnenfels.“

Als Postscript ist angefügt: Griffonage indéchiffrable du veillard de quatre-vingt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

DB30
R5

DB 30 .R5 C.1
Geistesstromungen.
Stanford University Libraries
3 6105 037 467 466

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

OCT 15 1984

OCT 14 1985